



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

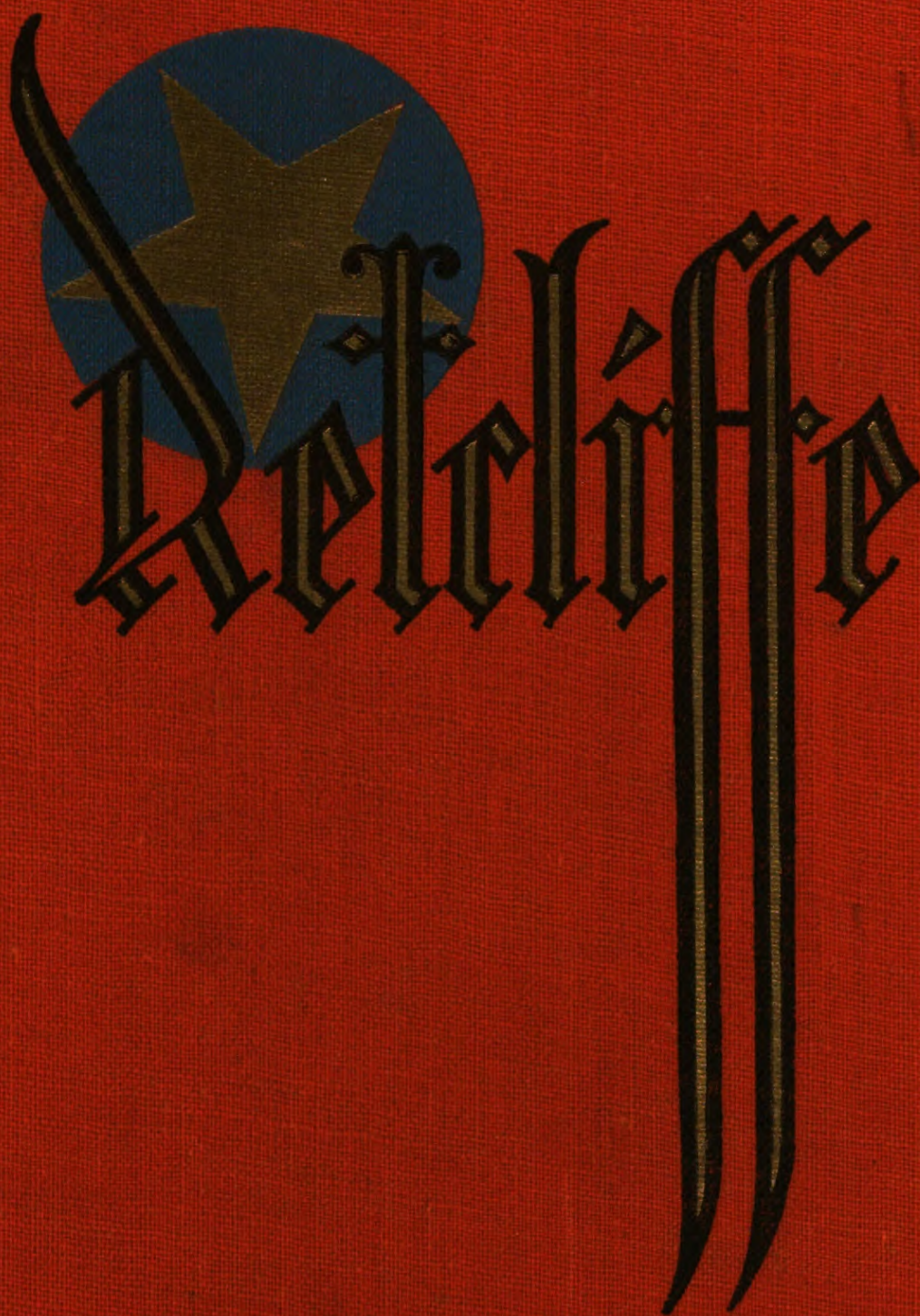
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries
and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-
ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



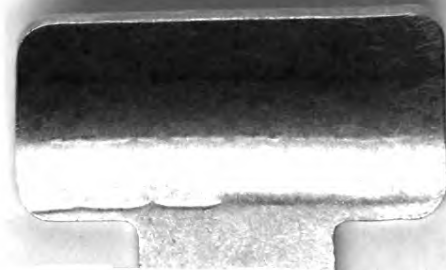
**BARRIKADEN
IN WIEN**



~~IW 200 A. +~~



REP. G. 4655



Sir John Retchcliffe's Historische Romane

Die vorliegende Neuausgabe
des Romans „Barrikaden in Wien“, wie überhaupt aller in dieser Sammlung erscheinenden Romane Sir John Retcliffe's, fußt auf der vom Verlag erworbenen und ihm allein zustehenden Ausgabe von Ernst Göß, in der Bearbeitung von Barthel-Winkler.

Nachdruck, Übersetzung und Verfilmung verboten.

Copyright 1931 by Retcliffe-Verlag G. m. b. H., Radebeul bei Dresden.

Der Roman „Barrikaden in Wien“ behandelt zusammen mit den folgenden zwei Bänden die österreichisch-ungarische Revolutionszeit von und nach 1848 und ist der ursprünglichen Stoffsammlung „Villafranca“ entnommen. Nach den Richtlinien, die wir im Vorwort zu dieser Gesamtausgabe — siehe „Volk in Folter“, Nena Sahib, I. Band — gezogen haben, wurden nunmehr sämtliche Werke Retcliffe's sorgfältig durchgearbeitet, von Unstimmigkeiten gereinigt, dem heutigen Geschmack angepaßt und — zum allerersten Mal — durch neuaufgefundene Kapitel, zum Teil erheblich, ergänzt.

Barthel-Winkler.



Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Zum Geleit

Das packende Epos der Bruderkämpfe von 1848 und deren Folgen, das Sir John Ketchiffe in den Bänden „1848“ und „Im Herenkessel“ entrollt, findet im vorliegenden Buch „Barrikaden in Wien“ seine dramatische Steigerung. Ursprünglich verloren sich die Fäden dieses Werks in vielen Bänden der alten Stoffsammlung; und in dem Band, der hiermit vor der großen Ketchiffe-Gemeinde erscheint, und in den mit ihm zusammenhängenden folgenden zwei Bänden wird zum erstenmal der bei Beginn der Bearbeitung gefaßte Plan verwirklicht: wie die preußische Revolution so auch den Kreis der österreich-ungarischen Freiheitsbewegung, die das Land in eine Hölle des Klassen- und Rassenhasses wandelte, in einer Gesamtschau darzustellen.

So wurden denn die einzelnen Bruchstücke dieser mit Bruderblut geschriebenen Chronik aus den alten Stoffsammlungen „Villafranca“ I, II und IV, aus „Zehn Jahre“ I bis IV und aus „Magenta und Solferino“ I, II und IV herausgeschält und vereinigt. Die damit geschaffene in sich geschlossene Handlung umfaßt die Zeit vom Ringen um Wien 1848 bis zu den Kämpfen der vereinigten Italiener und Franzosen im Jahr 1859 gegen die österreichischen Truppen in Norditalien bis dicht vorm Frieden von Villafranca zwischen Kaiser Franz Joseph und Napoleon III.

Im Brennpunkt dieses kraftstrotzenden Werks steht das abenteuerliche Geschick des ungarischen Grafen Stephan Batthyany und der Gräfin Cécilie Palffy, deren Liebesbund

im Strudel der revolutionären Geschehnisse zerrissen wird. Und daneben, im Schatten verachteter Niedrigkeit, aber mit Meisterschaft dem Leser ins Herz geschrieben, die Liebe des armseligen Slowaken Szabo Polko zur kleinen Hanka Evtkovic. Hier steht er, der eigenwillige Gestalter Metcliffe — groß, wuchtig und in seiner Art ohnegleichen — und im Bann seiner dämonischen Gestaltungskraft gehört diesem armseligen Schweinehirten an den Ufern der Theiß unsre leidenschaftliche Teilnahme bis ans bittere Ende, weil der Dichter Metcliffe es so will; selbst in den grauenvollen Stunden des Mordes am Feldzeugmeister Baillet von Latour, selbst in den Henkerszenen am Kirchentor des unglücklichen Nagy Enyed unter der Geißel des Tribuns Abramů Janku und seiner „Lämmer“.

Die Kurven auf der Fiebertafel der damaligen europäischen Geschichte gleichen außerordentlich denen der Gegenwart; die Schemen von 1848 gewinnen Leben. Namen, in die Gedenksteine der Freiheitsbewegung eingemeißelt und doch schon halb vergessen, melden sich und zwingen zu nachdenklicher Betrachtung im Brausen des heutigen Phrasenmeers: Ludwig Kossuth, der Held Ungarns, wird Gestalt in diesem Werk; Ludwig Batthyany, der in Pest als Opfer der „Häne von Brescia“ stirbt; der Polengeneral Bem, der später zum Islam übertritt und sich Abramed Pascha nennt; Rozsa Sandor, der berühmte und berückichtigte Freikorpsführer, der Schrecken der Feinde, der Freund der Armen — und Robert Blum, jener unglückliche Abgesandte des Frankfurter Parlaments, der zu stolz ist, beim Sturz Wiens die stillschweigend ermöglichte Flucht zu wählen, und daher den Truppen des Fürsten Windischgrätz in die Hände fällt.

Fürwahr, es ist lebendigste Geschichte in diesem Werk, und man hört beim Lesen ihr mahnendes Raunen.

Barthel-Winkler

Zwei arme Liebende

„Grüß di Gott, Rozsa!¹ Kommst Mittag zur Schenke?“

Der wilde Reiter schwenkte den Hut.

„Hui, Szabo — werd dort sein! Muß tanzen heutigentags!“

Der Schweinehirt am Hügel, an dem weit zerstreut bis zum Rand des Weidenbuschs die borstige, mehr als tausendköpfige Herde lagerte, sank zurück in den Schmutz.

Soweit die Augen trugen, waren Rozsa Sandor und Szabo Polko, der Schweinehirt, die einzigen Menschen der Puszta.

Es war der erste Sonntag im April 1848; der Frühling hatte längst auf Sümpfen und Strömen die Eiskruste des Winters gebrochen; frisches Grün sproßte überall. Die weiten, einförmigen, nur selten von Hügel und Wald unterbrochenen Niederungen der Theiß breiteten sich aus: ein unübersehbares Gebiet von Steppen und Sümpfen, meilenweit überschwemmt durch die Gewässer der Schneeschmelze aus den Karpathen.

Scharen wilder Enten bedeckten die Wasserfläche der Sümpfe; Schnepfen strichen über das Geröhr. Strandläufer hüpfen von Scholle zu Scholle; Rohrdommeln ließen im dichten Schilf ihren Ruf erschallen.

¹ Rozsa (sprich Roscha) Sandor (sprich Schandor, d. i. Alexander), bekannter ungarischer Räuberhauptmann, geboren 1813 zu Szegedin, war eine fast sagenhafte Gestalt, ähnlich dem rheinischen Schinderhannes, hochverehrt von den Armen. Während der Revolution führte er unter Kossuth ein Freikorps.

Wie eine Wache stand ein großer Fischreißer auf seinem hageren langen Bein, das andre unsichtbar fest unter den grauweißen Leib gezogen, den langen Hals tief zwischen die Schultern gedrückt, die Augen fast geschlossen. Ein Fisch wagte sich, von der unbeweglichen Gestalt getäuscht, in seine Nähe; der Hals schnellte vorwärts, der lange Schnabel streckte sich und faßte die Beute.

Raum ein Fluß Europas ist so fischreich wie die Lagunen der Theiß; selbst Seefische, Störe und Lachse treten durch die Donau herauf in den Strom und laichen in dem schlammigen, ruhigen Gewässer.

Unermeßlich viel Wasservögel schwirren über die weiten Felder von Rohr und Schilf in einer ewig wechselnden, schnatternden, pfeifenden, krächzenden Wolke.

Dort, wo sich aus dem Sumpf in leichter Anschwellung der Boden zur unermeßlichen Grasebene hob, brauste eine Herde wilder Pferde über die Fläche; der braune Roßhirt, Rozsa Sandor, setzte hinter ihnen drein, die Peitsche hochgeschwungen, die kräftigen, kaum bis zum Knie von elender Wollhose bedeckten Beine fest an den Leib des sattelloßen Hengstes gedrückt. Sein wilder Zuruf lenkte ihn besser als jeder Zügel. Unter braunem, niedrigen Hut mit breiten Rändern flatterte das lange, glänzend schwarze Haar. Der braune Mantel von Filztuch über dem schmutziggrauen Hemd wehte im Wind.

Zur Tränke an einer der sumpfigen Lachen ging die wilde Jagd, vor der Ente und Kiebitz erschrocken in die Höhe stoben und die Luft mit ihrem Gekreisch und Geschnatter erfüllten.

Nach Westen hin, wo Erlen und Lannen die Grasebene zu säumen begannen, kräufelte sich Rauch in die blaue Luft.

Zwei ungarische Meilen vom Rand der Sümpfe entfernt schien der Boden fruchtbarer und ergiebiger. Nicht das

freundliche Ansehen der Umgebung eines deutschen Dorfes, keine Spur von Getreidefeld und Ackerbau; aber zwischen den Fichten einzelne Zeichen dürftigen Anbaues: die langen Furchen eines Kukuruzfeldes mit sprossenden Stengeln.

Trockener und sandiger wurde der Boden, je weiter man kam. Ein Weg wand sich zwischen den Bäumen, eine vereinzelte Lanya, ein Gehöft, zeigte sich im gerodeten Raum zwischen den Stämmen. Eine Strecke weiter eine zweite; dann in der Richtung des Gehölzes eine ganze Fala, eine Reihe von Hütten und Häusern, im Kreis weit voneinander gebaut: ein ungarisches Dorf.

In der Mitte des Plazes erhob sich die Kirche aus Ziegelsteinen, klein, aber sauber. Der Magnat hatte sie von einem Baumeister aus Wien vor fünf Jahren errichten lassen an Stelle des alten, moscheeähnlichen Gotteshauses, dessen Gemäuer noch aus der Türkenherrschaft stammte und in weiten Sprüngen auseinanderklaffte. Damit hatte er seinem Gewissen für irgendeine wilde Tat und den Bildungsbestrebungen der Regierung Genüge geleistet. Das Kirchlein von Telek war weit und breit als eine besondere Herrlichkeit bekannt. Die Schule? Was kümmerte ihn die Schule? Der Bauer hat zu gehorchen — lernt er das, ist's gut!

Zwei Gebäude standen sich gegenüber an den Seiten der Kirche: die Schenke, und — langgedehnt, einstöckig, von Lehm und Holz errichtet, mit den Schoben der nahen Sümpfe gedeckt — die Kaserne. Einer der über das ganze Land verstreuten Posten lag hier im Dorf. Die Statthaltertschaft mochte ihre besonderen Ursachen gehabt haben. Man traute dem vornehmen Adel der Umgegend nicht besonders; das Unwesen der Betharen¹ machte die Gegend allzu unsicher; die Steuern und Zehnten gingen schlecht ein, und man brauchte auch einen Sammelplatz für die Werber.

¹ Betharen: umherschweifende Räuber der ungarischen Steppen, gewöhnlich Hirten; sehr oft verdangen sie sich auch nur deshalb von Zeit zu Zeit, um die Verfolgung durch die Behörden zu täuschen.

Deshalb wurde ein Hauptmann vom Banater Regiment Erzherzog Albrecht mit zwanzig Mann und drei Gendarmen hierher gelegt; in der Runde von zehn Meilen standen mehrere kleinere Posten unter seinem Befehl.

Die Soldaten lungerten vor dem langen Gebäude; nur zwei saßen drüben in der Schenke; es war nicht viel Freundschaft zwischen der slawischen Rasse und den Magnaren; und die Stellung, die der Banus Jellachich der ungarischen Bewegung gegenüber einzunehmen begann, vergrößerte die Spannung noch.

Die Soldaten waren hager und sehnig, mit dunklen Pandurengesichtern. Pechgewichste Schnurrbärte, unter denen die weißen Zähne wie die eines Raubtiers hervorbligten, hingen in dünnen Strähnen bis auf die Brust herab oder waren hinten am Kopf um die langen, fettglänzenden Haare zusammengebunden. Hohe, schwarze Mützen auf dem Schädel, in die roten Mäntel gehüllt, die kurze Pfeife im Mund, lagen sie vor der Tür und schauten dem Würfelspiel zweier Kameraden zu. Andre dehnten sich an der Wand im Sonnenschein. Selbst die Wache lehnte sorglos auf der Mündung der langen Flinte, ohne sich um das Treiben sonderlich zu kümmern.

Aus dem Fichtenwald von Szegebin her lief ein ziemlich gut gehaltener Fahrweg an der Reihe der Lamyen entlang und führte um einen Vorsprung des Waldes einen Hügel hinauf. Von dessen mäßiger Höhe sah in der Entfernung von kaum fünfzehn Minuten vom Dorf ein stattliches, halb altertümliches Gebäude herab.

Zwei viereckige Türme, noch aus der Feudalzeit, mit dicken Mauern und Zinnen versehen, verbunden durch einen festen, fünfzig Schritt langen Mittelbau, bildeten den Hauptteil. Jahrhunderte alter Efeu mit mannschenkelstarken Stämmen bekleidete hoch hinauf bis zu den Zinnen das rotgraue Gemäuer mit seinen Bogenfenstern, Erkern und Altanen. Seltsam, wie bunte Schleifenzier an einem

alten, stählernen Brustharnisch, nahm sich die neue, mit grünen Gewächsen und frühen Blumen besetzte, zeltartig überspannte Wandelhalle aus, die vor dem Mittelgebäude zwischen den Thürmen hinlief; breite Marmorstufen führten zu der Auffahrt nieder. Die steinerne Rampe war mit vergoldeten Standbildern geschmückt.

Rechts und links an den Thürmen sprangen im stumpfen Winkel zwei moderne Flügel vor. Die abstechenden Formen und Farben machten einen eigentümlichen Eindruck.

Am Fuß der zu Rasenplätzen und zu einem weiten Hof umgeschaffenen Anhöhe lagen Pferdeställe; daran schlossen sich zu beiden Seiten Wirtschaftsgebäude an, zum Teil von den Ästen mächtiger Rußbäume überragt. Von der Einfahrt ab lief eine stattliche, kurze Allee bis zum Einschnitt des Schloßweges in die allgemeine Heerstraße.

Bog man um die Ecke der Föhrenwaldung, schien die Gegend wie mit einem Zauberschlag eine andere geworden. Die breiten Gräben, die früher die Anhöhe der alten Adelsburg umgaben und aus den Lagunen der Theiß gespeist worden waren, hatte man ausgefüllt mit fruchtbarem Erdreich; an das Schloß stieß ein Park, und auf dem leicht ansteigenden Gelände bauten sich große Weingärten auf, jetzt noch dürr und öde, aber bald ein grüner Schmuck.

Das Schloß und das Land umher, auf dem viele magyarische Freibauern wohnten, gehörten meilenweit einem der reichsten und stolzesten Magnaten Ungarns aus der Familie Pálffy. Die beiden Fahnen von den Thürmen, zur Linken die mit den österreichischen Farben, schwarz und gelb, zur Rechten die mit dem Wappen des Besitzers in den ungarischen Farben, rot, weiß und grün, verkündeten die Anwesenheit des Herrn.

Der Sonntag Lätare, ein bei allen slawischen und mit den slawischen Stämmen verbundenen Völkern noch immer mit mancherlei alten Gebräuchen und abergläubischen Vor-

stellungen verbundener Tag, fiel mit der Mietsbindung zusammen. Der Platz vor der Kirche und die Lamyen hatten sich mit einer bunten Menge gefüllt, die sich nach dem Gottesdienst ungebundener Fröhlichkeit überließ.

Jeden Augenblick jagten die leichten Korbwagen der umliegenden Lamyenbesitzer an; die Tschikofsch¹ standen auf der Deichsel und schwangen die lange Peitsche oder den breitrandigen Hut. Im tollsten Galopp und dennoch so geschickt gelenkt, daß mitten zwischen den Gruppen und fliegenden Buden kein Unfall geschah, rasten die kleinen langmähnigen Pferde heran; reiche Bauern in der fleidsamen magyrischen Tracht ließen ihre Beine über das Flechtwerk des Wagens herabhängen. Auf den Sitzen von Maisstroh lehnten Frauen und Mädchen, lachend und winkend. Stattliche Burschen galoppierten hinterdrein oder voraus — neben dem wohlhabenden Bauernsohn der wilde Hirt der Pusta.

Vor der Schenke oder einer Lamy, deren Besitzer befreundet oder verwandt sein mochte, hielten Wagen und Reiter. Der Hausvater brachte zum Willkommenstrunk den Steinkrug. Die Frauen begrüßten sich, die Mädchen strichen ihre Zöpfe und bewunderten gegenseitig den reichen Putz der eingeflochtenen Gold- und Silbermünzen und der langen Flitternadeln.

Zehn Mundarten schwirrten durcheinander.

Durch das bunte Gewühl schritt stolz der Magyar im anliegenden, blauen Dolman, die fest bis zum Knie schließenden Beinkleider mit schwarzen, weißen, auch silbernen Schnüren und Treffen in endlosen Schnörkeln besetzt, die schwarze Weste mit silbernen Knöpfen verziert, um den Hals das Seidentuch geschlungen, im Mund die kurze Pfeife. Sporen klirrten an den blanken Stiefeln.

Der Szeffler in seiner malerischen Tracht; der Walache im weißen zottigen Mantel von Ziegenhaar, die viereckigen

¹ Der ungarische Kofshirt. Das Wort stammt von Csiko, Füllen.

Beinkleider gleich den Calzoneras der Mexikaner geschlitz; der Hirt aus den Szegebiner Pustten mit dem weißen Szür, dem Bauernpelz und den weiten Gatten, dem Beinkleid; der gewandte Jude, der listige Grieche — alles drängte sich durch die Gruppen der Männer und Frauen. Händler boten schlechtvergoldete Ketten und Uhren, Tombaschmuck mit blizenden Steinen, Bänder, Nadeln und Zwirn an.

Der deutsche Fuhrmann im blauen Kittel, der die abseits stehenden, hochbeladenen Frachtwagen hinaufführen wollte aus dem Banat nach Budapest, oder sein Landsmann, der wohlhabende Schafzüchter aus den deutschen Siedlungen in Siebenbürgen, der Kroat mit dem fecken Gesicht: alles drängte schreiend, lärmend, lustig durcheinander.

Sorgfältig wich der arme Slowak in seinem teergetränkten Hemd, den braunen, von Lederstücken zusammengehaltenen Mantel um die Schulter gezogen, der Menge aus; er fühlte sich als der minderwertigste, gedrückteste unter den Stämmen, und ist doch ihr fleißigster, bereitwilligster Arbeiter; aber selbst der braune Zigeuner, der vor seiner Schmiede die Pferde beschlug, wendete verächtlich den Kopf ab, wenn er ihn vorüberschleichen sah...

Vor dem Wirtshaus standen unter dem großen Nußbaum mit knospenden Blättern Tische und Bänke. Die Zahl der Zechenden hatte in dem langen, niedern Gebäude nicht Raum genug gefunden. Ein Faß Szegebiner Landwein lag an der Wand auf einem Balkenlager. Die Wirtin und ihre Tochter drehten den Hahn und schenkten Krug auf Krug ein. Über die Köpfe der Drängenden wurden die Krüge fortgereicht. An den Tischen, auf den aus Tonnen, Schemeln und Brettern hergerichteten Bänken saßen die älteren Bauern, die Inhaber und Pächter der Lamen, die Fuhrleute und Viehhändler. Sie schwakten von Krieg und Frieden, von der neuen Regierung, den letzten Raubzügen der

Betharen und Raizen¹, der drohenden Haltung und der Grausamkeit der Kroaten an der Grenze des Banats. Mancher drohende, grollende Blick flog dabei hinüber zum Wachtthaus und den hungernden Panduren; mancher laute Fluch in magyrischer Sprache scholl fest und herausfordernd aus dem Kreis der Zecher.

Am Baum, auf einem leeren Stückerl und zwei mächtigen Kiefernklöben, hockte ein wunderliches Spielvolk: vier Zigeuner; der eine schlug die schwere Zimbel, zwei andere strichen die Geige, der vierte blies die Flöte. Das war keine Musik nach Noten und Takt, kaum eine Melodie, wenn sich nicht die Musiker zu einem festen Tanz vereinten. Es war ein seltsam feuriges, wildes, klagendes Frage- und Antwortspiel zwischen Geigen, Zimbel und Flöte; ein Klingen folgte dem andern, änderte den Takt, die Weise ging in eine andere Tonart über — und dennoch kein Mißton, kein falscher Griff. Wenn die Flöte, erschöpft von den grellen, gequälten Tönen, innehielt oder zu langsamerem Spiel überging, wenn sie in leise verhallendem Ton zu enden drohte, rissen kräftige Bogenstriche der Geiger sie wieder fort. Sinnverwirrend und berückend umflossen und verlockten diese Töne, diese scharfen, in die Seele schneidenden Klänge das träumerische und doch so kräftige, slawische und magyrische Volk.

Noch war es nicht Zeit zum Tanz. Junge Burschen und hübsche Mädchen umstanden nur lauschend die Zigeuner oder brachen bei einem lustigen Tanz in laute „Eljen“ aus und schlugen die Fersen im Takt zusammen.

Kreuzerstücke, blanker Zwanziger flogen in die Schellentrommel, mit der die junge Zigeunerin Lunska, fast ein Kind noch, erst an der Grenze der Weiblichkeit, zwischen dem Gedräng sich wand. Ihre großen glühenden Augen

¹ Benennung der griechisch-orientalischen Serben in Slavonien und Südungarn im Gegensatz zu den griechisch-katholischen Schotzen und Bunjevazen, die ebenfalls Serben sind.

tauchten bald sehnsüchtig bittend, bald herausfordernd in die Blicke der Männer.

Die Mädchen lauschten den Sprüchen der alten Hexe Mumeli Swa, der Großmutter Lunsas. Sie sagte ihnen aus der Fläche der Hand blanke Husaren, reiche Lammensbesitzer oder einen Edelmannssohn zum Geliebten voraus, versprach Weinberge und Land, und das Haus voll Kinder...

Ein langer, brauner Zigeunerkerl verkaufte Salben und Amulette gegen das Melonenfieber, das Verschlagen der Pferde und die Hartherzigkeit der Geliebten. Fliegende Garfücken schmorten im Fett die Kolben des Kukuruz oder reichten gekochtes Fohlenfleisch, Gulasch und brennende Paprika, die jedes andern Menschen Schlund als den eines Ungarn versengt haben würden. Verkäufer von scharfem Slibowika, dem Branntwein aus Pfirsich- und Pflaumenkernen, hatten ihren Kram an verschiedenen Stellen ausgelegt. Der Roß- oder Schweinehirt, der den Kreuzer für das Maß Wein nicht aufzubringen vermochte, der sparsame Chopaki oder der des Getränks gewohnte Walache holten hier ihre Herzstärkung.

Die Wände der großen, reinlich geweißten Schenkstube waren mit hoch bis zur Decke aufgetürmten Federbetten, Heiligenbildern, Krügen und Flaschen geschmückt. Um die rohgezimmerten Tische, über denen Zinn- und Erden-geschirr aufgehängt war, saßen die freien Männer und Lammensbesitzer des Dorfes, den Weinkrug vor sich, den Negryockri-Joseph, der kluge Wirt, nie leer ließ.

Am Ende des größten Tisches saß ein alter Husarenwachtmeister in Dolman, Kalpak und Pelz, den Säbel zwischen den Füßen, und führte das große Wort. Andreas Palaczi war hier gut bekannt. Seine schwarzen Augen bligten mit jugendlicher Frische durch das Gemach und das offene Fenster, an dem er saß; wohlgefällig musterte er die jungen Burschen auf dem Platz.

„Der Teufel soll mein Eingeweide holen!“ lachte Palaczi und strich den Wein aus dem gewichsten Schnurrbart. „Nenn’ sich das Soldaten? — Hunde! Spricht ehrlicher Husar nicht mit roten Kerls. Glaubt ihr vielleicht, König von Ungarn will aus seinen Kindern solch rote Burschen machen, die zu nichts gut als zum Lotschießen? Nix da! Ein ungarischer Bursch muß werden Husar, wie ich bin!“

„Bist auch was Recht’s geworden in diese Jahre viele, daß gezogen bist mit Werbern davon, Bruderherz!“ spötelte einer der Bauern.

Der Wachtmeister schoß einen bösen Blick auf ihn.

„Was weißt du vom Soldatenstand, Janos“, sagte er rauh. „Bist geblieben zu Haus, als die Trompeten haben geblasen und unsere Säbel dem Franzos gemacht Garaus. Hast Mädels meiniges gefreit und sitztest auf Haus und Hof. Ich, der Andreas Palaczi, hab’ mich getummelt nun fünf- unddreißig Jahr im Sattel. Bin ich geworden Wachtmeister! Is sich das nix? Hab’ ich niemals bereut, wenn ich auch hab’ gedacht an der Wanka schwarze Augen.“

Vom Kößlein zum Tanz,
und vom Tanze zum Wein,
und vom Weine zum Mädels,
Husar muß man sein!“

Der alte Soldat schwang den Weinkrug.

„Is sich kein Schmiß mehr in ganz Ungarnland! Wenn der Kaiser-König Soldaten braucht, wer anders kann ihm helfen als Volk von Arpads Stamm?“

„Elsen Hungaria!“ klang es im Kreis.

Die Krüge stießen aneinander, daß die Scherben flogen und der Wein über den Tisch floß.

„Teremtete! Es sein alles ganz gut“, meinte Janos, der widerspenstige Lannensbesitzer. „Aber die Swabi in Wien halten nicht, was sie dem Ungarisch-Mann versprochen. Du kommst nicht umsonst hierher. Ich kenne dich! Warum willst du holen unsre Söhne, wo nicht ist Franzos unser Feind?“

„Der Franzos nicht unser Feind?“ höhnte der Husar. „Dummkopf, der Franzos ist allemal Feind von Kaiser in Wien. Und ein nichtswürdiger Heide. Schlechter als Jud und Türke!“

„Das ist nicht wahr! Mutter meiniges möge verrecken, wenn wahr ist, was du sagst!“ Der Bauer schlug mit der Faust auf den Tisch. „Bin ich nicht gewesen in Budapest vor Tagen zehn? Hab' ich nicht gehört mit diesen Ohren, daß Franzos ist unser Freund? Hat gejagt die Swabi¹ zum Teufel und is frei wie Ungarland, wenn ihm sein Recht wird! Wer hat gemacht, daß wir haben Reichstag in Pest, als unser Freund Franzos?“

Der Wachtmeister Andreas Palaczi sah sich finster um. Seine Augen hafteten auf einem großen Mann im Pelz am nächsten Tisch, der ihm den Rücken kehrte.

„Ich weiß“, sagte er heftig, „daß die Fremden umgehen im Land und verführen ungarisch Blut. Kommt davon, daß in Pest die Altendrescher sitzen an Ständetafel und schimpfen auf König und Ordnung. Aber der Teufel hol ihre Hundeseelen und alle schurkischen Rebellen tausendmal in die unterste Slowakenhölle!“

Der Mann im Pelz stand auf und trat zum Tisch des alten Soldaten; er schien den Augenblick für günstig zu halten, sich ins Gespräch zu mischen.

Er trug ungarische Volkstracht, Dolman und Pelz auf der linken Schulter. Unter dem niedrigen, breitrandigen Hut hervor, von dicken Brauen gedrückt, funkelten lebhaft Augen.

„Wenn Ihr es auf die neue Regierung münzt, Wachtmeister“, sagte er bestimmt, „so tut Ihr unrecht. Seid selber Ungar. Solltet Euch freuen, daß Männer auftreten, die dem Volk Recht schaffen. Hat nicht der König in Wien anerkannt, daß Ungarn bitteres Unrecht geschehe? Hat er

¹ Oesterreicher, Deutsche.

nicht die neue Regierung eingesetzt? Das sind Männer nach unserm Herzen! Der Bauer soll auf seinem Land frei sein. Wie der Geringsten einer soll der stolze Magnat seine Steuern zahlen! Haben wir nicht ein Recht, mitzusitzen und mitzusprechen, wie die Herren selber? Kostet es nicht unser eigen Hab und Blut? Warum sollen die freien Magyaren den Zehnten zahlen an Pfaffen und herrische Edelleute? Wenn ihr echte Söhne seid von Arpads Stamm, nicht schlechte Serben und Slowaken, ruft einen Eljen den Männern, die dem Vaterland Ruhm bringen und uns das Recht freier Männer! — Eljen Kossuth! Eljen Batthyany!”

„Eljen Kossuth! Eljen Batthyany!” donnerte es aus fünfzig Kehlen. Der Ruf pflanzte sich fort durch die Menge auf dem Platz.

Selbst der alte Husar hatte mitgetrunken und gerufen; galt es doch dem Vaterland, das jedem Ungarherzen teuer ist. Und noch war nichts gesprochen, das seinen Soldatengeist oder den Gehorsam gegen den Kaiser beleidigte. Aber schon die nächsten Worte belehrten über das Ziel des Fremden.

„Sollen wir Ungarns Jugend, unsre Söhne und Brüder ziehen lassen zum Dienst der Swabi-Kälber, der slowakischen Ziegen oder der kroatischen Eichelschweine? Was gehen uns die Händel der Österreicher in Wien an? Der Ungar möge in Ungarn bleiben und dem Wolf die Zähne zeigen, wenn er kommt!”

Der Wachtmeister strich sich grimmig den Bart und stieß wild seinen Krug auf den Tisch.

„Teremtete!” fluchte er. „Wann hat sich je Ungar gefragt, warum ziehen den Säbel für König-Kaiser, wenn ist Krieg? Echter ungarischer Husar immer bereit, zu schützen das Kaiserhaus!”

„Das ist wahr!” riefen die Männer. „Eljen für den König!”

„Wo wär’ denn der Krieg?” fuhr der Lange gelassen

wieder nach dem dreimaligen Eljenruf fort. „Warum sollen wir werben lassen für den Frieden? Es ist ein altes Recht, daß die ungarischen Soldaten nur im Fall eines Angriffs auf das Reich zum Krieg gebraucht werden dürfen und beim Frieden zurückkehren sollen in die Grenzen des Landes. Statt dessen sehen wir die rotmäntligen Diebe hier und unsre Söhne draußen im Reich.“

Er wies zur Pandurenwache gegenüber.

„Nicht Krieg? Was weiß Kerl wie du davon?“ zürnte Andreas Palaczi. „Kaiser braucht tapfere Ungarn, um Rudelfresser in Italien zu hauen. Sind noch schlechter als Franzos. Wollen machen Heilige Vater unser kaputt!“

Er schlug andächtig ein Kreuz. Der größte Teil der Anwesenden folgte seinem Beispiel. Die Meinung neigte sich stark auf seine Seite.

„Unsinn!“ widersprach der Fremde. „Niemand will dem Papst etwas tun. Aber Freiheit wollen die Italiener so gut wie wir. Oder hat jedes Volk nicht etwa das Recht auf seine eigene Sprache, seine Sitte, sein Land? Warum will man die Italiener knechten, wenn sie Italiener sein wollen?“

„Sind sich Rebellen verfluchte!“ schrie hitzig der Husar. „Müssen lernen gehorchen, wenn Kaiser sagt, tu dies, tu das! Können nicht sein ein Volk wie wir, weil keine Ungarn sind. Wir haben ihr Land erobert für den Kaiser. Den Teufel auf dein Maul! — Komm her, Bursch!“

Er winkte einem Mann, der demütig zur Tür hereinschaute, als suche er jemanden.

„Hierher, sag' ich dir! — Komm her!“

Schüchtern trat der Demütige ein und näherte sich dem alten Soldaten, den Hut in der Hand.

Es war der Schweinehirt Szabo vom Ufer der Theiß. Er hatte auf seine ärmliche Tracht besondere Sorgfalt verwandt und zum Fest seinen besten Sonntagsstaat angezogen, ein neues Hemd und einen weniger zerlumpten Mantel.

Trotz der ärmlichen Kleidung und der scheuen Haltung war der Mann sehnig, kraftvoll, hochgewachsen und breitschultrig. Aus seinem edelgeformten, braunen Gesicht sprang die schmale Nase kühn gebogen hervor. Die großen Augen waren von den niedergeschlagenen, langwimperigen Lidern bedeckt; aber wenn er den Blick hob, lag in dem ganzen Wesen trotz der anezogenen Scheu und Demut eine wilde Kraft.

„Wie heißt du?“

„Szabo, Herr Husar“, erwiderte der Hirt. „Szabo Polko, ein armer Slowak, Herr!“

„Es ist der Schweinehirt von der Lanya des Paul Meszaros“, sagte einer der Anwesenden.

„Ein Slowak“, knurrte verächtlich ein anderer.

„Tot nem ember!“¹

„Richtig, Bruderherz! Nun denkt euch“, fuhr der Wachmeister fort, der heimlich die Gestalt des Hirten mit Kennerblicken musterte, „denkt euch, wenn dieser Bursche, der nicht viel besser ist als das Vieh, das er hütet, jetzt plötzlich käme und zu euch spräche: ‚Ich bin ein Slowak und habe Rechte gleichigte wie der Magyar. Ich will sein frei und nicht mehr dienen dem Magyar. Ich will sitzen in der Lanya. Der Magyar soll reden meine Sprache, ich nicht die seinigte. Ich will werden Herr in dem Land, weil ich geboren in dieses, und der Magyar soll dienen mir als Hirt, wie ich gebient ihm‘ — was würdet Ihr sagen dazu?“

Höhnisches Gelächter erscholl ringsumher; das war ein Gedanke, den ein Magharengemüt nie im entferntesten auch nur geträumt. Und selbst dem armen Szabo wurde unheimlich.

„Teremtete! Is sich denn etwas Besseres ein lombardischer Zitronenfresser als ein slowakisches Schwein?“ triumphierte der Soldat. „Steht nicht dein Sohn, Mihail

¹ Ein magyarisches Schimpfwort: Der Slowak ist kein Mensch.

Gabor, als guter Grenadier in des Kaiser-Königs Stadt Mailand? Und soll sich befehlen lassen von Italiener lumpigen? Pfui über den Dummkopf, der daran denkt, und nicht schlagen will für Königs und Swabi-Kaiser sein Land!“

Die volkstümliche Logik des alten Soldaten tat ihre Wirkung. Der Gedanke, ein Slowak könne politische Rechte fordern, bewies ihnen klar, daß die Italiener nicht den geringsten Anspruch auf Freiheit hätten. Und die trotz dem Oesterreicherhaß seit Jahrhunderten eingesperrte Anhänglichkeit an das Kaiserhaus war noch nicht so geschwächt, daß der Gedanke, für das Recht des Königs zu fechten, sie nicht hätte einfangen sollen.

Jeder Magyar war ein geborener Soldat; der Krieg war sein Leben, der Sattel des feurigen Rosses der Platz, wo der Ungar sich am liebsten sah. Der Magyar ist nicht für die Arbeit geschaffen: das Handwerk vom Schmiedefeuer bis zum Fiedelbogen für den Zigeuner, Handel und Gewerbe dem Deutschen, dem Griechen, dem Juden und die Feldarbeit dem Slowaken; aber dem echten Magyaren für den Ernst der Krieg, für die Lust der Lanz!...

Der kluge Sieger im Wortstreit schwang den Krug.

„Wein her, Megryockri-Joseph! Gutes Getränk fließen sich besser durch Kehle bei Denkspruch fein. Ein strammes Weib, ein hübsch Madel, ein scharfer Säbel und ein tüchtiger Fluch! Teremtete! Unser König braucht Soldaten. Und der Ungargott soll die Hundeseele eines Edelmanns in den stinkendsten Sumpf verwandeln, der seinem Sohn nicht gestatten will, für sein Land und seinen König zu reiten!“

Auf einen Wink von ihm am Fenster — der Wachtmeister verstand sich trefflich mit den Zigeunern — stimmte die Bande draußen einen Tschardasch an; die Bauern tranken dem listigen Vorläufer der Werber zu und versprachen, nichts dagegen zu haben, wenn ihre Söhne den Kalpak nähmen; der Fluch, den der alte Soldat darauf gesetzt,

duldete bei einem Edelmann, wie jeder Freibauer sich selber nennt, ohnehin keinen Widerspruch. Und ein allgemeines Eljen sprach den Beschluß aus, keine „väterliche Hundeseele“ sein zu wollen.

Der Wachtmeister hatte unterdes den Slowaken zur Seite gewinkt.

„Du kannst jetzt gehen, Szabo“, sagte er. „Aber halte dich in der Nähe. Du scheinst mir kein solches Vieh zu sein wie deine Brüder. Ich habe Lust, dich glücklich zu machen!“

„Ich danke dir, Herr!“ stöhnte der Slowak. Er ahnte, was kommen sollte.

„Jetzt geh! Ich werde später mit dir reden; ich habe hier noch einen auf dem Korn.“

Aber der alte Soldat sah sich vergeblich nach seinem Gegner von vorn um, während der Slowak davonschlich; der fremde, im Dorf unbekannte und wohl zum Gefolge der Gäste auf dem Schloß gehörige Magyar hatte sich, fluchend über den Knechtsinn seiner Landsleute, entfernt und draußen in der Menge verloren.

In dem Gewühl des Platzes stieß Szabo, der Slowak, bald auf einen Bekannten. Es war Rozsa, der Rosshirt, der am Morgen in der Pušta an ihm vorbeigaloppierte. Szabo betrachtete ihn mit besorgtem Blick und sah sich scheu um.

„Siehst nach den Gendarmen, Söhnchen?“ lachte leise Rozsa. Sein dunkelhäutiges Gesicht, freundlich, aber von durchbohrend scharfem Blick belebt, war auffallend bleich. „Pah! Was kümmern mich die Häfcher! Schlag ihnen ein Schnippchen oder jag ihnen eine Kugel durch den Wanst! Keine tausend Teufel sollen mich hindern, mich zu vergnügen und mit meinem Weib zu tanzen.“

„Um Gott, Rozsa“, flüsterte Szabo. „Bist zu dreist. Hast Feinde überall. Viel kennen dich.“

Der Mann im weißen Szür, dem zottigen Bauernpelz, sah ihn zornig an.

„Hund von einem Slowaken! Hüte dich, meinen Namen

auch nur zu denken. Du willst nicht der unsre sein, so bring uns auch nicht in Gefahr; oder es geht dir schlimm."

"Der Slowak verrät niemanden", entgegnete Szabo leise. „Aber er mag auch nicht rauben und plündern. Nur wer ihm Böses tut, den haßt er. Hast Brot deiniges mit mir geteilt, als arme Mutter mein vor Hunger sterben wollt."

Er machte eine Bewegung, als wolle er dem andern die Hand küssen. Rozsa zog sie rasch zurück.

"Das hast du mir reichlich vergolten im letzten Winter, als meine Flinte versagte und du dich zwischen mich und den Bären warfst. Sei unbesorgt, Abraham ist bei mir. Und der Wirt der Schenke ist unser Freund. Die Flinten sind bei ihm versteckt."

"Und Weib deiniges?"

"Kathrina belauert die Spitzbuben von Gendarmen. Die weißen Raben mögen ihre Eingeweide verschlingen! Ich muß hierbleiben, denn ich hab' ein Geschäft wichtiges hier!"

Der Bethar nickte ihm kurz zu und ging an die nächste Slibowizabude.

Der Slowak schlich bescheiden weiter. Da faßte eine von der Arbeit harte, aber in ihrem warmen Druck zärtliche Hand die seine.

"Lanzest du heut mit mir, Szabo? Du bist ja so gepuht in der blauen Gatyra und der Bunda¹, daß Hanka dir Ehre antun muß!" neckte eine freundliche Stimme. Er sah die solange im Gedränge Gesuchte, die schöne und von den Burschen vielumworbene Hanka Cvetkovic, mit einer Freundin an seiner Seite und nahm sie in seinen Arm.

"Die Heiligen segnen dich, Herzliebstes! Ich suchte dich. Nur wenn ich dich seh oder den blutigen Wolf erschlag, bin ich glücklich. Schwere Sorge drückt heut mein Herz, wenn Szabo so schön dich schaut, schöner als all die stolzen Magnarendirnen in ihrem Puz!"

¹ Dem Schafpelz.

Hankas liebliche Erscheinung besaß alle lockenden Reize der Slawenschönheit. Frische Lippen und schöne Zähne erhöhten den Ausdruck von Unschuld und Freundlichkeit, der sich auf diesem Gesicht ausprägte. Blonde, üppige Haarzöpfe umkränzten es. Das slowakische Vogelnest, die Parta, ein golddurchwirkter zollbreiter Streif von schwarzem Samt, krönte sie, hinten am Haar befestigt. Ähnlich den Magyarenmädchen trug die junge Slowakin den kurzen, weiten, faltigen Rock und die Jacke von grünem Halbtuch, die unter dem roten, mit Schnüren besetzten Nieder durch einen langen Fransengürtel zusammengehalten wurde. Ein Pelz von dem wertvollen Luchsfell, eine Zierde, die der Geliebte selbst dem ärmsten Mädchen als Jagdbeute bringt, hing von ihrer Schulter.

Wenn der Sonntagsstaat des armen Slowakenmädchens auch von groben Stoffen und statt der Silberfransen und Troddeln der reichen Lanyatöchter nur mit wollenem Band verziert war, so hob er doch die gesunden, kräftigen Linien Hankas vorteilhaft hervor.

„Was redest du, Szabo? Ich hab' mich gepuht für dich — und nun schaust du finster wie ein Gewitter. Sprich! Was ist dir?“

„Denkst nicht dran, daß heut ist Lätare?“ fragte Szabo traurig. „Daß der Herr heut wählt die Mädchen und du zwei Jahre dienen mußt, wenn du ihm gefällst? Und wo ist dann Hochzeit unsrige am Szent Bonifaztag? Wärst doch geblieben in deinem Rock von Halinatuch, statt dich aufzuputzen!“

„Ei, sei nicht unwirsch, Szabo“, lachte Hanka. „Der Herr Graf und der Verwalter wissen, daß die kleine Hanka ein arm' Slowakenmädel ist und in seinem Garten arbeitet mit ihrer Mutter für die kleine Hütte und das Hirsefeld, das man uns gnädig läßt. Gibt's doch viel Dirnen von ungarisch Blut, die gern die Hörigen werden auf dem Schloß. Wer fragt nach uns Verachteten!“

„Weiß nicht!“ murrte Szabo. „Hab’ so mich schon müssen wenden und drehen! Ich wollt’, ich wär’ draußen mit dir in der Pušta. Der alte Schnurrbart dort hat geworfen auf mich ein Aug’, und red davon, mich glücklich zu machen.“

„Vielleicht schenkt er dir schöne blanke Gulden? Oder gar einen neuen Anzug!“ meinte Hanka kindlich. „Gott und die Heiligen sind mit den armen Slowaken. Finden sich immer gute Menschen, die Liebes an ihnen tun. Weißt, wie wär’ sonst der Matthias, mein Bruder, so glücklich geworden in Wien, wenn Gott nicht die Augen der vornehmen Gräfin auf sein junges Gesicht gelenkt?“

„Ob’s ein besonderes Glück ist?“ wehrte Szabo. „Mit blanken Gulden aber ist’s nichts; zum Soldaten wollen sie mich! Das ist die Ursach’, daß der stolze Husar sprach mit dem armen Slowaken. Und was dich angeht, so will mir’s nicht aus der Seel’.“ Finster glitt sein Blick über ihre knospenfrische, üppige Brust. „Ich wünscht’, du wärst daheim.“

„Aber du weißt doch, daß wir Hörige sind, Szabo“, bedachte Hanka. „Ich war am Jakobitag siebzehn Jahr, und der Vogt würde die Mutter strafen, wenn ich nicht gekommen wär’ zur Auswahl!“

„Verflucht sei das Recht, das Leib und Seel’ der Weiber gibt in den Willen der Reichen! Möge ihr Blut zahlen die Schuld, die sie üben an den Unterdrückten!“

„Du redst dich um den Hals, Szabo“, bat Hanka. „Da kommen die hohen Herren; laß uns zur Seite treten.“

Und sie zog ihn an der Hand zurück; die Freundin folgte ihnen stumm.

Wie schützend legte der arme Slowak den Arm um die Schulter des geliebten Mädchens.

Die Hörigen

Aus dem Wald brauste ein Reiter- und Wagenzug: zwei Heiducken voran, dann ein vornehmer Wiener Wagen, durch vier Rappen von bestem Vollblut gezogen, die der in die lose Jacke und die weiten, weißen Gathen gekleidete Kutscher vom Bock aus zügelte.

Auf den Kissen saßen der Graf, der Eigentümer der weiten Güter, und ein alter Offizier in der hechtgrauen, österreichischen Generalsuniform.

In einem zweiten Wagen folgte mit einer älteren Dame ein russischer Offizier, über die Oberstenuniform den gelbgrauen Mantel geschlagen.

Zwischen den Wagen und um sie her galoppierten jüngere und ältere Reiter in der ungarischen Tracht auf mit türkischem Zügelwerk gezierten Rossen. Mitten unter ihnen eine hohe schlanke Mädchengestalt im eng anliegenden Reitkleid von hellblauem Tuch, reich mit Silber gestickt. Auf den schwarzen, flatternden Locken saß die zierliche Ungarmütze mit dem zitternden Busch der kostbaren Reiherfedern, von blitzender Diamantspange gehalten.

Die Reiterin war eine Tochter des berühmten Geschlechts der Palffy, Cäcilie.

Aus dem Zug heraus im wilden Lauf durch die flüchtende Menge, ohne Rücksicht auf Glieder und Leben der Menschen, ohne Rücksicht auf den fliegenden Kram des jüdischen Händlers, den er übertritt, jagte der Hauptmann Turisch von der Pandurenwache. Er zügelte das Pferd vor dem Haus, daß es auf die Fesseln zurücksaß. Die Soldaten hatten zu den Gewehren gegriffen und standen in Reih und Glied.

Zu ihren wilden Gestalten paßte auch ihr Führer: Hauptmann Jurisch war ein Mann von fünfunddreißig Jahren, groß, sehnig und hager, mit dem finstern Zug auf der Stirn, den die Rassen der unteren Donau tragen. In den schiefen Augen lagen Härte und Grausamkeit. Das eckige Kinn verriet starren Sinn und Leidenschaftlichkeit. Um die knochige Gestalt hing der rote Szeklermantel. Der Hauptmann warf sich vom Pferd und sprang vor die Soldaten.

„Achtung! — Präsentiert das Gewehr!“

Die kleine Zigeunertrommel schlug. Die Gewehre klirrten unter den groben Griffen der rohen Grenzer. Reiter und Wagen hielten in dem schnell von der Menge gebildeten Kreis vor der Wache.

Die Herren verließen die Wagen. Einige Reiter gaben ihre Pferde den Dienern. Der russische Oberst, Fürst Trubezkoi, hob seine Dame aus dem Wagen und trat heran, um der jungen Gräfin Cäcilie die Hand zu bieten. Ihre blitzenden Augen schauten sich vergebens nach dem Ritter um, dem sie diesen Dienst zugebacht. Aber Graf Stephan Batthyany hielt abseits unter der Menge. Er beugte sich vom Sattel, um mit dem Fremden im Pelz zu sprechen, der das Wortgefecht gegen den Wachtmeister geführt hatte. Unwillig berührte Cäcilie leicht die Hand des Russen und schwang sich mit der Sicherheit der vollendeten Reiterin vom Pferd.

Der Feldzeugmeister Graf Latour¹, ein alter Mann mit starrem Kriegergesicht, musterte die Soldaten.

„An der Grenze der Türkei oder in einem Dorf Ihrer Pustten, lieber Graf“, sagte er zu seinem Begleiter, „mögen die Burschen an ihrem Platz sein. Aber ich würde mich sehr bedenken, sie bei unseren Wienern auch nur drei Tage einzuquartieren. Ich meine, die Kehlen würden ebenso in Ge-

¹ Theodor Graf Baillet von Latour, geboren am 15. Juni 1780 in Linz, machte die Befreiungskriege mit, wurde 1815 General, 1846 Feldzeugmeister und 1848 Kriegsminister.

fahr sein wie alles, was nicht niet- und nagelfest wäre im Haus. Sie würden dem lieben Herrgott die Sterne vom Himmel stehlen, wenn sie nur hinauf könnten."

„Wenn Euer Excellenz meinen, daß das Kroaten- und Grenzergefindel in Ungarn lieber gesehen ist, sind Sie im Irrtum“, entgegnete stolz Graf Palffy, der Vater der Gräfin Cäcilie. „Es macht böses Blut im Land, daß die Regierung sich auf die slawischen Völker stützt, und der Banus¹ hat sich in letzter Zeit Dinge erlaubt, die Ungarn nicht dulden darf! Die Beschwerden der Stände darüber sind ein Teil unsrer Forderungen.“

„Ich weiß, ich weiß; aber ich denke, wir sind einig darin, lieber Graf, daß das Land jetzt um jeden Preis ruhig gehalten werden muß. Wir brauchen die deutschen und ungarischen Truppen in Italien und der Hauptstadt. Wir müssen gerüstet sein für unsre Rechte, da der König von Preußen sich durch seine Kundgebung an die Spitze der deutschen Bewegung gestellt hat.“

Der Ungar lächelte verächtlich.

„Solange wir zu Oesterreich stehen und seine Kriege fechten, hat es nichts zu fürchten. Moriamur pro rege nostro! Aber man verrät uns in Wien selber. Man macht den Rebellen Versprechungen, die unsre uralten Rechte verletzen. Man will unsre Güter mit Grundsteuern belasten und uns dafür den Robot² nehmen. Der Bauer und der Bürger sollen sogar gleiches Recht haben wie der Magnat! Wenn der König selber den Adel zugrunde richtet, mag er sehen, wie er mit dem Volk und den Preußen fertig wird.“

„Das sind die Früchte der Gedanken, mit denen Herr Kossuth und Ihr eigener Verwandter Ludwig Batthyany dem Volk die Köpfe verdrehen. Ich hoffe, der Nefte Stephan wird in dem Haus eines Palffy keinen Platz finden für die Grundsätze seines Oheims!“

¹ Ungarischer Würdenträger.

² Recht auf die Fronarbeit der Gutsleute.

„Seien Sie unbesorgt — Graf Stephan Batthyany sollte der Verlobte meiner Tochter werden; aber noch heut heb' ich das Verhältniß auf. Ich mag keinen Verräter seines Standes zu meinem Schwiegersohn. Lieber noch soll sie Fürst Trubezkoi haben. Man hätte von vornherein nicht die Träumereien der jungen Leute und Weiber gutheißen sollen durch Nachgeben und durch die Ernennung ihrer Helden zu Ministern!“

„Ich versichere, der Kaiser hat es nur mit dem größten Widerstreben getan. Er bedauert lebhaft, daß er Männer wie Sie beleidigen und aus dem Rat des Erzherzog Palatinus entfernen mußte.“

„Aber...“

„Es soll Ihnen volle Genugtuung werden, sobald wir wieder Herren der Lage sind! Und dazu eben brauchen wir die Kroaten und Böhmen. Ihnen und Ihren Freunden das zu sagen und mich von der Stimmung zu überzeugen, habe ich diese Reise unternommen. Wir sind so fest entschlossen wie Sie, an den alten Rechten und Satzungen der Stände festzuhalten. Im Kleinen wie im großen. Wenn wir auch scheinbar für kurze Zeit der Strömung nachgeben! — Führt uns übrigens nicht gerade die Ausübung eines Ihrer alten Herrenrechte hierher?“

„So ist es, Erzellenz; die hörigen Mädchen sollen gewählt werden. Ich habe meinen Verwaltern strengen Befehl erteilt, alle Pflichtigen ohne jede Ausnahme zu stellen, um gerade jetzt zu zeigen, daß der Adel seinen Rechten nichts vergibt.“

„Gut, gut!“

„Wenn es Ihnen gefällig ist, lasse ich beginnen. Wir sprechen nach Tisch weiter über die politischen Fragen. Am Abend wollen wir uns dann den Tanz anschauen; Sie werden sehen, wie wenig das Volk sich um Politik kümmert, wenn ihm nicht die Köpfe verdreht werden.“

Sie hatten sich langsam im Gespräch von der Gesellschaft abgesondert; jetzt näherten sie sich dieser wieder. Die

Dorfrichter und Amtleute hatten unterdes Ordnung in die Menge zu bringen gewußt und in einer langen Doppelreihe die Mädchen aufgestellt, die in diesem Jahr der Bestimmung und der Wahl der Gutsheerrschaft verfallen waren.

Die Wahl der hörigen Mädchen war ein altes, aus der Zeit der Leibeigenschaft herstammendes und in vielen Gegenden Ungarns noch lang erhaltenes Herrenrecht.

Am ersten Sonntag des April versammelten sich vor dem Gutsherrn alle Mädchen des Gutsbezirks, die seit dem letzten Frühjahr ihr siebzehntes Jahr zurückgelegt hatten. Der Herr wählte unter ihnen, die er zum Dienst auf seinem Hof oder in seinem Haus brauchte; sie mußten ihm zwei Jahr dienen und waren ihm untertan mit Leib und Leben, mit Sinnen und Seele.

Nach dem Gutsherrn kam der Offizier des Militärkommandos, das in dem Bezirk stand.

Er hatte das Recht, sich das Mädchen zu wählen, das ihm am besten gefiel. Es verrichtete Magddienste bei ihm und diente ihm außerdem als Sklavin seiner Begierden. Im nächsten Jahr, wenn er sich wieder eine frische Sklavin gewählt hatte oder wenn er ihrer überdrüssig geworden war, verfiel sie zu gleichem Zweck den Soldaten des Kommandos. Waren die zwei Jahre um, kehrte sie zurück mit dem, was sie sich ersparte, in die Hütte der Eltern. Niemand rechnete ihr den Dienst, der sie allen preisgab, zur Schande an.

Der alte Brauch wollte es eben so; der Edelmann war der unumschränkte Herr des Landes; der Leib der Frauen gehörte ihm wie der Grund und Boden — und der Offizier galt stets als Edelmann!...

In neuerer Zeit wurde dies alte, schmachvolle Herrenrecht nicht mehr in gleicher Ausdehnung geübt, und mit der Leibeigenschaft waren die Verpflichtungen gefallen; aber noch immer hatte sich in vielen Gegenden des Landes

der Brauch lebendig erhalten. Der Dienst geschah jetzt gegen Lohn, und selbst die Töchter der Freibauern nahmen keinen Anstand, mit denen der Häusler und Roboten des Guts, jener großen Bevölkerung, die allein von dem Gut des Herrn lebte, sich einzustellen in die Reihe und ihren Dienst anzubieten und ihren — Körper.

Graf Stephan Batthyany hatte dem Mann im Pelz gewinkt. Als sei etwas an seinem Sattelzeug in Unordnung, beugte er sich zur Seite, ohne abzustiegen. Während der Fremde sich mit dem Gurt zu tun machte, flüsterte der junge Graf mit ihm.

„Haben Sie Nachrichten, Maß?“

„Er wird diesen Abend hier eintreffen. Der Wirt der Schenke ist benachrichtigt; er bewahrt das hintere Zimmer für uns.“

Graf Stephan neigte noch tiefer den Kopf.

„Beobachten Sie jede Vorsichtsmaßregel“, sagte er eindringlich. „Das Zusammentreffen unsrer Freunde muß in dem Lärmen der Becher und in dem Trubel des Festtags möglichst unbemerkt bleiben. Die Ankunft des Grafen Latour macht besondere Vorsicht nötig, und auch dem Russen traue ich nicht. Er ist ein Spion. Ist der Bethar zur Stelle?“

„Ich habe ihn gesprochen. Er ist mitten in der Menge.“

„Kozsa Sandor ist ein ganzer Kerl. Männer wie ihn können wir brauchen. Ich werde ihn dem Minister vorstellen. Auf Wiedersehn, Freund. Vorsicht, damit mein Verwandter nichts merkt. Die Entlassung hat ihn uns zum Feind gemacht. Sobald die Tafel aufgehoben wird, nehme ich mit den andern die erste Gelegenheit wahr, zu euch zu kommen.“

Er richtete sich im Sattel auf und ritt langsam dem Mittelpunkt des Platzes zu.

Der Verwalter verlas die Namen der gutschhörigen Mädchen. Kein einziges fehlte; viele freie dagegen hatten sich in ihre Reihe gestellt. Die derben ungarischen Gestalten in den

hellblauen und grünen kurzen Röcken und Jacken, den Kopftüchern, Schleierhäubchen und Krönchen von Goldstoff darüber, nahmen sich stattlich aus. Jede suchte sich vorzudrängen und ihre körperlichen Vorzüge geltend zu machen; die Slowakinnen traten bescheiden zurück.

Die Gesellschaft vom Schloß schritt durch die Doppelreihe; Graf Palfy und sein Verwalter bezeichneten hin und wieder eins der Mädchen zum Dienst. Als sei ihm eine besondere Ehre geschehen, küßte es dann dankend den Rockschöß des Herrn und wurde von den Jhnen glückwünschend und neidisch umringt.

Graf Stephan hatte sich unterdes der schönen, von dem Fürsten Trubezkoi geführten Tochter des Hauses genähert.

Graf Stephan Batthyany war hoch und schlank, und die prächtige Tracht hob seine Erscheinung noch mehr. Über dem Dolman, dessen blaue Farbe unter den Silberstickereien und Schnüren fast verschwand, hing der kostbare Pelz. Um die Hüfte wand sich die Schärpe in den ungarischen Farben, ein gleiches Abzeichen zierte den Kalpak. Das Gesicht des Dreiundzwanzigjährigen war feingeschnitten und Flug. Wie sein berühmter Oheim Ludwig Batthyany war er ein eifriger Anhänger der Sache der völkischen Unabhängigkeit.

„Mein Better“, sagte Gräfin Cäcilie, als sie den finstern Blick Graf Stephans nach den Wählenden auffing, „scheint an dem alten Recht wenig Gefallen zu finden.“

„Sehr wenig, Cäcilie. Der Brauch gehört nicht mehr in unsre Zeit. Er ist eines freien Volkes unwürdig. Leib und Wille jedes Menschen sind frei geschaffen von Gott — nicht das Eigentum eines andern.“

„Ich sehe nicht ein, was diesen Leuten für Nachteil dadurch geschieht, daß sie dienen müssen“, warf der Russe ein. „Wir machen weniger Umstände damit. Der Bauer gehört dem Edelmann. Er kann ihn nehmen, wann's ihm beliebt.“

„Das mag bei Ihnen Sitte sein, Fürst. Gott sei Dank, nicht mehr bei uns.“

„Soviel ich weiß“, spottete Fürst Trubekoi, „sind auch in Ungarn alle Rechte bei den Herrenklassen. Und die ‚misera plebs contribuens‘¹ hat nur zu gehorchen und zu zahlen.“

„Das soll anders werden!“ flammte Graf Stephan auf. „Die neue Zeit, die über mein Vaterland gekommen ist, soll diesen Schimpf ändern. Der niedrigste Zuhatz² Ungarns soll sein Recht vertreten sehen in der Verfassung, so gut wie der reichste Magnat. Jeder soll gleich tragen zu den Lasten des Staates, aber auch gleichen Anspruch haben an ihn. Nur der Adel des Herzens und des Hirns werden künftig herrschen!“

„Das sind die französischen Grundsätze von Dreihundneunzig und die der deutschen Träumer“, lachte der Fürst. „Der Kaiser, Ihr Herr, wird solche Gedanken nicht gut heißen und Waffen dagegen finden.“

„Der Kaiser ist unser König, nicht unser Herr. Osterreich besitzt, Gott sei Dank, kein Sibirien.“

„Das ist schade genug; ich denke aber, der Kuffstein wird für politische Schwärmer und Aufrührer genügen!“

Die Hand Stephans fuhr an den Säbelgriff; die Augen der Männer maßen sich herausfordernd. Gräfin Cäcilie ließ den Arm des Fürsten los und trat dazwischen.

„Ich erlaube nicht, meine Herren“, sagte sie, „sich in meiner Gesellschaft über Politik zu streiten. Dafür haben Sie die Ständetafel und das Gesellschaftszimmer meines Vaters. — Sie sind zu unvorsichtig, Stephan,“ fuhr sie in lateinischer Sprache, die jedem vornehmen Ungarn geläufig war, zu dem Grafen Batthyany fort. „Sie werden meinen Vater durch diese Angriffe gegen die Rechte des Adels sehr erbittern. — Wie stehen unsre Angelegenheiten?“

¹ Das niedere Volk, das nach der altungarischen Verfassung an den Reichstagen keinen Anteil hatte. Selbst die Abgeordneten des dritten Standes, der Städte, hatten nur Sitz, aber keine Stimme.

² Schafhirt.

„Die Versammlung findet diesen Abend statt!“ erwiderte er rasch. „Richten Sie es bitte ein, daß Sie sich der Gesellschaft entziehen können. Maß ist hier. Er bemüht sich, das Landvolk gegen die Werber aufzubringen.“

„Meine klassische Gelehrsamkeit ist zu gering, Gräfin“, bemerkte mit so höflichem Gesicht Fürst Trubezkoi, daß man nicht wissen konnte, ob es Spott oder Beschämung ausdrückte, „als daß ich Ihnen in die Zeit der Römer folgen könnte; ich muß mich mit der Sprache der Gallier begnügen, um Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Ihre Excellenz die Frau Gräfin Ihnen dort winkt.“

„Sie haben Recht, Durchlaucht. Ich bitte um Entschuldigung; aber es ist eine alte ungarische Gewohnheit. Wir wollen sehen, was meine Mutter wünscht.“

Stolz wandte sie sich ab; einen Augenblick blieben Bathiany und Trubezkoi zurück. Ihre Augen begegneten sich feindlich.

„Da ich zufällig den Kuffstein noch nicht bewohne“, sagte kalt Graf Stephan, „werden Sie, Herr Oberst, mir vielleicht die Ehre erzeigen, Ihre Bezeichnung ‚Aufrührer‘ zu vertreten.“

„Ich stehe zu Diensten.“

„Der Mond geht um neun auf; also diesen Abend um zehn Uhr — ich werde Sie an dem Vorsprung des Waldes dort erwarten.“

„Und ich werde meine Abreise ankündigen — das ist ja hauptsächlich das, was Sie bezwecken.“

Er folgte mit hämischem Lächeln der jungen Gräfin. Das Glas ins Auge gekniffen, prüfte er mit der Miene des Kenners die Reihe der Mädchen, bis sein Blick an den beiden letzten hängenblieb: Hanka Evtkovic, der Slowakin, und der jungen Zigeunerin Lunsä, die vorhin die Kreuzer der Menge gesammelt und sich jetzt fest in den Kreis der älteren Mädchen gedrängt hatte.

Die Blicke der in Lumpen gehüllten Zigeunerin funkelten

wie glühende Kohlen aus dem braunbleichen Gesicht. Es lag etwas in den Zügen des fünfzehnjährigen Mädchens, das brausende Leidenschaft und Zärtlichkeit ahnen ließ. Fürst Trubekoi empfand jene herrische Neigung, die die altrussischen Edelleute oft für die Frauen des Zigeunerstammes hegten. Er trat einige Schritt näher, um dieses sich erst entwickelnde junge Geschöpf und die verschmigte Lockung in den Augen der kleinen Here besser würdigen zu können.

„Ich meine, du bedürftest eines Mädchens für deine französische Zofe, Kind“, sagte Gräfin Palffy zu ihrer Tochter. „Sieh zu, ob dir eines paßt.“

Cäcilie betrachtete die Mädchen; auf Hanka blieben ihre Augen haften; sie wies auf sie.

„Diese gefällt mir.“

Die Gräfin musterte das errötende Mädchen durchs Glas.

„Es ist eine Slowakin“, meinte sie verächtlich. „Du mußt eine Magyarin wählen, wenn sie auch weniger zur Arbeit taugen. Wir müssen uns in diesem Augenblick Freunde machen.“

„Wählen Sie selber, Mama. Es ist mir gleich“, sagte Cäcilie; sie sah Graf Stephan neben sich und flüsterte ihm ins Ohr. „Was hatten Sie noch mit dem russischen Spion, Vetter? Wenn es zu einem Zweikampf kommt, vergessen Sie nicht, daß ich Ihr Sekundant sein muß! Ich hasse dieses freche Tatarengesicht.“

Graf Stephan gab ihr einige beruhigende Worte zurück und blieb an ihrer Seite, trotz den finsternen Blicken des alten Grafen Palffy. Die Gräfin hatte unterdes ihre Wahl getroffen. Sie war auf die Tochter des angesehensten Lannenbergers gefallen, der, wenn er sich auch, wie fast jeder der Freibauern, für einen Edelmann hielt, doch in unzähligen Elfen seine Freude darüber zeigte, sein Kind im Schloß zu sehen.

Auf der Straße von Kecskemet her jagte ein leichter Korb-

wagen. Der Kutscher auf dem Vordersitz blies in ein altes, verbogenes Horn und kündigte zugleich durch seine bunte Jacke sich als Postillion der nächsten Poststelle an. Auf dem Sitz von Maisstroh saß ein junger Offizier, der, sobald das Gefährt vor der Schenke hielt, nach dem Wirt rief.

Negryockri-Joseph kam eilig herbei und zog die Mütze. „Was befehlen Euer Gnaden? Mein Haus steht zu Diensten.“

„Nur eine Antwort: befindet sich Seine Erzellenz der Feldzeugmeister Graf von Latour noch auf dem Schloß des Herrn Oberstkämmerer Grafen Palffy?“

„Teremitete! Herr kommen zur rechten Zeit. Erzellenz stehen da drüben mit ganze Herrschaft und schauen junge Dirnen aus Dorf gehörige!“

Der Offizier sprang vom Wagen und schritt eilig durch die Menge. Der alte General hatte ihn schon bemerkt und kam ihm entgegen.

„Verzeihung, Erzellenz, daß ich Sie hier aufsuche. Die Depesche duldet keinen Aufschub. Von Seiner Majestät dem Kaiser.“

General Graf Latour legte die Hand an den Hut; dann öffnete er die Depesche. Es war ein amtliches Schreiben der Militärhauptkanzlei; ein Handschreiben lag dabei. Der Feldzeugmeister las zuerst dieses, dann die amtliche Nachricht.

„Ich werde leider von Euer Erzellenz Gastfreundschaft nicht länger Gebrauch machen können“, sagte er verbindlich zu dem Grafen Palffy. „Ich bitte um die Erlaubnis, sogleich nach dem Schloß zurückkehren zu dürfen. Man beruft mich gleich nach Wien; Seine apostolische Majestät haben die Gnade gehabt, mir das Kriegsministerium an Stelle des Grafen Zanini zu übertragen.“

Er nahm den Oberstkämmerer beim Arm und ging mit ihm in ernstvertraulicher Unterredung über den Platz. Den Überbringer der Depesche wies er an, ihm zu folgen.

Der Verwalter drängte sich in die Mädchenreihe.

„Der Teufel hole das Viehzeug! Was tust du hier unter den Hörigen? Pack dich, schwarzer Satan! Sonst bekommst du die Peitsche!“

Lunsa, das braune Zigeunermädchen, drückte sich wie ein Wiesel zusammen, das ein Schlupfloch sucht. Ihre brennenden, schwarzen Augen blickten lockend demütig zu dem barschen Verwalter auf, der sie mit roher Gewalt aus dem Kreis treiben wollte.

„Lunsa möchte so gern den blanken Herren dienen! Hat's schlimm bei Vater Petrike und Bruder. Wenig Essen. Viel Schläg. Warum soll Lunsa nicht ebensogut sein wie schlechte Slowaken?“

„Marr! Volk wie du ist nicht Arbeit gewöhnt. Zu was anderm bist noch zu jung. Pack dich!“

Eine Hand klopfte dem Verwalter auf die Schulter; es war der Hauptmann der Panduren.

„Bei der Saba! Komm' ich bald an die Reih'?“

„Die Herrschaft hat gewählt. Es ist an Ihnen, sich Mäd'el auszusuchen.“

Der Pandurenoffizier strich wohlgefällig den lang herabhängenden, pechgewichsten Schnurrbart.

„Wie viel?“ fragte er lüstern.

„Eine, Hauptmann Jurisch, eine!“ lachte der Verwalter.

„Sie sind ein halber Türke! Die Wahl steht Ihnen frei.“

Wieder durchliefen die funkelnden Augen Jurischs die Reihe. Bei allem Haß, der zwischen den Völkerschaften gärt, hätte doch jede der Magyarinnen die Wahl gern auf sich fallen sehen. Jede hätte gern den Triumph ihrer Schönheit über die andern ausgekostet, auch um den landesüblichen Preis, dem neuen Herrn mit Leib und Seele, fast wie ein Stück Vieh, willenlos zu gehören.

Die Augen des Panduren begegneten zwei andern, die ihm neugierig folgten. Es war Szabo, der Kanasz¹, der

¹ Schweinehirt.

neben seinem Mädchen stand, Hankas Hand in der seinen, beide hochofrenut, daß die Gefahr an ihnen vorübergegangen war. Nun brauchten sie nicht zu warten! Am nächsten Bonifatiusstag konnte der Staregessy, der Hochzeitsälteste, bestellt werden. Der Offizier wählte sicherlich eines der reichen Magnarenmädchen, das sich loskaufen mochte, wenn sie sich zu dem Dienst nicht hergeben wollte.

Aber plötzlich blitzte es wie Besorgnis und Schrecken in den Blicken Szabos. Die Augen Jurischs funkelten höhnisch und drohend gegen ihn. Er streckte die Hand aus und legte sie schwer auf die Schulter Hankas.

„Diese da soll mein sein und unsre Kuwelian² kochen!“

Der Verwalter nickte gleichgültig und machte ein Zeichen in der Namensliste. Was kümmert ihn die Totenblässe, das Zittern des Mädchens, der kurze stöhnende Aufschrei des Mannes an seiner Seite...

„Vergebt, Herr! Hanka soll werden mein Weib am Szent Bonifaztag!“

Dem Schweinehirten klapperten die Zähne. Seine Glieder zitterten.

„Dummkopf! Such eine andre. Oder frag' in zwei Jahren wieder nach. Für jetzt gehört sie Seiner Gestrengen. — Bedanke dich, Hanka, für die Ehre. Bist ein Blütmädel. Gönn' dir's von Herzen. Mach dich lustig heutigentags. Die Zeit ist noch dein. Um neun Uhr trittst du den Dienst an; verstanden?“

Das arme Mädel neigte stumm die Stirn; es dachte an keinen Widerstand. Die Macht der Gewohnheit war zu groß, als daß sie selber das Unglück und die Schmach recht gefühlt hätte.

Tiefer aber empfand es der Mann, der sie liebte. Als ob sich alle Schleusen seines Gefühls, die Erkenntnis seiner Menschenrechte jäh in ihm geöffnet hätten, rang er in hei-

¹ Die Lieblingsuppe der Panduren.

ßem Kampf mit der gewohnten Demut und schweigenden Ergebung. Als fühle er erst jetzt, wie teuer Hanfa seinem Herzen sei, brach die Angst um sie über ihn herein. Er drückte die schwieligen Hände auf die Augen. Er stöhnte und taumelte wie ein Trunkener.

Der Verwalter war schon längst an die Wagen geeilt, die eben die Herrschaft unter den Elfenrufen der Menge bestiegen wollte. Der Pandurenhauptmann schielte boshaft auf Szabo und winkte Hanfa.

„Um neun dort im Haus! Oder sollst du Jurisch kennenlernen, du und deinigte!“

Damit ging er.

Neben dem Zigeunerkind Tunsja, der einzigen, die mit Teilnahme das so schmerzlich getrennte Paar betrachtete, stand Fürst Trubezkoi.

„Sprichst du deutsch, kleine Here?“

„Ja, blanker Herr. Willst du mir einen silbernen Gulden schenken? Ich sag' dir wahr, ob du Glück hast bei der blanken Gräfin.“

„Märrchen! Mehr als den Gulden. Nimm das einstweilen.“ Er reichte ihr zwei Goldstücke. Seine Augen glühten in die funkelnden der Kleinen. „Nimm. Sei heut abend dort drüben, wo das Kreuz steht am Wald. Ich hab' mit dir zu reden.“

„Sorg nicht, Blanker! Tunsja wird dort sein — sie möchte gern glücklich werden!“

Oberst Trubezkoi erreichte die Wagen, noch ehe General Latour und Graf Palfy eingestiegen waren. Er drängte sich an den neuen Minister und beglückwünschte ihn. Dabei nahm er die günstige Gelegenheit wahr, ihm leise einige Worte zu sagen.

„Diesen Abend noch wird in der Schenke eine Versammlung der Revolutionsmänner stattfinden! Treffen Sie Ihre Anstalten danach, Erzellenz; man will die Wegführung der jungen Mannschaft durch die Werber verhindern. Graf

Batthyany glaubte nicht, daß ich Latein verstände, und verriet sich."

Latour drückte ihm dankend die Hand.

"Ich werde dafür sorgen. In einer halben Stunde soll der Offizier, der die Depesche brachte, nach Szegedin unterwegs sein."

Die Wagen rollten dem Schloß zu.

Jubelnd, in überlauter, toller Lustigkeit, drängte die Menge an Szabo und Hanka vorüber; der Tag gehörte den gewählten Mädchen zu Freude und Kurzweil. Er mußte gefeiert werden. Väter, Brüder und auch die Liebsten halfen dazu.

Wer kümmerte sich um die bedrohte Liebe, die zertretenen Herzen?

Er war ja nur ein Slowak, sie war ja nur eine Slowakin. Die Wahl war eine Ehre für sie! Was tat's dem Burschen, ob seine Braut zwei kurze Jährchen des Königs Soldaten gehörte? Dann konnte er sie immer noch heiraten...

Eine Hand faßte den Arm des Verzweifelten.

"Was greinst du, Bruderherz? Bist zwar nur ein schlechter Slowak. Aber bist ein Mann. Und ein Mann darf nicht weinen in ungarisch Land!"

Der Schweinehirt stöhnte tief auf.

"Es ist aus! Hauptmann verfluchtiger haben gewählt Hanka! Nix Hochzeit, nix Freude mehr auf der Welt; Szabo kann sterben gehn!"

"Unsinn! Nimm dein Mädel in den Arm — und hinaus mit ihr in die Pustten! Die Herren in Budapest halten die Hand jetzt über tapfern Bethar! Dem roten Hund eine Kugel durch den Leib! Ich leih dir meine Flinte!"

Und Kozsa Sandor rüttelte derb Szabos Schulter.

Kathrina, die Frau Sandors, suchte die weinende Hanka zu trösten. Der Bethar war der einzige, der Szabo uneigennützige Teilnahme bewies; denn selbst der Husarenwachmeister Andreas, dessen Mahen den Betharen verscheuchte,

hatte seine eigenen Absichten, wenn auch dem geraden Soldatenherzen der Jammer des Burschen leid tat.

„Frisch auf, Junge; Mädel gibt's überall in der weitigen Welt. Und ein schlanker Kerl wie du darf sich nicht grämen!“

Er schnalzte mit der Zunge.

„Der Tage gibt's viel;
das Kößlein zum Ernst
und das Mädel zum Spiel.“

„Nimm den Kalpaß! Werd' dich schon machen zum Soldat — obgleich du ein Slowak bist!“

„Ach, gnädiger Herr Soldat! Wollte gern dem König dienen“, murmelte der Hirt, „wenn ich wüßt', daß Hanka nicht heut zum roten Hauptmann müßt! Bin ein Kerl unglücklicher, wenn's geschieht! — Tu mir ein Leids!“

Der Husar sann einige Augenblicke nach.

„Hör, du bist ein Tor! Aber es will mich bedünken, du hast nicht ganz unrecht, wenn dir die Dirne wirklich ans Herz gewachsen ist. Hätt' die Wanka auch selbst dem Schloßherrn meinigen nicht überlassen mögen, eh ich Husar wurd'. Kann dir nicht helfen, Bursch. Aber Rat will ich geben, doch mußt versprechen, den Kalpaß zu nehmen, wenn's glückt. Slowakenmädel wird warten auf dich, besser als die Magyarendirn, die Wanka! Schließ beim Janos, als ich kaum Rücken meinigten gekehrt!“

„Beim Szent Kereszet!¹ Szabo wird tun, was Ihr befehlt, wenn Ihr raten wollt in seinem Unglück.“

„Hab dem Hauptmann aus dem Banat nix zu befehlen“, sagte Andreas. „Aber ein anderer hat's. Hast du den General gesehn, der gekommen ist mit Grafen unsrigtem?“

„Hab!“

„Teremtete! Kann sich befehlen dem Lump von Panduren mir nix, dir nix! Ist geworden die Erzellenz Graf

¹ Heiligen Kreuz.

Latur vom Feldzeugmeister der erste im Reich nach König-Kaiser: ist geworden Kriegsminister. Geh zu ihm aufs Schloß. Mach Fußfall. Sag, wolltest werden braver Husar, wenn Hauptmann Pandur dir läßt deine Dirn!"

„O Szent Istvan! Wie kommt armer Slowak in das Schloß vor großen Graf? Ist sich unmöglich Ding!"

„Ist deine Sache, Bursch; hab' ich kein Liebchen, um das ich's tu. Sag, du bringst ein schön Geschenk, lassen's dich schon zu. Kenn die großen Herren. Ist Sitte, zu bringen ein Geschenk, wenn man hat ein Bitt'!"

„Aber ich bin arm; Slowak hat nichts als das Leben!"

Der Wachtmeister zuckte die Achseln und blies ihm einen Strom von Tabaksqualm ins Gesicht.

„Dann rat' ich, nimm den Kalpak und laß die Dirn dem Roten!"

Er wollte gehen. Der Slowak hielt ihn krampfhaft fest.

„Halt, Herr! Ich hab's! Gott und die Heiligen haben's gegeben dem armen Szabo in seine Seel'. Er wird haben ein schön Geschenk für den hohen Herrn! Wein nicht, Hanke! Sei lustig und tanz!"

„Wohin willst du?"

„Frag nicht, Herz! Wenn Abend kommt, ist Szabo bei dir! Szabo wird für den König reiten; aber Hanke wird nicht beim roten Offizier liegen!"

Er schwang den Hut und rannte wie besessen davon.

Kopfschüttelnd schauten ihm der Husar und, schon halb getröstet, Hanke nach.

Als die andern Slowakinnen kamen, sie zum Tanz zu holen und heimlich den Sieg zu preisen, den sie über die stolzen Magyarenmädchen errungen hatte, waren die Tränen versiegt. Sie dachte an das Schicksal des Abends nicht anders, als ob es so sein müsse — und so gewesen sei von alters her.

Wenn der Szabo sie liebte, was schadete es ihm?

Nach zwei Jahren konnte er sie ja freien...

„Den Tod austreiben . . .“

Am Nachmittag waren die Werber gekommen, und nach ihnen der Abend. Tanz und Gelag wechselten in der Schenke. Denn der Ungar, wenn er einen Festtag begeht, will die Lust mit vollen Zügen genießen und endet erst spät.

Die große Stube der Tscharda, des Dorfwirtshauses, war gedrängt voll von zechenden Bauern, jungen Burschen und Husaren. Die Zigeuner saßen unter den Fenstern und spielten lustige Weisen. Ein frisches Weinsfaß wurde unter den Nußbaum gerollt. Im Küchenflur und auf dem Platz vor der Schenke tanzten die Burschen und Mädchen den Hahnentanz; die Tschikofsch und Gulhas¹ ließen ihre Peitsche um die fliegenden Dirnen im lustigen Peitschentanz klatschen, Jubel und Gesang an allen Ecken.

Drüben vor der Kirchentür, um die Herren Magyaren nicht zu stören, drehte sich das slowakische Volk im wilden Reigen, bis Ländler und Ländlerin schwindlig zu Boden sanken.

An dem großen Tisch in der Schenke wurden Rekruten angeworben. Die Burschen drängten sich heran; wer zurückgewiesen wurde, schlich beschämt unter dem Gelächter der Dirnen davon; es waren aber nur wenig, denn der Wachtmeister schien Auftrag zu haben, daß diesmal der Kalpak jedem Kopf passen müsse — die einzige Prüfung, die mit den Rekruten vorgenommen wurde. Ein Handschlag war der Fahneneid. Dann ging's zurück zu Trunk und Tanz; es war ja die letzte Nacht in der Heimat. Beim Morgen grauen zogen die Werber mit den Geworbenen davon.

¹ Rinderhirten.

Hei, wie heiß brannten die Küsse der Mädchen! Wie flogen die flecken Dirnen im Mohn Tanz, wie klapperte das Silber im Beutel, den der Vater dem Jungen wohlgefüllt mit dem langmäh'nigen flinken Pferd auf den Weg gab... auf den Weg, von dem er vielleicht nicht wiederkehren sollte ins Ungarland.

Die frisch geworbenen Burschen und die gewählten hörigen Mädchen vom Mittag waren die Wildesten, Lustigsten. Es war der letzte Abend der Freiheit und meist auch des Mädchentums.

Die Menge hatte sich noch vermehrt. Rauhe, kühne Gestalten zeigten sich unter dem Bauernvolk — die Hirten entfernter Pusteten, die erst mit dem sinkenden Abend kamen, die Nacht hier zu verjubeln. Auch vornehme Gäste erschienen — zu Pferd und zu Wagen; in die weißen Mäntel von Halinatusch gehüllt, schlichen sie durch die Menge oder verloren sich an der Hintertür der Schenke.

Es war schon dunkel. Ein Feuer von Fichtenkloben brannte auf dem Platz vor der Kirche. Große Späne leuchteten statt der Fackeln vor der Tür und an den fliegenden Buden der Slibowizaverkäufer. Da rasselte auf der Straße von Pest her ein Dreigespann vor die Tür der Schenke.

Zwei Männer stiegen aus.

Der Mann, den Graf Stephan Batthyany Maß benannt, schien sie erwartet zu haben. Er trat schnell an die niedere Korbkalesche und begrüßte sie mit mehreren andern, die aus dem Gewühl und dem Hause herbeikamen.

Dienstfertig zeigte Negryockri-Joseph, der Wirt, über den Flur den Weg zu dem im Anbau gelegenen Hinterzimmer, das für die Fremden bereit schien. Als sie das Haus betraten, blieb der ältere von ihnen einen Augenblick stehen und schaute auf das bewegte Nachtbild auf dem Platz.

Der Mantel war von seiner Schulter herabgesunken und enthüllte die fein gebaute mittelgroße Gestalt in der ungarischen Attila. Unter der Mütze mit der Feder schaute ein

bräunliches, scharf umrissenes Gesicht hervor, von einem lichtbraunen, gestuften Bart umrahmt. Der Ankömmling mochte etwa sechsundvierzig Jahr alt sein. Die Augen zogen sich finster zusammen, als die prahlerischen Flüche der Werber zu seinen Ohren drangen, als er die jungen Burschen mit den Kalpak's der Husaren auf dem Kopf tanzen und springen sah. Sein Begleiter mußte ihn ermahnen weiterzugehen.

Noch keine halbe Stunde war seit der Ankunft der Fremden verfloßen. Nach einem kurzen Imbiß und nachdem sie die Federmütze mit dem das Gesicht beschattenden, breitrandigen Hut der Landleute vertauscht und sich unter das Volk gemischt hatten, fuhren auf dem Weg vom Schloß her, Vorreiter mit Fackeln voran, die Reisewagen vor und hielten auf dem Kirchplatz.

Gleich hinterher kam zu Fuß die Gesellschaft vom Schloß, der Oberstkämmerer Graf Palffy mit dem neuen Kriegsminister Graf Latour, der russische Fürst Trubekoi mit der stolzen Tochter des Hauses, Cäcilie Palffy, Graf Stephan Batthyany und viele andere Gäste.

Man gab den Scheidenden das Geleit; denn auch der russische Oberst hatte angekündigt, daß er noch diesen Abend seine Reise nach Belgrad und den Fürstentümern fortsetzen müsse. Sie wollten den Fremden nur noch das Dorffest in seinem hellsten Glanz zeigen.

Eljengeschrei begrüßte die Herrschaft und ihre Gäste; aber es war nicht mehr der allgemeine jubelnde Zuruf. Maß und seine Gefährten hatten während des Nachmittags ihre Zeit nicht verloren; viel lauter tönten noch andre Rufe.

„Eljen Hungaria!“

„Eljen Batthyany!“

„Eljen Kossuth!“

„Eljen szabadság!“¹

¹ „Es lebe die Freiheit!“

Graf Latour runzelte die Stirn; aber er war klug genug, zu tun, als höre er es nicht.

Die Gesellschaft hielt auf dem Platz vor dem Rußbaum; hätte General Latour gewußt, welche glühende, drohende Blicke von mehreren Stellen aus der Menge auf ihn gerichtet waren, ihm wäre vielleicht eine Ahnung des furchtbaren Schicksals aufgestiegen, das sein hoher Posten, den er eben übernommen hatte, ihm bringen sollte!...

„Den Tschardasch, den Tschardasch!“ befahl der Berwalter. „Seine Excellenz wünschen den Tschardasch zu sehen, ehe das Volk den Tod austreibt.“

„Eilen!“

Im Nu faßten die Husaren und die rüstigsten Länzer die Mädchen, drehten sie wirbelnd im Kreis, stellten sich zum Tanz und schlugen die Hacken zusammen, daß die Sporen im Taft klirrten.

Dem Minister hatte sich Hauptmann Jurisch genähert, um sich zu verabschieden.

„Ich höre“, sagte General Latour, „das Unwesen der Betharen nimmt in der Gegend auffallend zu. Halten Sie strenge Aufsicht, Hauptmann. Und suchen Sie des berüchtigten Rozsa Sandor, des Gefährlichsten, habhaft zu werden. Es steht ein Preis auf seinem Kopf.“

„Fünftausend Gulden, Excellenz“, sagte kriecherisch der Hauptmann. „Wollt' sie haben schon längst. Wär' nix so dickköpfig dumm dies Volk im Szegebiner Land!“

Graf Latour winkte ihn näher heran.

„Die Stimmung hier gefällt mir überhaupt nicht“, sagte er leiser. „Sie sind Offizier des Kaisers. Der Banus von Kroatien hat Sie als treu und zuverlässig empfohlen. Haben Sie ein Auge auf alles! — Es sollen Zusammenkünfte der Unzufriedenen in der Nähe stattfinden. Ich habe eiligen Befehl nach Szegebin gesandt, daß Ihr Kommando verstärkt werde, um die Nachbarschaft im Zaum zu halten.“

— Geben Sie dem Wachtmeister der Werber einen Wink, sich danach zu richten.“

Jurisch legte grüßend die Hand an die Mütze und zog ein grimmiges Gesicht, das dem Volk nichts Gutes bedeutete.

„Besorgen Euer Excellenz mir. Kann ich mich verlassen auf Heibucken meinigte.“

Graf Stephan berührte leicht den Arm der schönen Cäcilie.

„Blicken Sie dorthin, Cäcilie — dort unter dem Baum, links von den Zigeunern.“

„Zwei Männer in der Bunda? Ich kann die Gesichter unter den großen Hüten nicht erkennen.“

„Er ist es — der zur Rechten!“

„Wer?“

„Die Hoffnung Ungarns!“

Eine freudige Röte überzog das Gesicht Cäciliens.

„Ich sah ihn nie“, sagte sie hochaufatmend. „Der Zufall trieb immer sein Spiel.“

„Sie sollen ihn heut noch kennenlernen. Um neun Uhr ist die Zusammenkunft. Wenn Sie ihr bewohnen wollen, sind Sie willkommen.“

„Sobald diese Fremden fort sind, bin ich da!“

Reck und ausgelassen schrillen die Fiedelstriche der Zigeuner, die gellenden Töne der kleinen Flöte. Männer und Weiber jauchzen vor Lust im stürmischen Tanz. Ein Taumel hat die Menge erfaßt. Selbst die ältesten Bauern heben die Hacken und nicken mit den kurzen Pfeifenstummeln den Takt, und die Augen glühen in Erinnerung der Jugendlust.

„Elien Hungaria!“

Wie sie springen und wirbeln! Hoch auf im kräftigen Satz, bald wieder lang geschneilt am Boden, flirrend das

Eisen der Fersen, das zum blutigen Ernst das Roß ins Gewühl der Schlacht spornt; auf die schlanke Hüfte die Faust gestemmt.

Plötzlich gellt es mitten hinein in die rauschende Musik, in das Elfenjauchzen der Tänzer und Zuschauer.

„Platz für Szabo! Platz für Szabo, den Kanasz! Ein Geschenk für den Swabi-General!“

Gelächter bricht sich Bahn: was will der lumpige Slowak? Wie kann der Schweinehirt es wagen?

Der Tanz stockt. Durch die scheu zur Seite drängende Menge heucht eine hohe Gestalt. Eine schwere Last hockt auf der Schulter, von der zerrissenen, blutbefleckten Bunda halb verhüllt. Aus der Wolle des Mantels funkeln grüne Augen, zucken langbehaarte Beine mit starken Krallen.

Szabo, der Sauhirt, stört den Tanz der Magnaren. Hinter ihm drein zieht der furchtlose, verkappte Bethar Rozsa Sandor das Slowakenmädchen, das er vom Platz an der Kirchentür geholt hat, wo sie den Liebesgram und die Sorge um den Liebsten unterdes im Wirbeln drehen vertanzt hat.

Der Schweinehirt bietet einen furchtbaren Anblick.

Sein Gesicht ist von Schmutz, Blut und einem tiefen Riß auf der linken Wange entstellt. Die offene Brust, um die das zerrissene Feiertagshemd in Fetzen hängt, zeigt eine zweite Wunde, wie von Zähnen oder Klauen gerissen. Seine ganze Kleidung ist mit Blut und Morast besudelt. Nur seine großen Augen leuchten.

Bei der Gruppe der Herrschaft wirft er mit einer raschen Gebärde die rätselhafte Last dicht vor den Füßen des Generals zu Boden und sinkt daneben auf die Knie.

Er hebt bittend die Hände.

„O Herr! Nimm, was Szabo bringt zum Geschenk — und laß ihm Hanka, sein Leben!“

Ein Schrei des Erschreckens, des Staunens. Die Umstehenden weichen scheu zurück.

Das Geschenk, das der arme Pußtahirt bringt, ist ein lebendiger Wolf.

Das Tier ist an den vier Füßen geknebelt. Der heiße, dampfende Rachen der Bestie ist durch ein kurzes, starkes, an beiden Enden gespitztes Holz auseinandergespeilt. Er zeigt, von dem geronnenen Blut des zerrissenen Gaumens befleckt, die scharfen glänzenden Zahnreihen; die grünen runden Augen des machtlosen Tieres schillern in toller Wut.

Der Wolf trägt auf der Stirn zwischen den Augen einen großen, gelbweißen Fleck; jeder der anwesenden Hirten und Bauern erkennt ihn daran; er ist der gefürchtetste Schafdieb der Gegend und hat schon viele Pferde zerrissen. Vergeblich war bisher alle Jagd auf ihn.

Aber dem armen Slowaken hat Angst um das Liebste, was er auf der Welt besitzt, das Herz und den Arm gestählt. Er hat einmal gehört, daß große Herren wilde Bestien in Käfigen halten; das einzige, was er schenken kann, ist sein Blut. Er wagt es, ohne Waffen die Bestie in ihrem Lager, das er in der Pušta aufgespürt hat, zu überfallen und sie mit seinem dicken Wollmantel zu knebeln. Nun bringt er sie — für Hanfa.

„Was soll das bedeuten? Wer ist der Bursche?“

„O Herr — der Gott der Magyaren und der armen Slowaken mögen rühren Herz das deinigte! Ich bin Szabo, der Kanasz. Der Hauptmann der Roten hat gewählt mein Mädchen für sich, das ich freien wollt am Szent Bonifaztag. Du bist ein Mächtiger, Herr! Gib frei das Slowakenmädchen! Szabo wird gehn für dich und den König unsern in den Tod!“

„Was redet der Mensch? Er scheint ein mutiger Kerl und sollte Grenadier werden. Das Regiment Richter kann Leute brauchen!“

Der Hauptmann der Panduren drängt sich heran.

„Kenn' ich den Bursch, Excellenz! Ist er einer von den

Freunden des Rozsa Sandor, des Bethar; weiß er, wo der Spitzbub steckt und will nicht sagen, wo."

Finster sieht Graf Latour den Szabo an.

„Kennst du Rozsa, den Räuber?"

Der Slowak beugt die Stirn.

„O Herr gnädiger, hör meine Bitte!"

„Als getreuer Untertan des Königs mußt du angeben, wo die Gesetzesverächter zu finden sind. Nehmen Sie die nötige Mannschaft, Hauptmann Jurisch, und lassen Sie sich von dem Mann zu dem Ort führen, wo der Räuber festzunehmen ist. Er soll seinen Anteil haben an der ausgesetzten Belohnung!"

„Herr, gnädiger mein!" stöhnt der Slowak. „Was hat Bethar zu schaffen mit Hanka?"

„Was soll's mit dem Mädchen? Was will der Bursche eigentlich?"

Der Gutsherr schlägt sich ins Mittel.

„Der Hauptmann, Erzellenz, hat bei der Wahl vorhin, wenn ich recht verstand, ein Mädchen zu seinem Dienst bestimmt, das der Hirt heiraten will. Der Offizier ist in seinem Recht."

Der Heiduck streicht sich den Schnurrbart und lächelt.

„Hoher Herr", wimmerte der Slowak, „Hanka ist das Leben von armen Szabo. Wer sie ihm nimmt, nimmt seine Seele. Herr, Gnade! Befiehl Hauptmann, zu geben die Hanka frei — bei der Mutter des Szent Christ, oder es geschieht ein Unglück!"

„Willst du bekennen, wo sich der Bethar versteckt hält?"

„Herr, der Slowak ist kein Verräter. Ab Gnade an ihm — wie der Herrgott dir mög gnädig sein in Todesstunde!"

Er umfaßt die Füße des Feldzeugmeisters. Der stößt ihn rauh von sich.

„Du verdienst keine Rücksicht. Die Rechte der Soldaten müssen gewahrt werden. Sie sollen um eines Verstockten

willen keine Ausnahme erleiden. Die Sache ist Ihre Angelegenheit, Hauptmann. Sie geht mich nichts an. Wenn du sagen willst, wo der Betsyar ist — das ändert die Sache!"

„Ich kann nicht, Herr!"

Der General stößt ihn noch einmal von sich.

„Leben Sie wohl, Herr Graf!"

„Erbarmen, Herr! Erbarmen mit Szabo und der Hanfka!" brüllt, Schaum vor dem Mund, Szabo Polko.

„Befreien Sie mich von dem Burschen! Lassen Sie ihn den Werbern überweisen, damit er gehorchen lernt!"

Zehn Hände greifen nach dem Slowaken. Mit blutunterlaufenen Augen und entstelltem Gesicht starrt er auf den Mann, der so hartherzig seine letzte Hoffnung vernichtet.

Seine Seele, sein ganzes Wesen scheint sich zu wandeln unter der Erschütterung. Er zittert am ganzen Leib. Er wanzt; seine Zähne klappen aufeinander. Der Unterkiefer fällt herab gleich dem eines Toten. Seine Augen flammen einen Blick bittersten Hasses. Seine Hand hebt sich drohend hinter dem herzlosen Mächtigen ...

„Fluch über dich! Keine Gnade dir in Todesstund deignigter!"

Husaren und mitleidige Bauern reißen ihn zurück und halten ihn fest.

Der Menge aber dauert der Auftritt schon zu lange. Sie will zu Lust und Tanz zurück. Der „Tod" ist noch nicht ausgetrieben ... und es ist ja auch nur ein Slowake.

Und der Slowake ist kein Mensch ...

Graf Latour hatte den Fuß auf dem Wagentritt. Da erscholl unerwartet eine durchdringende Stimme.

„Wenn ihr den Kozsa Sandor braucht, um dem Szabo zu helfen — hier ist er!"

In der Mitte des Kreises stand trotzig und verwegen der Geächtete; auf seinem blassen Gesicht spielte ein spöttisches Lachen.

„Du hast mich gesehn! Zwanzig können's bezeugen, daß ich der Sandor bin; nun halt dein Swabivort — und glückliche Reise!“

Graf Latour hob die Rechte.

„Greift ihn! Auf ihn!“

Ein Gendarm warf sich auf den Betharen; aber das Volk wich zurück. Selbst die Husaren machten mehr Lärm als wirkliche Anstalten, den Räuber zu fassen. Der kecke Feind des Gesetzes ist immer der Held des unterdrückten Volkes.

Kathrina, das Weib Rozsa Sandors, hatte ihm die Flinte in die Hand gedrückt, die sie auf sein Geheiß inzwischen aus der Schenke geholt.

„Komm mir nicht zu nah — es ist dein Tod!“ brüllte Rozsa. Sein Kolbenschlag traf den Helm des Gendarmen. Wie ein gefälltter Baum stürzte er lang zu Boden.

Mit aufreizendem Gelächter sprang Rozsa Sandor durch die zurückweichende Menge davon. Dem nächsten der verfolgenden Gendarmen streckte einer der Männer unauffällig den Fuß vor. Er fiel. Über ihm schloß sich die Masse.

Im nächsten Augenblick schon schallte schrill durch den Lärm der Eisenruf des Flihenden. Sein Pferd trug ihn in die sichere Pustta.

Daß eine Verfolgung jetzt unnütz war, wußte auch der Hauptmann der Panduren. Rozsa Sandor kannte besser als tausend Soldaten sein Gelände, seine Schlupfwinkel, und wußte Unzählige, die ihm geholfen hätten. Dennoch sandte Turisch vier Leute zur Unterstützung der Gendarmen dem Flüchtling nach.

Graf Latour schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Das Volk ist allzu verwildert, Graf Palffy“, sagte er zu dem Oberstkämmerer. „Es kommt eine schlimme Zeit über Oesterreich; mögen alle, die es wahrhaft gut meinen mit dem Vaterland, fest zusammenhalten.“

Er reichte ihm noch einmal die Hand und stieg in den

Wagen. Aus dem Schlag winkte er den Pandurenoffizier heran.

„Halten Sie Aufsicht über alles, was diesen Abend vorgeht, und erstatten Sie darüber Bericht, Herr. Noch im Lauf der Nacht erhalten Sie Verstärkung von Szegebin. Lassen Sie den Burschen, der mit dem Betwaren unter einer Decke steckt, festnehmen und in die nächste Werbestelle abliefern. Gott gebe, daß der Kaiser an diesem Land nicht noch schlimmere Erfahrungen macht als bisher.“

Die Postillione hieben auf die Pferde ein. Der Wagen flog davon auf der einsamen Straße nach Pest.

Wenige Monate später — und Graf Baillet von Latour sollte mit dem eigenen Leben den heutigen Tag bezahlen...

Auch Fürst Trubekoi verabschiedete sich. Er hatte noch vor Beginn der Tafel eine kurze Unterredung mit dem Oberstkämmerer gehabt. Graf Palffy begleitete ihn mit besonderer Höflichkeit zu seinem Wagen und lud ihn ein, bald den Besuch zu wiederholen.

„Wenn der Frau Gräfin und Komtesse Cäcilie meine Huldigungen nicht unangenehm sind“, sagte der Russe, „hoffe ich, Sie im nächsten Herbst auf Ihren Gütern oder im Winter in Wien wiederzusehen und dort eine für mein Leben wichtige Frage weiter zu erörtern.“

Die Komtesse nickte kalt.

„Die Gäste meines Vaters werden bei uns stets die gebührende Aufnahme finden.“

Sie achtete des Stirnrunzelns des Grafen Palffy nicht und kehrte sich kurz ab.

Fürst Trubekoi zog die Uhr.

„Wahrhaftig, in anderthalb Stunden schon zehn Uhr; ich kann um Mitternacht in Szegebin eintreffen, wenn ich unterwegs keinen Aufenthalt finde!“

Seine Augen begegneten dem Blick des Grafen Stephan.

Das genügte zur Verständigung; dennoch hatte Gräfin Cäcilie den Blick aufgefangen. Fürst Trubekoi grüßte wiederholt zurück, während das rasche Dreigespann ihn davontrug.

Der alte Magnat reichte seiner Tochter den Arm, um sie zum eigenen Wagen zu führen. — Graf Stephan erklärte, noch im Dorf bleiben zu wollen; mehrere der jüngeren Edelleute von der Gesellschaft des Oberstkämmerers schlossen sich ihm an.

Jurisch, der Pandurenhauptmann, kehrte nach dem Platz zurück. Um den gefesselten Wolf und den Slowaken war noch immer ein zahlreicher Kreis versammelt; aber die betroffene Stimmung der Menge wich schon wieder der Neigung zur tollen Lust. Außerdem stand der ausgelassenste Teil des Festes noch bevor.

„Laßt uns den Halal austreiben! Den Tod! Den Tod!“
Die jungen Burschen heulten und schrien; die Mädchen kreischten.

„Wer soll der Halal sein?“

„Einen Slowaken her! Her mit einem Slowaken!“

„Szabo!“ rief eine Stimme.

„Ist sich braver Bursch!“

„Hat den Wolf gefangen!“

„Wird sich wehren tapfer!“

„Eljen für Szabo, den farkasvadász!“¹

Zwanzig, dreißig Hände faßten den starr vor sich hinbrütenden Burschen. An seiner Schulter weinte Hanka.

„Sei lustig, Szabo, Slowak! Sollst haben Slibowiza und Wein, wenn machst deine Sache gut! Laß Madel laufen! Gibt's viele in der Welt!“

Rohe Hände langten herüber, schwärzten dem Slowaken mit Holzkohlen das Gesicht. Hut und Mantel wurden ihm mit Gewalt abgerissen. Man legte eine alte Kuhhaut um

¹ Wolfsjäger.

seine Schultern. Auf den Kopf drückte man ihm einen Kranz von Maisstroh mit zwei Ochsenhörnern.

Verzweifelt wehrte sich Szabo gegen die ihm zuge dachte Ehre; dem Tollmut der jungen, kräftigen Burschen gegenüber, unterstützt von den lärmenden Bauern und juchzenden Weibern, reichte seine Kraft nicht aus. Ja, mancher harte Faustschlag traf den Widerstrebenden, und sein Widerstand erhöhte nur noch die Ausgelassenheit. Denn der Halal muß sich wehren, ehe er „geschwemmt“ wird. Sonst fehlt das Beste.

In den Ländern der slawischen Rassen sind noch viele alte Volksbräuche, teils aus der Heidenzeit, teils aus der ersten Zeit der Einführung des Christentums, erhalten.

Das „Todaustreiben“ am Sonntag Lätare vor Ostern gehörte noch zu diesen jahrhundertealten Sitten.

Ein als Teufel verummter Bursche wird auf Wagen oder Pferden durch das Dorf geheßt. Unter dem Hohn geschrei, dem Schmutzwerfen und den grausamen Späßen der Menge schwemmt man ihn in einer Pferdeschwemme, und ein Strohmann wird an seiner Stelle vor der Kirchthür verbrannt.

Während des Umzugs sammeln seine Kameraden bei den Dorfbewohnern Lebensmittel, Geld oder andre Geschenke, die teils verzehrt werden, teils dem geschwemmten Teufel zugutekommen.

Die Burschen des Dorfs meinten daher, dem Sauhirten eine große Gunst zu erzeigen, als sie ihn zum Halal machten.

„Vorwärts, Szabo! Lauf, daß wir den Tod fangen!“

„Ist sich Wolf ein schönes Geschenk an Erzellenz General“, sagte der Pandurenoffizier. Jurisch sah ein, daß jetzt nicht der Augenblick sei, sich des Slowaken zu bemächtigen. „Können wir brauchen das Fell. Tragt ihn ins Haus. Werft ihn hinter die Tür. Kann nicht Wolfsjäger schlafen bei Hanfa, soll wenigstens bewachen Wolf unser Lager!“

Zwei Panduren steckten ihr Gewehr durch die Beine des Wolfs und schleppten ihn zum Wachtthaus.

„Es ist Zeit, daß du antrittst den Dienst! Nehmt sie mit. Habt Augen auf sie!“

Jurisch deutete auf die schluchzende Hanka.

Einer der Soldaten faßte sie am Arm.

„Brauchst nix zu weinen, Wetterher! Sollst haben alles gut und wenig Schläg, wenn du folgst Hauptmann!“

Hanka wimmerte laut auf, als der Heiduck sie fortzog. Szabo sah es, Szabo hörte es. Gestoßen, mißhandelt, getrieben von allen Seiten, stürzte er sich auf den Kreis, um sich Bahn zu brechen und ihr zu helfen. Aber Gelächter, Geschrei, Jauchzen roher Lust begegneten seinem Jammer, seiner Leidenschaft, seinen Bitten.

Grausam drängten ihn die Verfolger weit ab. Sie schlugen mit Feuerbränden nach ihm. Sie stießen und schoben. Wie ein gehegtes Wild flog er vorwärts. Die wilden, behenden Burschen keuchten dicht hinter ihm drein. Weit über das Dorf hinaus — bis in die Heide. Endlich brach er erschöpft, atemlos zusammen. Brüllend überwältigten sie den Willenlosen.

Die Zigeunermusik voran, schleppten sie ihn auf einem alten, halbblinden Gaul zurück — von Tür zu Tür.

Stier starrte Szabo mit brennendem Blick voraus.

„Hanka!“

Wo war Hanka?

„Der Tod! Wir haben den Tod!“ sangen übermütig Burschen und Mädchen.

Eiseskälte kroch durch Szabo hin.

Der Tod — der Tod würgte in seinem Herzen...

Rossuth

Brennende Kienspäne, an den Wänden in eisernen Ringen aufgesteckt, erhellten das niedere geräumige Gemach, das den hintern Anbau der Schenke bildete. Sonst wurde es zur Aufbewahrung von Feldfrüchten oder Gerätschaften benutzt.

Heut hatten sich darin die Männer versammelt, die in Gruppen miteinander berieten oder im Halbkreis den Fremden umgaben, der am Abend auf der Straße von Pest eingetroffen war.

Auch mehrere Gäste des Oberstkämmerers befanden sich in der Versammlung: jüngere Männer in der reichen ungarischen Volkstracht, Mitglieder des niederen Adels aus der Gegend. Auch Ärzte, Rechtsanwälte, Kaufleute, Grundbesitzer aus Szegedin und Beamte, Bauern und Lantenbesitzer, und selbst solche, die am Mittag noch willig ihre Söhne dem Werber versprochen hatten, sah man dort wieder.

Die Bornehmsten und Einflußreichsten der Gesellschaft hatten sich um den Fremden gesammelt und unterhielten sich lebhaft mit ihm. Graf Stephan Batthyany ging von einer der Gruppen zur andern, sprach mit allen und lauschte unruhig, ob Gräfin Cäcilie noch nicht erschien.

Der Fremde sah nach der Uhr.

„Es ist Zeit, Graf, daß wir die Versammlung eröffnen“, sagte er in befehlendem Ton. „In zwei Stunden spätestens muß ich wieder unterwegs sein; man erwartet mich morgen in Szlonok. Geben Sie das Zeichen.“

„Einige Augenblicke noch! Gräfin Cäcilie hat versprochen zu erscheinen. Sie muß jeden Augenblick kommen.“

„Ich weiß, daß die junge Gräfin und ihre Mutter Freundinnen der heiligen Sache sind. Aber was wir hier zu beschließen haben, ist Männerwerk. Es darf durch keine Weiberlaune aufgehalten werden. Geben Sie das Zeichen. Ich will sprechen.“

Graf Stephan verneigte sich und schlug mit dem Griff seines Säbels auf den Tisch. Sogleich verstummten alle Gespräche. Die Anwesenden schlossen einen Halbkreis um den Mann, dessen Werbekraft seit einigen Jahren schon die Hoffnungen aller Unzufriedenen in Ungarn und jetzt im ganzen Europa auf ihn gelenkt hatte: Ludwig Kossuth hob die rechte Hand.

Kossuth zählte damals sechsundvierzig Jahr¹. Glühende Begeisterung für die Sache Ungarns und feuriger Ehrgeiz trieben ihn. Durch seine Kühnheit und seine glänzende Beredsamkeit riß er alles mit sich fort. Preßfreiheit, ein verantwortliches Ministerium, Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn, öffentliche Verhandlungen aller Staatsangelegenheiten, allgemeine Besteuerung auch des Adels und Gleichheit vor dem Gesetz, Besserung des Siedlungswesens und Abstellung mancher andern veralteten Bestimmungen — das waren seine Forderungen und die Forderungen des Volks, nachdem auf den früheren Reichstagen schon die Herrschaft der magyarischen Sprache durchgesetzt worden war.

Am 3. März 1848 hatte Kossuth eine feurige, flam-

¹ Lajos (Ludwig) Kossuth — sprich Kóschut — geboren am 19. September 1802 zu Monos im Komitat Zemplin, gestorben am 20. März 1894 in Turin; studierte als Sproß einer verarmten evangelischen Adelsfamilie die Rechte, wurde Rechtsanwalt in Pest und später, nachdem er wegen verbotener Herausgabe der „Reichstagszeitung“ zu vierjähriger Festungshaft verurteilt und später begnadigt worden war, Schriftleiter des „Pesti Hirlap“, in dem er mit hinreißenden Aufsätzen für die Rechte des Volkes eintrat. Durch den Einfluß Batthyany's wurde er 1847 in den Reichstag gewählt.

mende Rede in der Versammlung der Stände gehalten; in Wien fand sie Widerhall, und die Volkserhebung der Kaiserstadt, Metternichs Sturz waren die Folge.

Eine magyarische Abordnung, an ihrer Spitze Graf Ludwig Batthyany, der Onkel des Grafen Stephan, der Führer der freiheitlich gesinnten Adelspartei, und Kossuth, der Leiter und Vorkämpfer des Volkes, erschien in der Hauptstadt und zog am Vormittag des 16. März 1848 unter den Jubelrufen der Volksmenge, in glänzender Volkstracht zu Fuß durch die Straßen Wiens nach der Hofburg, um dem zitternden Kaiser die Denkschrift des ungarischen Reichstags zu überbringen.

Die Antwort war die Ernennung des Grafen Batthyany zum Präsidenten eines besonderen ungarischen Ministeriums, in das Szemere, Deak, Messaros und Kossuth eintraten; die Abschaffung der Fron und der Zehnten an den Klerus; allgemeine Besteuerung und die Bildung einer Volksgarde.

Aber die Forderungen wuchsen; ein völliges Losreißen vom österreichischen Kaiserreich, ein freies Ungarn galt es zu erringen. Dazu kam der sich rasch zuspitzende Gegensatz der deutschen, der kroatischen und serbischen Völkerschaften. Sie wollten die Herrschaft des Magyarentums nicht dulden und verlangten gleiche Rechte. Überall im Land gärte es; das Volk, seit undenklichen Zeiten schwer bedrückt, rüttelte an seinen Ketten, und obgleich ihm der Kaiser-König als ein von Ungarn fast untrennbarer Begriff galt, so drängte doch alles zum gänzlichen Bruch. Es galt zu dämpfen, zu leiten, zu raten, zu schüren oder Flug hauszuhalten mit den unterirdischen Kräften, und Kossuth reiste mit Windeseile im geheimen von einer Versammlung zur andern.

Zu solch einer Versammlung war er jetzt erschienen.

Die Teilnehmer der Versammlung verstummten, als Ludwig Kossuth die Hand hob.

„Männer vom Blut Arpads, Magyarenbrüder!“ scholl

die Stimme Kossuths, „der Ruf des Vaterlandes, seine Not haben uns hier versammelt. Wir wollen beraten, wie wir unsre Freiheit nicht nur erringen, sondern auch sichern für alle Zukunft. Der Österreicher ist falsch und herrschsüchtig. Nie wird er es ehrlich meinen mit Ungarns Recht. Drei Jahrhunderte hat die Krone des heiligen Stephan ein unserm Volk fremdes Haupt getragen. Drei Jahrhunderte hat der Magyar seine Habe und sein Blut gegeben zur Verteidigung des Kaiserhauses, das uns zum Lohn unsre Freiheiten geraubt und aus freien Männern Sklaven gemacht hat, Sklaven, wie es seine andern Völker sind!“

Ein Murmeln schwoll an, versank wieder in Stille. Kossuth sah ringsum und hob wieder an.

„Die Sonne der Freiheit steigt empor, die leuchten soll über alle Völker — auch über das Ungarland. Ein Sturm rüttelte an dem Tor der Kaiserburg zu Wien: der Wille der Völker. Die lange geknechteten Völker erhoben sich in Paris, in Wien und in Preußen. Auch der Ungar verlangte sein Recht. Man hat nicht gewagt, es uns zu verweigern. In dem Hauch des Sturmes zittern die Throne, die Tyrannen fliehen vor dem entfesselten Zorn des Volkes!“

„Eilen!“ schrillte heiß ein Ruf auf.

Alle Augen hingen an dem Redner. Kossuths Augen bligten; er hob beide Hände, als könne er so seine Hörer besser fassen.

„Metternich, der Feind unsrer Freiheit, ist nicht mehr. Der Kaiser bewilligt alles. Ungarn hat wieder seine eigene Regierung! Aber schon sinnen die Ratgeber der österreichischen Krone, wie sie das Ungarland, ihr teuerstes Kleinod, aufs neue beugen und es seiner Waffen berauben. Blickt um euch, Brüder, Magyaren! Wenig erst ist getan für die wahre Freiheit des Volkes. Die Männer, denen die große Aufgabe geworden ist, haben mit tausend Hindernissen zu kämpfen. An den Reichen und Mächtigen, die ihre Vorrechte opfern sollen zum Besten des Volks, hat der Österreicher

seine Stützen; unter den Swabi, die wir in unserm Lande duldeten und reich machten mit unsern Ernten, nähren seine Söldlinge den hochmütigen Undank! Den falschen Kroaten, den tückischen Slawen, hegt die Wiener Politik gegen euch, die wahren und einzigen Herren dieses Landes.“

Ein zorniges Aufstampfen; verächtliche Rufe.

„Der Palatinus zaudert und sucht ängstlich den Fortschritt der Freiheit aufzuhalten. Drohend rüstet unser Feind, der Ban, an der Grenze, und will sich nicht fügen in die Befehle des Reichsrats und der Minister. Glaubt ihr, daß er das aus eigenem Willen tut? Fragt die Hofkanzlei zu Wien!“

„Schmach über die Swabi!“

„Laßt ihn kommen, den Räuber von Agram!“

„Wir wollen ihm zeigen, was ungarische Säbel vermögen!“

Hände klirrten an den Waffen, hoben sie betuernd in die Höhe.

„Werdet ihr es wirklich?“ Kossuth bohrte seine Augen in die dunklen Gesichter.

„Wir werden!“

„Sagt mir, Brüder, Magnaren, womit wollt ihr den Banus besiegen und euer Recht gegen die Ränke Wiens verteidigen? Seht ihr nicht, daß die slawonischen und illyrischen Regimenter von der falschen Politik des Kaiserhauses ins Land gezogen werden? Daß Kroaten und Panduren die Posten in euren Städten und Dörfern bilden? Wißt ihr nicht, daß die ungarischen Truppen gegen unsre heiligen Verträge in diesem Augenblick nach Italien geschleppt werden, um für die Swabi gegen ein Volk zu fechten, das seine Freiheit schützen will wie wir das Ungarland? Was nützt uns die Bildung eines Volksheeres, wenn täglich die Blüte des Landes von den schlaun Werbern aus dem Land geholt wird, um — unter österreichischen Fahnen — vielleicht gegen das eigene Ungarn zu kämpfen!“

„Nimmermehr!“

„Kein Magyar kämpft gegen sein Vaterland!“

Kossuths Fäuste ballten sich. Wild hob er den Kopf.

„Wartet's ab! Ihre Schlaueit hat schon Weisere betört als die rasche Jugend! Ich sehe Männer unter uns, wackere freie Männer, die noch vor wenigen Stunden ihre Söhne den österreichischen Schergen verkauft haben! Das Ungarland steht vielleicht am Vorabend eines blutigen Krieges für seine Freiheit, und ihr laßt es seiner Kraft berauben! Könnt ihr eure Rechte verteidigen, wenn ihr eure Kämpfer in die Fremde treibt? Schmach über das Ungarnherz, das dem Vaterland den Rücken wendet in der Stunde der Gefahr! Aber hundertmal größere Schmach dem freien Mann, der sein Kind zum Schergen der Fremden macht!“

Erregung brauste auf.

„Er hat recht!“

„Ungarns Söhne gehören in Ungarns Grenzen, so will es das Gesetz!“

„Was sollen wir tun, um unsre Rechte zu wahren?“

„Wie können wir die Freiheit schützen?“

„Zwanzig Schritt von hier verlocken die Werber eure Kinder! Werdet ihr sie ziehen lassen? Ungehindert? Schande über euch, wenn ihr's tut!“

„Nein, nein!“

„Der stolze Magnat feilscht mit dem Leib eurer Töchter und schändet sie — werdet ihr es länger dulden?“

„Nein, nein!“

„Bildet Vereine! Bewaffnet euch und eure Söhne, damit der erste Ruf euch bereit findet! Wählt Führer! Alte Soldaten sind unter euch — laßt sie die Schwadronen und die Bataillone der Honveds¹ ausbilden! Vertreibt Gewalt mit

¹ Honvéd, ung., ‚Vaterlandsverteidiger‘. 1848 vom ungarischen Ministerium zur Landesverteidigung ausgebildete Truppen, zunächst Infanterie, dann auch Kavallerie und Artillerie.

Gewalt! Verjagt die fremden Kriegsknechte! Vieles, was das Ministerium noch nicht wagen darf, kann ungescheut heute schon das Volk tun. Sendet Männer in die Ständeversammlung, die wahre Freunde des Volks, nicht der Oesterreicher und der Magnaten sind! Alle ungarischen Truppen müssen nach Ungarn zurückgesandt werden! Kroatien muß sich unterwerfen! Die Feinde der Freiheit müssen abgesetzt, die Aufhebung der Fron und Zehnten, die Besteuerung der Magnaten müssen nicht nur versprochen, sie müssen sofort eingeführt werden!“

„Sofort, ja! Sofort!“

„Wenn der König-Kaiser ein Herz für Ungarn hat, möge er selber nach Budapest kommen! Dorthin gehört der Herrscher von Ungarn. Und wenn er sich weigert — was soll Ungarn länger dann mit einem solchen König, der nicht sein rechter König sein will?“

Das kühne Wort ließ anfangs viele erbeben. Aber es war gesprochen. Der Funke hatte gezündet.

„Nieder mit den Feinden der Freiheit!“ rief Graf Stephan. „Dem Vaterland opfere ich die Rechte meines Standes. Ich will nichts sein als ein freier Ungar! Ein unabhängiges, freies Ungarreich und der beste seiner Söhne an seiner Spitze! Schwört mit mir den heiligen Eid, Magyarrenbrüder: unser Blut und Leben der Freiheit des Vaterlandes!“

„Blut und Leben! — Wir schwören!“

Die Säbel flogen aus den Scheiden. Die Hände hoben sich zum Schwur.

Mat sprang auf die Bank.

„Und Leben und Blut für den Vorkämpfer unsrer Freiheit! Unsern Eid Ludwig Kossuth, dem Führer der Ungarn!“

„Eljen Kossuth!“

Die Männer umarmten einander im Rausch wilder Begeisterung, kühner, glänzender Träume von der Wiedergeburt des Vaterlandes.

Kossuth drückte Graf Stephan die Hand.

„Sorgen Sie mit Maß dafür, daß die Forderungen an den Reichstag sofort unterzeichnet werden. Der Ausmarsch der Rekruten wird die beste Gelegenheit sein, die Bewegung ausbrechen zu lassen und die Menge mit fortzureißen. Ihr Oheim und ich rechnen auf das Komitat.“

Maß hatte unterdes mit den Bauern und Lanyenbesitzern verhandelt; es wurde beschlossen, die junge Mannschaft noch im Lauf der Nacht in die Pustten zu schicken, damit sie den Werbern entzogen war. Die Männer entfernten sich, um ihren Freunden und Nachbarn den Beschluß zu verkünden.

„Zum Henker mit dem Hund von Betharen!“ sagte Maß, als er von ihrer Begleitung zurückkehrte. „Ich rechnete fest darauf, daß er den Gendarmen eine Nase drehen und zur rechten Zeit wieder hier sein würde; an Mut, dem Teufel die Zähne zu zeigen, fehlt es ihm nicht. Aber ich habe mich vergeblich nach ihm und dem Weib umgesehen. Es ist gleich zehn Uhr.“

„Zehn Uhr?“

Stephan, der mit Kossuth und mehreren Führern der Versammlung eifrig sprach, sprang erschrocken auf.

„Die höchste Zeit! — Begleiten Sie mich, einer von Ihnen, meine Herren! Es gilt eine Ehrensache. Ich muß um zehn Uhr zur Stelle sein!“

„Mit wem?“

Kossuth hielt ihn am Arm zurück.

„Mit dem russischen Spion, dem Gast meines Oheims Palffy. Seine Abreise war nur vorgetäuscht. Er erwartet mich am Saum des Waldes!“

„Zu Ihrer Verfügung, Stephan“, sagte einer der jungen Edelleute. „Ich sah, wie Sie mit ihm zusammengerieten. Ich dachte mir den Ausgang, wahrscheinlich doch wegen der Gräfin. — Haben Sie Pistolen?“

„Der Russe wird die seinen geben.“

Sie griffen nach den Mänteln und stürzten dem Ausgang zu. Aber ein donnerndes „Halt!“ fesselte ihre Füße.

Die sonst so ruhige Stirn Kossuths zog sich finster zusammen. In seinen Augen lag drohender Zorn.

„Nicht von der Stelle, sag' ich! Ist das der Gehorsam, den ihr gelobt? Gehört einem törichtem Streit das Blut, das ihr dem Vaterland weihet? Schließen Sie die Tür, Maß! Keiner soll das Zimmer verlassen, ehe wir unser heiliges Werk beraten haben!“

Die Uhr des nahen Kirchturms hob aus. Man hörte die hellen Glockenschläge der zehnten Stunde.

Stephan taumelte zurück und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Meine Ehre! Ich bin gebrandmarkt, wenn ich nicht zur Stelle bin! Dieser Russe wird meine Schande durch die Welt schreien!“

„Er wird Ihnen vielleicht eher gegenüberstehen als Sie es denken“, sagte Kossuth hart. „In der ersten Schlacht für Ungarns Freiheit, der allein Ihr Leben gehört, werden Sie zeigen, daß ein Batthyany kein Feigling ist. Ich bin Ihrem Oheim in Wien für Sie verantwortlich.“ Er deutete auf einen Stuhl. „Dort ist Ihr Platz — schreiben Sie, was ich Ihnen sage!“

Stephan wankte zum Tisch; seine Hand faßte krampfhaft die Feder. Kossuth hielt ihn fest unter seinem Blick.

„An die Bewohner der Komitate Szegebin und Gyula.“

Willenlos fuhr die Feder über das Papier; aber noch ehe die Worte vollendet waren, stampfte der Graf auf und sprang hoch. Sein Gesicht glühte.

„Geben Sie Raum, Herr“, sagte er rauh. „Über die Ehre eines Batthyany hat ein Kossuth nicht zu entscheiden. Fort von der Tür, Maß! Oder ich spalte Ihnen den Schädel!“

Den blanken Säbel in der Faust, stand er vor ihm. Auf einen Wink Kossuths gab Maß die Tür frei.

Stephan eilte hinaus; sein Freund folgte ihm.

„Lörichte Knaben“, murmelte Kossuth. „Ungarn braucht euch nicht, um frei zu werden; aber wenn der Zügel in meiner Hand liegt, soll euer trotziges Magnatenblut gehorchen lernen! — Was ist das für ein Lärm vor der Schenke? Es muß etwas Ungewöhnliches geschehen sein — vielleicht sind sie handgemein mit den Werbern!“

Weibergekreisch, Männerstimmen, die nach Waffen riefen, gellendes Hilfesgeschrei: „Mord!“

Alle eilten dem Ausgang zu.

Graf Stephan hatte die Schwelle der Schenke noch nicht überschritten, als zwei Reiter in gestrecktem Galopp heransprengten und sich von den Pferden warfen. Ein junger Mann in Magyarentracht, in einen langen Mantel gehüllt, das Gesicht vom Hut verdeckt; hinter ihm in seinem Szür der Bethar — Kozsa Sandor.

„Was ist geschehen? Was geht hier vor?“ fleuchte der erste Reiter.

Vor dieser Stimme bebte Stephan zurück.

„Bei allen Heiligen — Cäcilie?“

„Still!“

Eine kleine Hand legte sich auf seinen Mund. „Ist Kossuth noch hier?“

„In der Hinterstube — sie sind alle versammelt. Verzeihen Sie, daß ich mich nicht aufhalte. Leihen Sie mir Ihr Pferd. Eine Ehrenpflicht, die ich fast versäumte...“

Gräfin Cäcilie faßte ihn am Arm und wies auf einen großen Blutfleck auf ihrem weißen Mantel.

„Unbesorgt“, sagte sie heiser, „Ihre Ehre ist gewahrt, Better; Kozsa kann Ihnen das weitere sagen. Aber wenn Kossuth hier nicht gesehen zu sein wünscht, so muß er sich vorsehen. In zehn Minuten wird Militär aus Szegedin zum Schutz der Werber hier sein.“

Kossuth stand hinter ihnen. Er hatte die letzten Worte gehört.

„Lassen Sie anspannen, Maß“, sagte er ruhig. „Dank für die Warnung, Gräfin. Ich hoffe, die Zeit ist nicht mehr fern, wo der Minister Ungarns den Soldaten des österreichischen Kaisers auf andre Weise begegnen wird.“

Schüsse knallten in dem Knäuel der Menge, die sich um das Wachthaus drängte; Kopfüber stolperten Männer und Frauen davon. Ein wildes Geheul — über die Gestürzten hinweg sprang ein dunkler Körper und huschte über den Platz. Das schreiende Volk tobte hinter ihm drein...

Raubtier Mensch

Der bedeutsame Wink, den Fürst Trubezkoi und Graf Stephan beim Scheiden ausgetauscht, die Betonung, die der Russe auf die zehnte Stunde gelegt, und das Zurückbleiben Stephans im Dorf hatten Gräfin Cäcilie überzeugt, daß ihr Verdacht über die Folgen des Streites berechtigt war. Die beiden Nebenbuhler hatten sich herausgefordert.

Kühn und männlich in allen Entschlüssen, war es sofort ihre Absicht, Stephan davon zurückzuhalten. Nicht den Zweikampf wollte sie verhindern; das kam der stolzen Tochter der Palffys nicht in den Sinn. Aber die Aufregung, die Besorgnis um den Mann, dem ihre Liebe gehörte, hätten sie unmöglich untätig des Ausgangs harren lassen.

Kurzes Nachdenken ließ sie erkennen, das Stelldichein müsse auf der Straße nach Szegedin, auf der Fürst Trubezkoi abgereist war, oder in ihrer Nähe stattfinden.

Ihre Erziehung hatte sie mit allen männlichen Übungen vertraut gemacht; mit leichter Mühe verschaffte sie sich aus dem Nachlaß ihres verstorbenen Bruders ungarische Männertracht, die der des Grafen Stephan glich.

Eine halbe Stunde nach ihrer Rückkehr ins Schloß stand sie am Seitenausgang des Parks. Der Reitknecht hielt auf ihren Befehl dort ihr Pferd bereit. Zwei Minuten später jagte sie allein durch die lichte Mondnacht — querfeldein über die Ebene; das Dorf vermied sie, bis sie jenseits die Straße nach Szegedin erreicht hatte.

Dort maßigte Cäcilie den Lauf ihres Pferdes und ritt langsamer. Scharf spähte sie zur Rechten und zur Linken, ob sie kein Anzeichen fände. So ritt sie einige Minuten in

dem Tannenwald fort, als sie an einer vom Mond beschienenen Stelle das Schnauben eines Gaaues hörte. Das niedrige Gehege teilte sich.

Ein Reiter, in den weißen Szür gehüllt, den Hut über das Gesicht gezogen, erschien in der Öffnung. Die Flinte in seinem Arm, bereit zum Anschlag, mahnte sie zur Vorsicht.

Gleich war eine ihrer beiden Pistolen zur Hand. Der Hahn knackte. Das schien jedoch wenig Eindruck auf den Fremden zu machen.

„Laßt das Ding stecken“, sagte er gleichmütig. „Wenn ich Euch ans Leben oder an die Börse wollte, würde ich nicht gewartet haben, bis der Puffer in Eurer Hand war. Wenn Ihr ein echter Magyar seid, sollt Ihr einem Mann einen Dienst erweisen, dessen Ruf schlimm genug ist — der ihn aber, bei Gott, sich verdient hat nur an den Feinden und den Blutsaugern des Vaterlandes!“

„Was willst du?“

„Die Stimme sollt' ich kennen“, lauschte der Fremde, „wenn ich sie auch selten genug gehört habe. Und wenn ich wüßte, wie die Eigentümerin hierher käme zu dieser Stund'...“

„Noch einmal — was willst du? Ich habe ein Magyarenherz. Ich verrate keinen Landsmann!“

„Teremtete — der Teufel soll meinen Leib fressen, wenn es nicht ist, wie ich dachte! Ist sich's die schöne Gräfin vom Schloß! Des jungen Herrn Braut seinigte!“

„Und wer bist du?“

Der Bethar nahm den Hut ab und warf die Flinte auf den Rücken. Das volle Mondlicht fiel auf sein Gesicht.

„Weiß nicht, ob schöne Gräfin gehört von Rozsa Sandor, dem Bethar; bin ich's, wie er leibt und lebt.“

Gräfin Cäcilie zitterte. War sie doch allein im Wald, zum erstenmal in so unmittelbarer Nähe des berüchtigten

Räubers. Sofort aber dachte sie an sein mutiges Eintreten für den armen Slowaken. Sie begriff, daß sie nichts von ihm zu fürchten hatte.

„Gendarmen verfluchte haben mich getrieben weit hinaus in Pusta“, lachte Rozsa Sandor. „Aber hab’ ich gedreht ihnen die Nase so groß — und bin gekehrt zurück. Sie laufen immerzu nach dem Fluß. Möge der Teufel ihre Seelen in den Sumpf stecken! Rozsa hat versprochen, im Dorf zu sein, wenn die Männer zusammenkommen, die ein Herz haben für freies Ungarland! Ich muß hin! Aber ich möchte gern wissen vorher, was geschehen ist, als ich geritten davon, und ob Spitzbuben haben gefangen Katharina, Weib meinigtes.“

„Soviel ich weiß, nein! Man hat deine Verfolgung als zwecklos aufgegeben. Wenn du warten willst, sollst du unter dem Schutz eines Mannes in das Dorf zurückkehren, an den die Häscher sich nicht wagen werden. — Bist du auf dem Weg von Szegebin einem Dreigespann begegnet? Einem der Gäste meines Vaters?“

„Teremtete! Es war der Russe.“

„Hat er seinen Weg fortgesetzt?“

„Glaub’, er ist Spion. Bin ihm gefolgt. Eine Meile von hier hat er lassen umkehren den Wagen, ist gefahren dort drüben ans Waldend’, wo die drei Lannen stehn. Da sitzt er seit einer halben Stund’ im Mondschein und tut schön mit der Zigeunerdirn, die gewartet auf ihn — wo Kreuz steht, das steinerne.“

„Höre, Rozsa Sandor“, sagte entschlossen die Gräfin. „Kannst du mich in die Nähe führen, ohne daß er’s merkt? Ich möchte ihn belauschen. Die Dirne ist nicht die einzige Ursache, weswegen er zurückgekehrt ist.“ Ein Gedanke flog durch ihren Kopf. „Vielleicht hab’ ich noch andres zu tun. Und du sollst reich belohnt werden für den Dienst.“

„Gut ist’s.“

Sie stiegen von den Pferden. Rozsa Sandor ging voran

und führte Cäcilie vorsichtig am Saum des jungen Föhrichs entlang.

„Pst, Herrin! Schau. Da sind sie, so wahr Augen meinigten sehen können.“

Cäcilie erblickte den Wagen; auf dem Bock saß der Kammerdiener des Fürsten und rauchte seine Pfeife. Der Kutscher lag neben den Pferden auf der Erde.

Etwa hundert Schritt vom Wagen saßen ein Mann und ein Mädchen auf den Wurzeln einer großen Tanne. Cäcilie erkannte sie; es war Fürst Trubekoi und die Zigeunerin Lunsä. Die Gräfin näherte sich vorsichtig, bis sie kaum zwanzig Schritt hinter dem Paar stand. In der Stille der Nacht hörte sie die frechen Liebkosungen des Fürsten. Das Blut schoß ihr in die Wangen. Und dieser Elende hatte es gewagt, um eine Palsfy zu werben...

„Ich dachte mir's fast“, lachte der Fürst. Er zog das Zigeunermädchen noch enger auf seinen Schoß. „Der junge Kampfhahn wird ausbleiben. Er mag sich in den Augen der einfältigen Komtesse sonnen — ich küsse lieber deine heißen Lippen, Lunsä. Sie sind mehr wert als alle Gräfinnen Ungarns.“

Lunsä legte sich rückwärts mit dem Oberkörper über seine Knie. Ihr halb geöffneter Mund ließ die weißen Reihen der Zähne aufblitzen. Ihre Hand spielte an seinem Kinn. Die Augen waren halb geschlossen, die schwarzen Wimpern beschatteten das bräunliche Gesicht.

„Nimmst du Lunsä mit in dein goldenes Schloß, Blanker?“ fragte sie girrend. „Lunsä will dich lieben und küssen, wenn du ihr schöne Kleider gibst ... und rotes Gold!“

„Du sollst mit nach Moskau und Petersburg; ich laß dich ausbilden von französischen Länzern, kleine Hexe. Du sollst dein eigenes Haus haben — wie eine Fürstin.“

„Aber die Dienstleute im Schloß sagen, du wolltest die weiße Gräfin heiraten! Oder ist es nicht wahr? Soll der

blanke Magnat, der so stolz auf die armen Zigeuner herabsieht, ihr Liebster sein? Aber er soll sie nicht haben! Lunsä wird's schon machen! Sie ist gar nicht eifersüchtig!"

„Märrin! Du willst mir zur Gräfin verhelfen?“ Trubezkoi lachte laut und küßte sie. Seine Hand streichelte ihr über Hals und Brust.

„Oh, Lunsä kann vieles, wenn sie auch noch jung ist“, erwiderte das braune Mädchen träumerisch. „Sie hat die Mumeli Siva, die Großmutter, oft belauscht, wenn sie ihre Liebestränke kochte.“ Lunsä ballte die Hände. „So wahr der Aldebaran über dem Schloß funkelt, aus dem sie das arme Zigeunerkind mit Hunden jagten, als es in der Winterkälte um Brot und Raum am Feuer für die Großmutter bat: die schlanke Gräfin soll dein werden! Du hast eine offene Hand für die Kinder der Heide!“

Fürst Trubezkoi spielte lächelnd mit den Pistolen, die neben ihm lagen.

„Ich denke, ich habe hier ein Mittel, mein Püppchen, das sicherer zum Ziele führt, als all deine Zaubertränke. Wir wollen warten, bis die Uhr im Dorf die zehnte Stunde geschlagen hat — und dann fort nach Szegebin. Seine Ehre ist verloren, wenn er nicht kommt — und die Braut dazu. Einstweilen laß uns das Leben genießen! Halt — was schleicht dort im Holz?“

„Der Fuchs geht auf Beute, Blanker, oder der Hase huscht in sein Nest“, lachte das Zigeunerkind. „Küsse Lunsä! Es weht kalt über die Heide.“

Er setzte die Rumflasche, die neben ihm stand, an den Mund und sog den starken Trank in langem Zug. Dann riß er Lunsä zu sich nieder.

Gräfin Cäcilie entfernte sich hastig. Wenige Augenblicke später saß sie wieder zu Roß; einige Worte genügten, den Bethyaren über seine Rolle zu verständigen und seinen Widerspruch zu besiegen.

Fürst Trubekoi sprang auf.

„Dort kommen Reiter aus dem Gehölz!“ Er pfiff seinem Kammerdiener. „Führe das Mädchen zum Wagen. Laß es dort bleiben, bis die Sache erledigt ist. Hier, Kind. Nimm die Börse. Wenn der Satan mir einen Streich spielt, lehre zu den Deinen zurück oder geh, wohin du willst.“

Noch bevor der erste Reiter herankam — der zweite hielt sich in einiger Entfernung — war der Diener wieder bei ihm.

Der Mann stieg vom Pferd und band es an einen Stamm. Der zweite Reiter tat das gleiche und blieb, in seinen Mantel gehüllt, stehen.

„Ist sich Graf Istvan¹ dort gekommen allein mit mir. Bin ich freier Ungar, also Edelmann so gut wie einer“, sagte der Mann ohne weitere Vorstellung. „Können wir gehen ans Werk, totzuschießen schuftigen Moskowiten.“

Fürst Trubekoi lachte hell auf.

„Ein sonderbarer Sekundant; indes das paßt zu dem meinen. Sprich mit dem Gentleman, Pierre. Bringe das Nötige in Ordnung.“

Er ging einige Schritte auf und nieder. Der französische Kammerdiener machte sich mehr durch Zeichen als durch Worte dem Ungar verständlich und maß die Entfernung ab. Fünfzehn Schritt. Der Ungar wies grinsend auf die Pistolen, die er in der Hand trug. Er bedeutete ihm, daß jeder der Herren sich seiner eigenen Waffe bedienen solle.

Trubekoi stellte sich auf seinen Platz.

„Bitte, Graf Batthyany!“ rief er spöttisch.

Sogleich kam der Gegner heran und ließ den Mantel fallen. Der Hut beschattete tief seine Stirn, so daß der Fürst trotz dem hellen Mondschein ihm nicht ins Gesicht zu sehen vermochte.

Der Fürst verbeugte sich in überlegener Höflichkeit.

¹ Stephan.

„Da unsre höchst ehrenwerten Zeugen sich nicht verstehen und unsre Rechte bestimmen können, schlage ich vor, gleichzeitig zu schießen, sobald mein Kammerdiener zum drittenmal in die Hände Platscht. Er hat einige Erfahrung in solchen Dingen.“

Sein Gegner machte nur eine stumme, zustimmende Verbeugung. Der Diener des Russen trat zur Seite.

„Ich will seine Hundeseele haben, wenn er Ihnen ein Leids tut!“ flüsterte der Zeuge des Magnaten.

„Still!“

„Sind Sie bereit, Herr Graf?“ fragte der Fürst.

Der Magnat nickte und hob den Pistolenlauf zum Nachthimmel.

Der Diener schlug zum erstenmal die Hände ineinander.

„Zielen Sie gut. Es gilt Ihrer schönen Braut.“

Schweigen. Das zweite Händeklatschen.

„Wenn Sie noch etwas in diesem Leben an sie zu bestellen haben, bitte —“

„Schurke!“

Der Russe stutzte bei dem Klang dieser hellen Stimme. Das dritte Händeklatschen...

Die beiden Schüsse verschmolzen in einen einzigen Knall.

„Huffa!“

„Ein lustiger Tod!“

„In die Schwemme mit ihm! In die Schwemme!“

Peitschenschläge heizten den lahmen Gaul. In wilder Jagd ging es der Pferdeschwemme zu; Pferd und Reiter flogen kopfüber in den Morast.

„Laßt uns den Teufel verbrennen!“

„Ein Feuer, Burschen, und den Reigen drum!“

Lachend zerschnitten sie Szabos Fesseln.

Erschöpft, zerschlagen, zerstoßen, blutend, von Schmutz

und Wasser triefend, floh der Slowak; seine Peiniger trieben nun ihr wüstes Spiel mit der Stroh puppe.

Szabo rannte über den Platz, sprang über die Fenzen und Düngerhaufen der Lannen und erreichte keuchend das Wacht haus.

Sein Aussehen hatte nichts Menschliches mehr.

„Wo ist der Hauptmann? Um der Mutter Gottes willen! Szabo muß sprechen den Hauptmann!“

Die Panduren der Wache lachten ihn aus; keuchend rang er mit ihnen, bis er die Thür des großen Flurs gewann. Um das Herdfeuer lagerten die wilden Soldaten; der Hauptmann saß mit der langen Pfeife dabei. Hanka, die Hörige, mußte ihm heißen Punsch brauen, mit rotem Pfeffer gewürzt.

„Was will der Hund? Den Teufel über seine Seele!“

Der Slowak warf sich vor seine Füße und umklammerte seine Knie.

„Erbarmen, Gestrenger! Szabo will Knecht deinigter werden und alles tun! Aber gib Hanka frei!“

„Hund von einem Slowaken! Du und deinigte sind schuld, daß Jurisch im Dorf bleiben muß, statt an der Tafel des Magnaten sich gut zu tun. Fort mit dir, eh' ich dich schlagen lasse tot wie tolles Vieh! In die Kammer, Hanka — bereite unser Lager! Es ist Zeit, daß ich komm' zu meinem Recht!“

Er faßte das Mädchen und schob es lachend durch die Thür, die zu dem niederen, geräumigen Schlafraum führte.

„Fürcht dich nix vor dem Wolf! Ist ja Hochzeitsgeschenk von deinem Liebsten. Kann zusehn zu unsrer Lust!“

Der Slowak fuhr vom Boden hoch.

„Willst du Hanka freigeben?“

„Ist der Bursch verrückt?“

„Zum letztenmal! — Verhütig es Gott, oder es gibt ein Unglück!“

Hämisch zuckte der Pandur die Schulter.

„Dein Dirn ist hübsch und stramm!“ Er schnalzte mit der Zunge. „Soll mir machen Lust vielligte, so wahr ich bin der Jurisch!“

Ein wütender Faustschlag traf den frechen Mund. Das Blut quoll unter dem langen Schnurrbart hervor. Mit raschem Griff hatte Szabo den Säbel des Laumelnden aus der Scheide gerissen und stürzte mit der blanken Klinge auf ihn los.

Aber ehe der Stahl ihn noch durchbohren konnte, warfen sich zwei Panduren dazwischen. Andre packten Szabo und warfen ihn trotz seinem rasenden Widerstand zu Boden.

Der Lärm lockte die draußen hungernden Soldaten und viele Weiber und Männer an die Tür. Die Nachricht, Szabo Polko, der Kanasz, habe den Pandurenhauptmann erschlagen wollen, verbreitete sich schnell.

Hanka kniete vor dem Offizier, der auf einem Schemel am Feuer hockte. Er trocknete das Blut aus dem Gesicht. Seine grünlichen schiefen Augen hafteten mit teuflischem Ausdruck auf dem verachteten Slowaken, der es gewagt hatte, sich an ihm zu vergreifen.

„Bindet den Lumpen! Schnürt ihm die Glieder fest, daß er sich nicht regen kann.“

Stricke fesselten Szabos Arme und Beine. Die Panduren zogen sie scharf an, daß er wie ein Ball auf dem gestampften Lehmfußboden lag.

„Soll ich stecken Knebel in Mund seinigten? Oder ihm schlitzen Zunge mit Messer?“ fragte einer.

„Nein! Er soll reden! Soll schreien! Soll sein Lust für Jurischs Ohr!“ Der Hauptmann erhob sich und trat zu dem Gefangenen. „Hund verfluchtiger!“ fauchte er und trat ihm tückisch in die Seite. „Weißt du, ich lasse dich machen tot, weil du vergriffen dich am Offizier.“

„Erbarmen, Herr!“ schluchzte Hanka. „Schenk Szabo das Leben; wir wollen dir beide dienen unser Leben lang!“

Der Hauptmann schlang einen Arm um die Hüfte Hanfas.

„Weiß ich was Besseres, als zu machen den Hund tot; kann ihn brauchen der Kaiser. Soll er vorher haben Strafe, die seine Hundeseele soll schmerzen mehr als aller Tod. — Werft das Vieh hinein in die Kammer! Soll er liegen beim Wolf — die ganze Nacht — und soll sehen, wie Pandurenoffizier hat sein Recht an schöner Braut seinigter!“

Die rohen Kerle brüllten über den Einfall ihres Führers; wie ein Sack wurde Szabo aufgehoben und drinnen auf den Fußboden geworfen, kaum zwei Schritt von dem Wolf entfernt.

Jurisch schleppte Hanfa hinein.

„Haltet die Wach' gut, Heiducki. Daß keiner uns stört!“
Er schloß die leichte Brettertür.

Das Zimmer des Hauptmanns war niedrig, aber ziemlich groß; es nahm die ganze Breite des Gebäudes ein.

Zwei Kienspäne, in eisernen Klammern an der dünnen, nur von Lehm und Fachwerk gebildeten Wand, beleuchteten die Stube und trieben ihren Qualm an die Decke.

Ein grob gezimmerter, im Boden befestigter Tisch mit einigem Schreibgerät, Gläsern und Krügen darauf, zwei Schemel und eine große Feldbettstelle am andern Ende des Zimmers, darin ein Bund Maisstroh, ein Bärenfell und einige wollene Decken für das Lager des Kommandanten: das war die ganze Einrichtung.

Auf Pflöcken an den Wänden hingen Kleidungsstücke und Waffen.

Ein einziges schmales Fenster ging hinaus auf den Kirchplatz. Einige neugierige Gesichter tauchten wie Schatten vor den erblindeten Scheiben auf, verschwanden aber gleich wieder. Die Wache vertrieb sie.

Zur Seite der Tür lag das gefesselte Raubtier, machtlos in seiner Wut. Zuweilen ächzte ein heiseres Schnauben aus

der zerrissenen Kehle. Kaum zwei Schritt von ihm entfernt im Winkel, dicht an der Hinterwand des Gebäudes, lag Szabo, Arme und Beine mitleidlos zusammengeschnürt.

Seit seiner Überwältigung hatte Szabo keinen Laut mehr von sich gegeben. Ohne sich zu rühren, ertrug er die Mißhandlungen der Soldaten. Auch jetzt lag er stumm und still; nur seine dunklen, fest auf Hanka gerichteten Augen zeigten, daß noch Leben in ihm war.

Der Hauptmann legte Säbel, Mantel und Mütze ab.

„Häng die Decke da vors Fenster!“ befahl er.

Hanka gehorchte.

„Zieh dich aus!“

Sie zitterte so stark, daß sie sich nicht zu bewegen vermochte. Der Pandur warf die Decken des Lagers zurück und begann sich zu entkleiden.

„Wird's, Dirne? Oder soll die Peitsche helfen?“

Im Gefühl altgewohnter Knechtschaft und hergebrachter Sitte hätte Hanka sich vielleicht nicht geweigert, die rohen Befehle ihres neuen Herrn zu erfüllen. Aber die Gegenwart des Geliebten ließ sie dumpf und unklar die tiefe Erniedrigung erkennen, die das Herrenrecht dem Rohling über sie verlieh. Ihr Herz schnürte sich zusammen; Scham ließ ihre Wangen erglühen.

Sie hob flehend die Hände.

„Herunter mit der Bunda!“

Eine schwere Peitsche schwang drohend über Hanka.

Sie erzitterte und stieß einen kurzen Laut der Angst, der Qual aus. Sie duckte sich. Sie schluckte mit trockener Kehle.

„Erbarmen, Herr!“

Die Peitsche knallte.

Aufjammernd nestelte sie an ihrer Kleidung.

Ihre bebenden Hände verrichteten ihm das Werk nicht schnell genug. Mit einem Griff riß er den Pelz von ihren Schultern, die Parta aus ihrem Haar; er sprengte die Hälchen des Nieders, zerfetzte das Hemd über ihrer Brust.

Zwischen Rausch und Haß loderten jetzt beim Anblick ihrer weichen Schönheit in ihm die Sinne auf.

„Spute dich! — Siehst ja, Szabo, Liebster der deinigte, wird ungeduldig und will ins Brautbett!“

Die Peitsche flatschte zu dem höhnenenden Gelächter durch die Luft; in einem kurzen, unheimlichen Schweigen klang zermalmendes Aufeinanderknirschen kräftiger Zähne durch den niedrigen Raum.

„Oh, Herr, ich will alles leiden — aber tu fort das Licht!“

„Was kümmert's dich!“

Er riß ihr die Kleidung vollends herunter.

Hanka bäumte sich auf und flüchtete auf Szabo zu. Aber er packte sie roh um den Leib.

„Soll ich Gehorsam lehren einer slowakischen Magd? — Den Teufel über deinen Trotz!“ leuchtete er. „Wag nicht zu mucken, sonst fühlst du die Faust!“

Er schleppte sie aufs Bett und legte die gespannten Pistolen auf den Schemel am Kopfende.

Ein Knurren heulte auf, kurz, abgerissen — man wußte nicht: kam es aus der Kehle des Wolfs oder des Slowaken.

„Nun, Szabo?“

Lachend nahm er einen der Rienspäne aus der Klammer und leuchtete über das Lager.

„Schöne Braut, deinigte! — Zeremtete! — Sei lustig, Bursch! Heul mit dem Wolf das Brautlied!“

Er klemmte den Span wieder an der Wand fest, warf die letzten Kleider auf den Boden und stürzte sich mit tierischem Laut auf das Lager.

Die flackernde Glut der Rienspäne flammte wie höhnisch hell auf und züngelte über Mann und Weib; dann, als habe selbst das höllische Feuer Mitleid mit der Liebe eines unmenschlich gefolterten Herzens, erlosch knisternd die eine der Flammen ... dann die andre ...

Aber auch im Dunkel noch leuchteten die nackten Leiber mit geisterhaft magischem Schein teuflisch züngelnd in die tränenlosen Augen des verachteten Slowaken.

Draußen auf dem Platz tönte noch immer das lustige Loben der Menge.

Fiedel und Flöte jauchzten, schrillten, plagten Schmerz und Lust. Die Hörigen flogen im heißen Tanz mit den trunkenen Burschen.

Szabo durchbohrte mit schmerzenden Augen das Dunkel des Raums.

Er hörte das Ringen, das leise Betteln und Wimmern des Mädchens, das Stöhnen des Panduren und das Schnauben des Wolfs.

Der Mensch wetteiferte mit der Bestie.

„Hei, Szabo, Slowak, bei dem Szent Lajos! Dein Bräutchen ist süß! — Teremtete!“

Szabos Zähne gruben sich in die Lippen. Blut spritzte heraus — er schmeckte das rote Raß auf der Zunge und sog daran ... als wolle er den Tod einsaugen.

Hanka ... Hanka!

Die Sekunden dehnten sich zu Ewigkeiten. Er wußte nicht: lag er Stunden, Tage oder Jahre in dieser schwarzen Hölle?

Das leise Schluchzen verstummte — oder ging es unter in dem wilden Schlagen seines Herzens, in den brausenden Blutstößen in seinen Ohren?

Hanka ... Hanka!

War nicht alles nur ein dummer Traum?

Hielt er nicht Hanka im Arm und drehte sich mit ihr in sehnsüchtigem Tanz?

Flüsterten ihm nicht ihre Lippen nah, ganz nah, Worte der Liebe?

„Szabo ...“

Hei, wie sie tanzte, die Hanka! Wie sich ihre Füße hoben — wie ihre Arme ihn toll umschlangen — wie sich ihre Brust ihm entgegenbog...

Die Fiedel jauchzte, die Flöte lockte, die Luft brauste.

Hanka ... Hanka!

„Hei, Süße! — Bin ich armer Slowak ohn Haus, ohn Ehr — bin ich reich bei dir, Hanka...“

Das Tollen und Loben verrauschte; Flöte und Fiedel verflangen; alles versank im Märchenzauber der süßesten Nacht — Hochzeit, Szabo, Hochzeit...

Hanka ... Hanka!

Das Gebälk des Tanzsaals schob sich auseinander — tausend Sterne flirrten weit, weit —

Sturm brauste in tosenden Stößen über die Pusta.

Ein Pferd zitterte zwischen seinen Schenkeln.

Unter Küssen und Rosen lag vor ihm, quer über dem Sattel, sein alles, sein junges Weib.

Hanka ... Hanka!

Er jagte durch endlose Ebenen, über blutrote Sümpfe, über böse schillernde Seen; teuflische Dünste stiegen auf, stanken nach Leichen, Verwesung und Blut ... Szabo röchelte; ritt er durch die Abgründe der Hölle?

Um ihn kreisten im Wirbel höhnende Fragen — der Jurisch, der grausame General und der Wolf...

Immer tiefer ritt er in den irren Reigen hinein, tief, tief in den Abgrund unermesslichen Wehs...

Hanka ...

Aus dem Starrkrampf, der seine Sinne gefangenhielt, erweckte ihn ein fragendes, scharrendes Geräusch, dicht an seinem Kopf — in der Wand.

Stumpf gegen alles, rührte er sich nicht.

Das Geräusch drang näher. Dann hörte es auf. Ein kalter Luftzug streifte seine schweißbedeckte Stirn.

Zäh wich die Ohnmacht.

Er fühlte: dieser Luftzug mußte von einer Öffnung in der Lehmwand herkommen.

„Szabo Polko! Szabo Slowak!“

Der Hauch der fremden Stimme war so leicht, daß er kaum zu seinen Ohren drang; dennoch spürte der Schmerzgelähmte, daß eine Freundesseele ihm nahte.

Mühsam drehte er den Kopf der Öffnung zu.

„Wer ruft Szabo, den Elenden?“

Der leise Ton schien draußen vernommen; sofort kam Antwort.

„Kathrina Bodo, das Weib des Sandor.“

„Danke dir, Kathrina! Die Unglücklichen wissen, wie wohl eine Freundesstimme tut. Wo ist der Betsyar?“

„Fort. Hoffe, in Sicherheit. Kann Kathrina etwas für dich tun, Szabo Slowak? Hast den Rozsa meinigten gerettet vor dem Bären. Möcht dankbar sein.“

Der Gefesselte schwieg eine Weile.

„Hast ein Messer?“ flüsterte er dann.

„Ja!“

„Versuch, ob du Strick zerschneiden kannst an Händen, Füßen.“

Er wand und drehte sich, bis der Knoten dem Loch in der Mauer gegenüberlag; vergeblich mühte sich die Frau.

„Kann ich nicht heran; unmöglich! Armer Szabo!“

Szabos Zähne mahlten vor Grimm.

Ein Gedanke, der Hölle entstiegen, zuckte durch seine Seele.

„Laß Messer fallen! Schieb es herein!“

Ein leichter Klang; er schnitt dem Slowaken kalt durch die Sinne.

„Danke dir, Kathrina Bodo. Grüß den Rozsa. Bet für Seel' vom armen Slowak. Geh! Panduren könnten dich sehen, wenn du länger weilst.“

„Was murmelt das Tier?“

Hauptmann Jurisch fuhr aus seinem Taumel auf.

„Sie ist fein, Hanĸa deinigte — viel zu gut für Hund von Slowak! — Küß mich, Dirnel!“

Nach langem Suchen fand Szabo das Messer. Zu der eigenen Befreiung konnte es ihm nicht verhelfen. Das machte die Lage der geschnürten Hände unmöglich. Der menschliche Ball schob sich von der Wand ab nach der Stelle, wo der Wolf lag.

Es war, als spüre das Tier die Nähe seines Feindes, seines Überwinders. Es schnob und leuchte und wälzte sich unruhig hin und her.

„Teufel verfluchtigter! Haltet Ruh', du und der Wolf! Seid beide eifersüchtig, Szabo Slowak? — Hei, Hanĸa!“

Szabo antwortete nicht.

Er drehte sich mühsam, daß seine Handgelenke die Krallen des Wolfes berührten; das Messer begann an dem Knoten des Strickes zu sägen. Er achtete nicht der Bestie, die in solcher Nähe seine Hände und Arme begeisterte.

Grimmiger funkelten seine Augen als die des Wolfs. Seine Brust hob sich im unterdrückten Stöhnen, wie die Flanke des leuchenden Tiers.

Die blutenden Finger fühlten nach dem Strick, der den Wolf geknebelt hielt. Nur noch an dünnen Fasern hing der Knoten...

„Gut, gut, Hanĸa! Bist strammes Weib. Sollst's gut haben bei Jurisch! Verdammt — was ist's mit dem Vieh? — Was tust du mit dem Wolf?“

Wildes Geheul ... Hohngelächter...

Die Hand des Slowaken brach das Holz aus dem Rachen der Bestie, daß Fegen von Fleisch und Knochensplitter daran hängenblieben. Mit wildem Ruck zerriß der Wolf die Bande und sprang auf.

„Hussa, Wolf! — Hussa, Kamerad! — Wolf und Slowak kommen zur Hochzeit!“

Als fürchte das Tier auch jetzt noch, im Ausbruch ungefesselter Wut und grimmen Schmerzes, seinen tollkühnen

Bezwinger, warf es sich nicht auf Szabo, die sichere Beute. Mit heiserem Geheul setzte es über ihn hinweg.

Ein Pistolenschuß knallte durch das Dunkel. Die Kugel schlug in die Mauer. Der Pulverblick zeigte das rasende Tier im gewaltigen Satz. Der Schütze warf sich entsetzt auf das Lager zurück.

Ein Aufprall ... Ringen ... ein Fluch ... der gellende Schmerzensschrei eines Weibes, verwimmernd in endloses Röcheln.

Gegen die Tür donnern Männerfäuste; die Fugen knacken und krachen.

Szabo wirft sich, in zuckendem Satz, ein lebender Ball, zusammengeschnürt gegen die Tür und hält sie mit Riesenkraft gegen die Panduren.

In dem Lichtschein, der durch den schon aufgedrängten Spalt lang durch das Gemach gerade auf das Feldbett fällt, wälzt sich ein wirrer, bäumender Knäuel.

Schrei auf Schrei, Röcheln, Wimmern, Geheul...

Endlich gelingt es den Panduren, die Tür aufzudrücken. Mit Waffen und Feuerbränden bringen sie in das Gemach.

Zwischen den beiden ersten springt der Wolf knurrend hindurch — wirft einen dritten über den Haufen — gewinnt den offenen Eingang des Wachhauses.

Schüsse knallen hinter ihm drein. Kopfüber stürzt die neugierige Menge auseinander. Mitten hindurch jagt in weiten Sprüngen die bluttriefende Bestie — ein gespenstiger Schatten — der Heide zu.

Alles drängt, schreit, fragt, erzählt, zetert. Schritt um Schritt erzwingt man sich — gierig nach dem Unerhörten, das da drinnen geschehen sein muß.

An der Tür zum Hauptmannszimmer prallt man entsetzt zurück.

Die nackte Leiche der jungen Slowakin hängt quer über dem Lager in einer Blutlache. Die Brust ist zerfetzt, die Kehle von den Wolfszähnen durchbissen.

Der Pandurenhauptmann liegt ohnmächtig — lebend, aber von Wunden bedeckt, neben ihr.

Gesicht, Brust, Arme sind in wütendem Kampf zerfleischt — eine einzige grausige Masse. Der Blutverlust hat ihn seiner Sinne beraubt, aber kein lebenswichtiger Teil ist verletzt. Er atmet schwach. Daß er sich zurückgeworfen auf die andre Seite des Lagers, hinter Hanka, hat ihn von dem ersten Angriff des Wolfes gerettet. So war die arme Slowakin dessen Beute geworden.

„Wo ist der Slowak? Hat die Bestie ihn zerrissen?“ fragt der alte Husar Andreas Palaczi.

„Ist sich lebendig! Hat sich heile Haut! Ist mit Teufel in Bund!“ schreien die Panduren durcheinander.

Rohe Fußtritte stoßen die menschliche Kugel an das blutige Lager.

„Er muß sterben!“

„Hat gemacht Wolf frei und gelegen vor Tür!“

Säbel und Handjars klirren aus der Scheide.

„Unsinn!“ brüllt Andreas Palaczi. „Keiner legt Hand an ihn! Slowak gehört Kaiser-König, ist Soldat! Seht doch, er ist gefesselt! Löst die Stricke! Der Teufel hole den rotröckigen Schuft, der ihn hierher geschleppt hat!“

Auf seinen Befehl löst einer der Husaren die Bande des Gefangenen. Ein Fußtritt belehrt Szabo, daß er von seiner Freiheit Gebrauch machen soll.

Er erhebt sich. Seine Augen ruhen starr, unheimlich auf der Leiche Hankas, auf dem blutigen Körper des Hauptmanns Jurisch. Aschgrau, mit fahlen Lippen, stiert er sie an.

„O Szabo Slowak“, flüstert eine Stimme an seinem Ohr. „Was hast du getan!“

Kathrina zeigt ihm verborgen das Messer, dessen sie sich in der Verwirrung unbemerkt wieder bemächtigt.

Er wendet nicht einmal den Kopf. Er stiert nach dem blutigen Körper seiner Geliebten.

„Der Slowak darf nicht fort!“

„Er muß vor den Richter!“

„Keiner soll mit den Swabierverbern ziehn!“

Viele Stimmen schreien durcheinander.

Der alte Husar schaut sich um; Gesichter, die noch vor einer Stunde mit ihm den Weinkrug geleert und aufs Wohl der jungen Husaren getrunken, blicken ihn trotzig, drohend an.

Da wirbelt eine Trommel; Kommandoworte schallen; Gewehre klirren auf dem Platz...

„Was ist geschehen, Cäcilie? Blut auf Ihrem Mantel? Was soll die Verkleidung? Sie tragen den Arm im Luch?“ überstürzt Graf Stephan seine Fragen.

„Eine Schramme, Vetter!“ wehrt Gräfin Cäcilie. „Seine Kugel streifte meinen linken Arm. Die meine traf besser. — Da, sehen Sie!“

Von der Kirche her marschirt der Zug der Soldaten. Hinter ihnen folgt der Wagen des Fürsten Trubezkoi. Soldaten mit Rienfackeln geleiten ihn.

Im Wagen kniet Lunsä, die Zigeunerin; sie hält den Kopf des Verwundeten an ihrer Brust. Trubezkoi liegt auf den befleckten Kissen ausgestreckt. Das Blut quillt aus einer gefährlichen Hüft- oder Unterleibswunde. Sein Kammerdiener hat sie ungeschickt verbunden.

„Mumeli Swa! Wo ist die Mumeli Swa?“ ruft Lunsas dunkle Stimme.

Die alte Zigeunerin drängt durch die Menge.

„Was willst du, Goldkind? Wo bist du gewesen so lange?“

„Noch deine Kräuter, Mumeli Swa. Der Blanke mit der offenen Hand braucht sie. Für die braunen Leute kommt gute Zeit.“ Sie beugt sich ans Ohr der Alten. „Die weiße Herrin soll sein werden, wenn er aufkommt, Lunsä hat's ihm versprochen ... wenn sie auch wenig Freude voneinander haben werden!“ setzt sie sichernd hinzu.

Der Wagen fährt zur Schenke.

„Fort, Stephan“, flüstert Gräfin Cäcilie. „Es ist besser, Sie kehren mit Kossuth nach Pest zurück. Wir werden den Russen im Schloß aufnehmen. Mein Vater wird sehr erbittert gegen Sie sein.“

Graf Stephan wiederholt stumpf seine Klage.

„Meine Ehre — ich bin beschimpft —“

„Torheit!“ zürnt Cäcilie. „Ihr Blut gehört mir — ich weihe es dem Vaterland! Ungarns Tochter hat sich selber frei gemacht von verhaßten Banden — befreien Sie Ungarn!“

„Aber ich verstehe nicht, Cäcilie — ich bitte Sie —“

„Es ist keine Zeit zu Erklärungen, Stephan! Ich beschwöre Sie, folgen Sie mir!“

Sie zieht ihn mit sich fort.

Kurze Zeit später, noch ehe der russische Fürst in die Schenke gebracht worden und der Offizier der eingetroffenen Abteilung von den Ereignissen des Abends durch die Werber in Kenntniss gesetzt ist, rasselt aus dem hintern Thor der Herberge das Gefährt, mit dem zwei Stunden vorher der künftige Diktator Ungarns, Ludwig Kossuth, zur Versammlung kam.

Drei Männer in Mänteln sitzen auf dem Stroh; Rozsa Sandor, als Kutscher, lenkt das flüchtige Dreigespann.

Vor dem Sturm

Der politische Druck, der seit langem über dem losen Gefüge der Völkerschaften unter dem Namen Osterreich-Ungarn lag, hatte einen solch unhaltbaren Zustand geschaffen, daß die Volksleidenschaften nur noch zu einer gewaltsamen Befreiung hindrängten.

Am 13. März 1848 begann in Wien die Volksbewegung, die im Lauf der folgenden Monate viel Blut und Unheil ernten sollte.

Metternichs Entlassung und Flucht, die Zerstörung seines Hauses, die Gewährung der Bürgerbewaffnung und der freien Presse und die Einberufung einer beratenden Versammlung aus allen Teilen Osterreich-Ungarns gaben den Auftakt für die neue Zeit.

Aber das neugebildete Ministerium vermochte kein Ansehen zu erringen. Die Gärung der Bevölkerung wuchs um so bedenklicher, je länger und schärfer bisher der Druck von oben gewesen war.

Die ungarischen Erschütterungen taten das ihre, die Bewegung in Wien zur offenen Empörung zu steigern.

Italien, Ungarn, die Erblande, Galizien, Böhmen und Kroatien — überall Erregung und Kampf der Völkerschaften und Rassen; aber eben diesem Kampf der wohl- ausgenutzten Eifersucht der einzelnen Teile aufeinander dankte später das Gesamtreich sein Bestehen.

In Wien verunglückte das neue Ministerium mit seinem Preßgesetz und dem Verfassungsentwurf. Die Gewalt ging völlig an die Menge, an die schnell gebildete Volksgarde und an die Studentenlegion — die sogenannte Aula — über.

Bergebens suchte die Regierung den aus der Volksgarde

hervorgegangenen Hauptausschuß aufzulösen. Eine neue Volksbewegung am 15. Mai erzwang dessen Weiterbestehen und die Änderung des Wahlgesetzes.

Die kaiserliche Familie flüchtete am 17. Mai nach Innsbruck; aus dem mißglückten Versuch am 25. Mai, die Macht der Aula zu brechen, entstand ein Sicherheitsausschuß, der bald unumschränkte Herrschaft übte. Die Regierung sank zum Schatten herab.

Die Volksgarden und die akademische Legion hatten am 8. Juli das Ministerium zum Rücktritt gezwungen. Ein neues wurde aus dem Freiherrn von Wessenberg, Bach, Kraus, Hornbostl, Doblhoff, Schwarzer und Graf Latour gebildet, der schon unter dem vorigen als Kriegsminister berufen worden war.

Der Kaiser, kränklich und schwach, ohne jede Festigkeit, aber von gewandten und scharfsinnigen Staatsmännern umgeben, die in seiner Schwägerin, der Erzherzogin Sophie, ihre Stütze fanden, blieb in Innsbruck. Den gesetzgebenden Reichstag in Wien ließ er am 22. Juli durch den Erzherzog Johann eröffnen.

Unterdes hatten sich die Kroaten und die andern slawischen Völkerschaften unter dem Banus Jellachich offen gegen die magyarische Herrschaft aufgelehnt und sich geweigert, der ungarischen Regierung zu gehorchen.

Diese Regierung handelte unter dem Ministerium Batthyany-Kossuth schon fast unabhängig von der österreichischen Politik. Der Banus, der Anhänger der entschlossenen Erzherzogin Sophie, erhob offen die Fahne des Kampfes für das Kaiserhaus.

Die Mißbilligung und die Absetzung des Banus durch den Kaiser wurde durch seine freundschaftliche Aufnahme in Innsbruck als Komödie offensichtlich.

Jene Zeit ließ Graf Ludwig Batthyany später der unversöhnlichen Rache der Erzherzogin zum Opfer fallen.

Im August kehrte Kaiser Ferdinand nach Wien zurück und wohnte in Schönbrunn.

Der Erzherzog-Palatin verließ Ungarn im September; ein letzter Versuch der Verständigung mit dem revolutionären Ministerium durch die Ernennung des Grafen Lamberg zum kaiserlichen Kommissar und Oberbefehlshaber in Ungarn endete mit der Ermordung Lambergs am 28. September auf der Pester Brücke.

Jetzt brach der offene Kampf der Kaiserkrone mit Ungarn aus; denn die Forderungen: die unbedingte Unterwerfung Kroatiens unter Ungarn, die Rücksendung aller ungarischen Truppen nach Ungarn, die unbedingte Gutheißung aller vom ungarischen Landtag beschlossenen Gesetze und die Übersiedlung des Kaisers nach Ungarn — verkündeten unzweifelhaft die offenbare Losreißung von Österreich.

Der Hof antwortete mit der Ernennung des Generals Kacsy zum Ersten Minister in Ungarn, mit der Auflösung des Landtags und des ungarischen Reichstags, der Ungültigkeitserklärung seiner Beschlüsse, Übertragung des Oberbefehls an den Banus von Kroatien und Verhängung der Kriegsgesetze über ganz Ungarn.

Jellachich rückte über die Grenze; Kossuth, der seit Juli durch die Ausgabe neuen Papiergeldes, die Bildung der Honvedbataillone und die Bewaffnung der Festungen den offenen Kampf vorbereitet hatte, bildete statt des aufgelösten Ministeriums den Landesverteidigungsausschuß und trat an dessen Spitze.

Im Süden kam es zum blutigen Kampf mit dem Banus.

Kossuth unterschätzte jedoch keineswegs die Kräfte seiner Gegner; er kannte den Haß der Kroaten, die Abneigung in Siebenbürgen, den Widerwillen der zahlreichen Swabi, der deutschen Bevölkerung in Ungarn, an der Erhebung teilzunehmen; er wußte, daß der Hof mit Preußen unterhandelte wegen des Einrückens einer Heeresabteilung in Galizien, und daß Befehl erteilt war, alle verfügbaren Truppen aus

Wien und den Erbländern gegen Ungarn marschieren zu lassen.

Es galt also, den Anmarsch der Truppen gegen Ungarn zu verhindern — den Kampf in das Herz des Kaiserreichs selber zu tragen, die Gärung und Unordnung in Wien zum offenen Aufruhr, zum unwiderruflichen Bruch mit dem Kaiserhaus zu gestalten.

Die Straßen des einst so heitern, fröhlichen Wiens waren am 5. Oktober 1848 der Schauplatz wilden Gedränges und erbitterter Aufregung.

Die am Tag vorher ausgegebenen kaiserlichen Erlasse aus Schönbrunn über die Ernennung des Feldzeugmeisters Adam Freiherrn von Kecsény zum ungarischen Ersten Minister wurden von den fliegenden Buchhändlern in Tausenden an allen Straßenecken, in den zahllosen Schenken und Kneipen der Stadt und der Vorstädte verkauft; die Nachricht, vom Ministerium sei der Befehl ergangen, das Grenadierbataillon Richter solle am andern Morgen nach Ungarn abmarschieren, um sich dort mit den kaiserlichen Truppen zu vereinigen, ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Von den Ecksteinen herab, auf den Bierbänken und in den Weinhäusern wurde die Lage besprochen.

Die in Mahlers „Freimütigem“ erschienene Ente von der vierundzwanzigstündigen Schlacht in der Pester Ebene zwischen Ungarn und Kroaten und der vollständigen Aufreibung des Heeres des Banus, ein Gedicht im Studentenkurier, das für den Adel, die Minister, die Fürsten und die Geistlichkeit den „Tod an der Laterne“ verlangte, waren in aller Hände, in aller Mund.

Volkskrieger, Arbeiter, Studenten und Frauen, Lehrlinge, Gesellen und Dienstmädchen, eine zahllose Menge von Neugierigen und Aufgeregten wogte durch die Straßen.

Eine dunkle Ahnung erfaßte die ganze Bevölkerung, daß die Stadt am Rand furchtbarer Ereignisse stände.

Die seit Monaten wachsende republikanische Presse weckte die bis dahin stumpfe Masse. Man verlangte das Aufgehen Österreichs in Deutschland, und was anfangs nur ein Auflehnen gegen den engherzigen bürokratischen Druck der Regierungsweise Metternichs, ein Verlangen nach freieren Staatsformen war, wurde nun zum verheerenden Strom, der den Thron und das Herrscherhaus umzustürzen und den Staat auseinanderzureißen drohte.

Von der allgemeinen Ziellosigkeit wurde die ursprüngliche Ordnung der Volksgarden angefressen; der Gehorsam gegen die einst gewählten Offiziere sank auf Null.

Die Zucht und Entschlossenheit der akademischen Legion, zu der anfangs treffliche Geister gehörten, war mit der Zeit gelockert. Ausgelassenheit, Überschwang und Prahlerei machten sich breit.

Die Vorliebe des schönen Geschlechts für die feschen Akademiker hatte aus jedem Schwärmer einen Helden gemacht; liederliche Lagediebe mischten sich unter ehrlich begeisterte Freiheitskämpfer und trugen den Kalabreser der Studenten.

Die Volksgarden der Vorstädte, meist Fabrik- und Handarbeiter, standen bald feindlich und mißtrauisch den Bürgergarden der Stadt gegenüber. Der Grundsatz „Heilig ist das Eigentum!“ wurde wankend.

Beim Barrikaden- und Nachtdienst unter freiem Himmel spielte sich manch böser Auftritt ab. Die Ausschweifungen mehrten sich, und Krankheiten rissen bedeutende Lücken in die Reihen der Legion.

Ungeachtet all dieser Ausartung bewahrte doch das Wiener Volk noch einen trefflichen politischen Kern. Im demokratischen Verein befanden sich viele Männer von Bildung und redlichen Grundsätzen; obgleich die Gegner behaupteten, die Mehrheit bestände aus „Stegreifpolitikern, vorbestraften Leuten, arbeitsscheuen Handlungsdienern, bankrottten Kaufleuten, Winkelanwälten, abgesetzten Beamten und Militärs und Versemachern ohne Talent“.

Der Mann mit dem grauen Rock

Fenster und Türen der Schenke zum „Hirschen“ — jetzt „Zur deutschen Herrlichkeit“ — standen offen; Bänke und Tische hatte man auf die Straße gezogen.

Die Wirtschaft lag in der Gumpendorfer Vorstadt, unweit der Kaserne; sie war ein Lieblingsaufenthalt der Soldaten — sonst von den Fabrikarbeitern aus Gumpendorf und Mariahilf weniger besucht —, jetzt aber verbrüderten sich die Arbeiter, die Volksgarden der Vorstadt und die Sendlinge der Aula und des demokratischen Klubs mit den Soldaten.

Das Grenadierbataillon Richter war aus Grenadieren der Infanterieregimenter Heß, Hrabowsky und Großherzog von Baden zusammengesetzt, in letzter Zeit aber noch durch verschiedene Rekruteneinstellungen mit andern Völkern vermischt worden.

Vielleicht hatte gerade dies die Zerlegung der militärischen Ordnung erleichtert, und das Ministerium beschloß, das Bataillon schleunigst von Wien zu entfernen. Es war deshalb Befehl ergangen, daß es am nächsten Morgen zur ungarischen Grenze abmarschieren sollte.

Die zechenden Soldaten hatten fast alle ihre Liebsten bei sich, Fabrik- und Nähmädchen, Töchter aus Arbeiterfamilien, Hausmädchen, die aus Besorgnis um ihren Schatz daheim fortgelaufen waren. Bürger und Arbeiter saßen zwischen den Gruppen, hielten die Soldaten frei und redeten ihnen zu, das schöne Wien und sein gutes Leben nicht zu verlassen, um gegen die braven Magyaren zu ziehen.

„Der Deirel soll mi holen, wenn i's tu'!“ schwor ein Grenadier an dem langen Tisch der Schenkstube. Er schlug mit dem Krug auf den Tisch. „Die Ungarn haben's recht, wenn's nit mehr die Kopfsteuer zahlen wollen, wie mein Alter z' Haus! Küß mich, Franzl! Ich bleib' halt bei dir, wenn d' mir auch nix mehr einschenken läßt!“

„Na, Ignaz, was plauschst du da?“ lachte die vollbrüstige Franzl und sah mit ihren schwarzen Augen an dem langen Oberösterreicher, dem sie halb auf dem Schoß saß, heiß in die Höhe. „Mach nit so a jämmerliche Frag'! Wenn i auch kein Geld mehr hab', schau, der Herr da wird für a braven Soldaten sicherlich a Zwanziger in der Tasch' haben!“

Sie bligte feck hinüber zu einem jüngern Mann im Waffenrock der akademischen Legion. Er sprach unfern des Tisches eindringlich mit zwei andern, die ihrer Kleidung und Bewaffnung nach zwar zu den Volksgarden der Vorstadt und den untersten Ständen gehörten, durch ihre Schnurrbärte, Haltung und den Schnitt des braunen Gesichts sich aber als Magyaren verrieten.

„Einen Kuß, schöne Grazerin, und du sollst blank'e Gulden genug haben für deinen Schatz und seine Kameraden!“ lachte der Student zurück; er klimperte mit dem Geld in der Tasche.

Franzl, so dreist und schamlos sie sich bisher ihrem Liebhaber gegenüber benommen hatte, wurde rot. Sie preßte die üppigen Lippen zusammen.

„Über der Grenz', bei uns z' Haus an der Raab, reden's immer von Bampfyren“, flüsterte sie ihrem Grenadier zu. „Grad so schaut der Herr dort aus; aber 's tut nix. Dir zu Lieb' geb' i ihm schon a Schmägerl!“

Mit raschem Entschluß sprang sie vom Schoß des Soldaten und warf sich dem Legionär in die Arme.

Schlank, von mittlerer Größe und eigentümlicher Gesichtsbildung, die zwischen Raubvogel und Schafbock die Mitte hielt, war das Wesen des Studenten alles andre als

mittelmäßig, und wer ihn einmal gesehen hatte, vergaß ihn nie wieder.

Dem Tierischen, Triebhaften gehörten das volle, starke Kinn, die Bildung des Kiefers, der etwas aufgeworfene Mund, die lange, leicht gebogene Nase mit den weitgeöffneten Nüstern; dem Geistigen die hochgewölbte, kräftige Stirn, die volle, breite Bildung des Oberkopfes mit schmalen, tiefen Schläfen, die großen, runden, hellgrauen Augen, die mit Härte blicken konnten, bei jeder Aufregung aber einen Glanz annahmen gleich dem bannenden Blick einer Schlange. Ein scharfer Zug von Trägheit und spöttischer Gleichgültigkeit lag über diesem Gesicht. Seine Haut zeigte eine fast leichenhafte, unreine Blässe, durch die fahle Sommersprossen schimmerten. Das hellbraune Haar bauschte sich kraus und wirr.

Infolge dieser abstoßenden und anziehenden Eigentümlichkeiten hinterließ dieser Mensch einen auffallend nachhaltigen Eindruck.

Sein Name war nur wenigen bekannt. Seine Freunde nannten ihn Doktor oder einfach Lazare.

Er trug die in ganz Wien damals gefeierte Kleidung der Aula mit dem Kalabreser, über dem Arm aber einen grauen Überrock.

Als er Franzl umarmte, gierten seine großen Augen über ihre vollen, runden Formen hin; er küßte heiß ihren Mund, bis sie sich mit Gewalt seinen Armen entwand.

„Freiheit und Gleichheit, Franzl“, lachte Lazare. „Unter Kameraden und Brüdern muß alles gemeinsam sein; hier nimm, laß den wackeren Grenadieren einschenken, damit sie sehen, daß das Volk alles mit ihnen teilt. Und deshalb kann es auch verlangen, daß sie wie Brüder an ihm handeln, nicht wie blutige Tyrannenknechte!“

Er nahm eine Rolle aus der Tasche und brach sie auf, lauter blanker Silberzwanziger. Freigebig schüttete er sie in das Nieder und die Schürze des Mädchens und ließ ab-

sichtlich einen Teil daneben fallen. Arbeiter, Soldaten und Weiber haschten danach.

„Führ deinen Schatz hinaus in den Garten“, flüsterte unterdes Lazare der Grazerin zu. „Ich hab’ mit ihm zu reden. Er soll eine zweite Rolle haben für sich und dich! — Holla, Hirschenwirt! Wein und Bier her! Die tapferen Grenadiere sollen noch einmal wissen, wie sich’s lebt in Wien, ehe sie auf unsre Brüder, die Ungarn, schießen — und sich von Kroatendirnen dafür küssen lassen!“

Der rechte Ton war angeschlagen.

„Sie dürfen nicht fort!“

„Ein schlechter Kerl, der fortzieht und auf die Ungarn schießt!“

„Es leben die Wiener Madln!“

Ignaz schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Der Deirel soll mi holen, wenn i’s tu’! A schlechter Österreicher, wer unsre Wiener Brüder im Stich läßt! I marschier’ nit!“

„S a nit!“ Klang es von zehn Seiten.

Die Soldaten steckten die Köpfe zusammen; Volksgarden und Arbeiter berieten sich. Weiber und Mädchen umdrängten den freigebigen Legionär.

„Bivat!“

„Der Herr Student soll leben!“

Sie saßen ihm auf dem Schoß, sie umhalsten ihn und bedeckten ihn unter Lachen und Jubel mit Küssen. Die Tränen, die sie um ihre Schätze geweint, machten ausgelassener Stimmung Platz.

Der Student schien sich in der beginnenden Ausgelassenheit sehr wohl zu fühlen. Seine Scherze wurden noch frecher; dabei ermunterte er immer wieder zum Trinken, verabredete ein Stellbichein, gab Ratschläge für neue Barrikaden oder unterhielt sich mit den beiden fremden Gardisten in ungarischer Sprache. Seine Augen waren überall; er schien etwas zu suchen, zu erwarten.

Unter der Tür erschien ein hochgewachsener Soldat mit dem Abzeichen des Feldwebels. Er streifte das Durcheinander mit einem scharfen, finstern Blick. Der Mann war kräftig gebaut, kaum siebenundzwanzig Jahr alt, mit angenehmem und offenem Gesicht. Aber in den tiefliegenden, von schwarzen Ringen umgebenen Augen glühte ein fast krankhaftes Feuer. Hinter ihm drein trug ein mürrischer, verschlossener Grenadier die schwarze Tasche mit den Dienstbefehlen. Auch in dessen Blick blitzte es wie verhaltene Glut. Es war ein noch junger Mensch, aber in seinem dunklen Slowakengesicht hatten sich tiefe Spuren unauslöschlichen Leides eingegraben. Hart und unerbittlich schnitten die Winkel seines Mundes nach unten.

„Ruah da!“ rief der Feldwebel. Die Worte klangen fest und gebieterisch trotz der weichen Tiroler Mundart. „Schickt sich der Spektakel für Grenadiere, die morgen gegen den Feind marschieren? Der Zapfenstreich wird glei schlagen — daß mir Koaner ausbleibt!“ Er warf sich auf einen Schemel und stützte den Kopf in die Hand. „Schnell, Wirt, Bier her! Hab’ noch an Gang in die Stadt!“

Er versank in Brüten und bemerkte nicht, daß die Blicke seines Begleiters und des Legionärs sich verständigten. Der mürrische Grenadier deutete auf die Tasche in seiner Hand.

Die Soldaten verzogen sich mit ihren Mädchen nach und nach auf die Bänke und zu den Gruppen vor der Schenke oder mäßigten ihren Lärm. Trotz ihrem Entschluß, den Gehorsam am andern Morgen verweigern zu wollen, wagten die meisten nicht, dem durch seine Kraft und Strenge gefürchteten Tiroler zu widersprechen.

Eine Hand legte sich auf die Schulter des Feldwebels und störte ihn aus seinem Sinnen auf. Unberührt stand noch vor ihm das Seidel Erlauer auf dem Tisch. Er fuhr auf.

„Was schaffen’s? — Oh, Sie sein’s, Euer Gnaden!“ Er strich sich mit der Hand über die sich dunkelrot färbende Stirn.

„Wohin, Feldwebel? — Wir haben uns lange nicht gesehen!“

„Zwei Wochen —“

„Ich weiß. Aber Ihr wart dreimal seitdem bei der Gräfin; sie sagte es mir.“

Der Feldwebel sah scheu zu ihm auf.

„Sie hat's Ihnen gesagt?“

„Freilich. Es ist doch kein Vergehen, daß Ihr den Hausmeister, Euren Better, besucht und dabei einmal hinaufsteigt zur Gräfin? Ich bin nicht eifersüchtig, Feldwebel. Verlaßt Euch drauf!“

Ein glimmender Blick brach aus den Augen des Tirolers; er erlosch aber an dem spöttisch-ruhigen Ausdruck des Gegners.

Lazare beugte sich zu ihm nieder.

„Gräfin Martha erwartet Euch, Franz. Sie hat dringend mit Euch zu sprechen; Ihr müßt sofort zu ihr.“

Wieder überflog dunkle Glut das Gesicht des Feldwebels.

„Ich bin im Dienst, Herr; nur der Zufall oder — der Teufel, der mit Euch im Bund ist“ — er deutete nach der Ordonnanz — „führte mich herein. Ich muß zur Stell' fort...“

„Nach dem Hof¹, Franz! Nach dem Hof! Wollt Ihr eine Dame warten lassen, die nach Euch verlangt? Die Gräfin spricht nie mehr ein Wort mit Euch, wenn Ihr nur eine Minute zögert! Die Kriegskanzlei kann noch warten!“

Der Tiroler erhob sich, faßte den Arm des Legionärs und schüttelte ihn.

„Heilige Barbara, daß es dahin mit mir kommen muß! O Herr, ich bin a elender Mensch — und war doch a braver Soldat! Ich war zufrieden, bis Sie mich zu ihr geführt hab'n! — In an halben Jahr hätt' ich ausgedient

¹ Ein damals bekannter Platz in Wien am Kriegsgebäude in der Nähe des Grabens.

g'habt, und i hätt' die Mandl g'heirat und des Großvaters Hof übernommen, und nun..."

„Und warum sollt Ihr's nicht noch tun, Franz? Seid kein Dummkopf — genießt bis dahin noch die heimlichen Liebestunden! — Das rote Zimmer wartet auf Euch — und ein paar weiche Arme..."

Der Tiroler lachte grell auf.

„I woaß, was sie will, und Es a!“ drohte er. „Aber die heil'ge Jungfrau helf mir in meiner Sterbestund, daß i a Verräter am Kaiser g'worden bin; i kann nit anders. Doch wenn i hängen soll oder die Kugel kriegen... soll's für sie sein, für Koane andre nit! Nehmens sich in acht, Herr — i sag's Ihnen frei: dem ersten Offizier, dem i begegne, zeig' ich's an, daß Sie die Soldaten da aufwiegln! I hab's g'hört, Doktor ... draußen vor der Tür, als mich der Kerl da hereing'lockt hat!“

„Nah! Seid kein Narr, Feldwebel“, lachte Lazare sorglos. „Niemand wird's Euch danken! Die Nacht der da oben ist zu Ende! Aber fort mit Euch — die Gräfin wartet; soll ich ihr sagen, daß Franz Stockhammer sein Glück verschmäht? Daß diese Nacht einem andern gehört, weil der Tropf sie verachtet?“

Der Feldwebel machte eine Bewegung, als wolle er auf ihn losspringen. Das Blut stieg ihm zu Kopf vor Zorn und Eifersucht. Dann stürzte er wortlos aus der Tür. Der Rekrut, sein slowakischer Begleiter, wechselte einen Blick mit Lazare und folgte Franz Stockhammer. Ein Zug kalten Hohns flog über das Gesicht des Legionärs.

„Wenn sie morgen nicht rebellieren, wird er erschossen“, sagte er ruhig; „aber die Gräfin wird die Papiere haben — für die kleine Schäferstunde mit dem Löpel. — Schau, Franzl! Wo hast du den Ignaz? Ich muß mit ihm reden!“

Der Grenadier kam hinter seinem Mädchen drein. Nach der Entfernung des Feldwebels füllte sich die Schenkstube allmählich wieder mit den aufrührerischen Soldaten.

Der Legionär, Doktor Lazare, zog den Soldaten in einen Winkel und redete eindringlich mit ihm.

Der Mann schien erst zu zögern, nach und nach ließ er sich aber bestimmen und steckte eine zweite Geldrolle ein.

Dann wurden noch mehrere der Soldaten mit ihren Mädchen herbeigerufen; Lazare sprang endlich auf einen Tisch.

„Seid ihr freie Männer oder Sklaven der Mörder von Prag und Mailand?“ rief er laut in den Lärm der Schenke hinein.

Sogleich verstummten alle und hörten ihm zu.

„Frei wollen wir sein!“ fuhr er fort. „Schande über uns, wenn wir ein Brudervolk im Kampf um die eigene Freiheit hindern! Kehrt eure Gewehre gegen eure Gewalthaber! Noch herrscht die Tyrannei in Wien, und die Minister sind ihre Knechte — vor allem der Soldatenschinder Latour! Der ist ein Herz und eine Seele mit Jellachich und Windischgrätz. Dem Schlächter von Prag und den Kroaten soll das freie Wien überliefert werden! Dann geht das Blutbad an für alle, die im März und im Mai den Kopf zu heben wagten! Darum sollen die Truppen, die zum Volk halten, aus der Stadt entfernt werden! Das haben sie in Schönbrunn abgekartet. Das Volk soll seine Rechte verlieren — jeder, der muckst, wird gehenkt! Wenn sie euch erst draußen unter den Böhmen und Preußen haben, Bürger Grenadiere, wird Ständrecht gehalten, weil sie wissen, daß ihr zu uns gehalten habt. Jeder fünfte Mann wird erschossen!“

Die Weiber kreischten laut. Die Arbeiter schrien.

„Sie dürfen nit ausrücken!...“

„Wir halten sie — mit Gewalt, wenn's sein muß.“

„Baut Barrikaden in euren Straßen, Männer von Gumpendorf und Mariahilf!“ rief Lazare. „Nur auf euch selber könnt ihr euch verlassen — die Stadtgarden sind falsch und schwarzgelb gesinnt! Morgen muß es zur Entscheidung kommen, ob sie Verräter des Vaterlandes sind —

oder ob sie zu uns halten. Ihr aber seid die Stützen der Freiheit, Männer der Vorstädte! Die Legion wird auf den ersten Ruf zu euch stehen. Warum verweigert man uns die Herausgabe der Kanonen aus dem Zeughaus? Damit man uns zusammenschießen und knechten kann! Sind sie nicht von unserm Geld angeschafft — und unser Eigentum? Brüder, wir wollen Männer aus unsrer Mitte ins Ministerium haben! Wir wollen Volksbewaffnung! Besetzung der Tore durch die Unsern! Unsre Brüder, die Grenadiere, werden uns helfen — und deshalb: Ihr dürft nicht marschieren! Ein Lump, der die Sache des Volks verrät! Gewalt gegen Gewalt! Wir werden Barrikaden bauen! Noch diese Nacht! Ich selber...“

Eine kräftige Stimme unterbrach den lauten, zustimmenden Lärm.

„Du selber, aufwieglerischer Schuft, sollst die Nacht im Arrest zubringen und morgen dem Kriegsgericht übergeben werden! In die Kaserne, Grenadiere!“ donnerte der Oberleutnant Goldhan von der Großherzog-von-Baden-Division. Er stand unter der Tür und hatte den Schluß der Rede mit angehört. „In die Kaserne — auf der Stelle! Ihr wollt Soldaten des Kaisers sein? Und duldet solche Worte? Es ist ein Kossuthscher Heizer! Faßt den Kerl — und fort mit ihm in die Kasernenwache!“

Noch wenige Augenblicke zuvor hatten die Soldaten getobt und gelärmt und den Abmarsch verschworen; dennoch wagte jetzt keiner, ungehorsam zu sein, so tief saß der altgewohnte Drill. Der Grenadier, der das Geld von Lazare erhalten hatte, war der einzige, der eine widerspenstige Haltung annahm; aber ein drohender Blick des Offiziers trieb ihn zurück. Selbst die Volksgarden begnügten sich mit Murren und Schimpfen; solchen Einfluß übte das Auftreten des Oberleutnants. Dagegen taten die Grenadiere aber nichts zur Verhaftung des Legionärs und suchten sich unmerkelt aus der Schenkstube zu drücken.

Lazare beobachtete mit kalter Entschlossenheit die Stimmung.

„Geben Sie sich keine Mühe, Leutnant“, spöttelte er. „Das Soldatenregiment besteht nicht mehr. Sie können sich selber überzeugen, daß Ihre Grenadiere keine Maschinen militärischer Willkür mehr sein wollen — sie werden an einen Feind der Tyrannei, ihren wahren Freund, nicht Hand legen!“

„Dann, bei Gott“, rief Goldhan, „will ich's selber tun!“ Er sprang vorwärts und faßte den Legionär am Kragen. „Im Namen des Kaisers verhafte ich dich! — Hierher, Grenadiere — Lockinger und Georg Pfeiler, ich befehle euch, den Mann mit mir nach der Kaserne zu führen!“

Bei ihren Namen aufgerufen, wagten die Soldaten nicht mehr zu widerstreben. Sie näherten sich widerwillig. Goldhan hielt Lazare mit der Linken fest und zog mit der Rechten den Säbel.

„Platz da — im Namen des Kaisers! Vorwärts, Grenadiere!“

Lazare wollte im ersten Augenblick Widerstand leisten. Er griff nach der Brusttasche. Dann fuhr es ihm durch den Kopf, daß seine Verhaftung mehr Lärm und Erbitterung erregen mußte, wenn sie wirklich ausgeführt wurde, wenn man ihn wirklich mit Gewalt über die Straße schleppte. Deshalb entschloß er sich, im stillschweigenden Geschehenlassen eine günstige Gelegenheit zur Entzündung des Volkszorns zu benutzen.

Die beiden — wahrscheinlich verkleideten — Ungarn standen in seiner Nähe, bereit, ihm beizustehen und sich auf den Offizier zu stürzen.

„An der zweiten Straßenecke!“ rief er ihnen in magyarischer Sprache zu.

Dann, indes der Offizier ihn fortzog, wandte er sich zu der zischenden, pfeifenden und johlenden Menge, die sich um die Gruppe drängte und mit jedem Schritt wuchs.

„Seid ihr freie Bürger von Wien? — Ein durch eigene Kraft freigewordenes Volk? Und duldet es, daß ein Mann in den Kerker geschleppt wird, weil er für euer Recht kämpft? Pfui über eure Feigheit!“

Das Lärmen und Schreien wurde zum Brüllen. Von Sekunde zu Sekunde wuchs die Erbitterung des Volks. Es begann den Weg zu sperren.

„Heraus mit dem Studenten!“

„Er hat nichts verbrochen!“

„Er ist ein Freund des Volks!“

„Nieder die Tyrannen!“

Die Weiber drängten sich dicht heran und versuchten, sich zwischen den Offizier und den Legionär zu drängen. Mit höhnenden Worten stachelte Lazare die Aufregung immer mehr.

Durch die Menge drängte sich der Bezirksvorstand Braun in Begleitung zweier Offiziere der Volksgarde von Gumpendorf. Er rief dem Offizier zu, den Verhafteten doch ins Gemeindehaus zu führen, weil vor dem Kasernentor eine zu große Menschenmenge versammelt sei.

Aber der Rat kam zu spät. Schon flutete von dort her auf das Gerücht hin, einer ihrer Führer wäre verhaftet, die Masse wie ein wogender Strom heran; die nachfolgenden Arbeiter, Frauen und Gardisten drängten sich zugleich an den Oberleutnant und die Grenadiere, unter den Vordersten die beiden Ungarn. Ein wildbewegter Menschenknäuel ballte sich zusammen.

Der Offizier packte seinen Gefangenen fester.

„Kanailen! Wenn ihr es denn nicht anders wollt! — Die Säbel heraus, Grenadiere!“

Er hob seine Waffe zum scharfen Kreuzhieb, der ihm Luft schaffen sollte; aber mit einem Schrei brach er zusammen. Von seiner Seite zuckte die Faust Lazares zurück mit der blutigen Dolch Klinge; dann warf sich der Legionär in die Menge. Die beiden Ungarn rissen ihn im Dunkel

fort. Mitleidige schützten den Schwerverwundeten. Die beiden Grenadiere mit dem Bezirksvorstand trugen ihn in die nahe Kaserne.

Hinter der nächsten Straßenecke wischte Lazare das Blut von der dreischneidigen Mailänder Klinge.

„So! Nun ist der Weg frei. Um Mitternacht bin ich wieder hier mit der nötigen Auskunft und dem Plan der Barrikaden. Haltet die Menge bis dahin in Bewegung! Seht zu, daß ihr in die Kasernen gelangt und den Soldaten Branntwein gebt, soviel sie wollen! — Los, es ist keine Zeit zu verlieren!“

Ein Rämpe Andreas Hofers

Auf dem Platz am Hof und namentlich um das Kriegsgelände drängte sich die Menge am Abend mit offener Unruhe und gärendem Zorn. Fortwährend gingen Ordonnanzen und Offiziere des Militärs und der Bürgergarden ab und zu.

Die Besatzung Wiens war zur Stunde gering. In der Stadt und ihrer Umgebung standen drei Infanterieregimenter, ein Jägerbataillon, vier Kompanien Pioniere, das Regiment Mengen-Kürassiere, das Regiment Chevauxlegers Urbna und drei Batterien.

Hiervon waren vierzehn Kompanien und sechs Schwadronen zum Schutz des kaiserlichen Hofes in Schönbrunn, und fünfzehn Kompanien an verschiedenen Stellen der Stadt zur Sicherung der Schießvorräte gestellt, so daß zur Verteidigung der Stadt nicht ganz fünf Bataillone Fußtruppen und sechs Schwadronen verfügbar blieben.

Die Fenster des ersten Stockwerks eines der stattlichen Eckhäuser am Platz waren nur matt erleuchtet und durch herabgelassene Vorhänge verhüllt. Hinter diesen Hüllen lagen hell erleuchtete Zimmer, in denen sich zahlreiche Gäste bewegten.

Der Hausmeister Georg Döllinger, ein alter rundlicher Mann, saß auf der Steinbank am Hauseingang und beobachtete das Treiben draußen auf der Straße mehr als die Leute, die im Innern des Hauses verschwanden.

Es waren meistens Männer in leichten Mänteln, den Kragen hochgeschlagen, um nicht von jedem erkannt zu werden: Legionäre der Aula, mit flirrenden Waffen, und

Volksyarden, entschlossene, verwegene Gesichter. Auch Leute in ungarischer Tracht, die Federmütze auf dem Kopf, schritten an ihm vorbei und wandten sich der Treppe zum ersten Stock zu.

Der Alte schien das geheimnisvolle Treiben gewohnt und kümmerte sich nicht um die Eintretenden, die offenbar in dem Haus Bescheid wußten.

Nicht fern von ihm, am Ausgang, lehnte ein anderer Wächter — scheinbar absichtslos; aber im hellen Schein der Gaslaterne musterte er jeden Ankommenden und wechselte einige Worte mit den ihm noch Unbekannten.

Es war ein schlanker, junger Mann in der einfachen Tracht der Legionäre. Sein Gesicht, von merkwürdig schönem, regelmäßigem Schnitt, hatte die bräunliche Färbung der südlichen, slawischen Rassen; tiefe, drückende Traurigkeit lag auf diesen Zügen und in den großen, braunen Augen.

„'s geht heut wieder lustig droben zu, Herr Matthias“, sagte der alte Döllinger. Er nahm die kurze Pfeife aus dem Mund und deutete schlau nach oben. „Muß wieder was los sein. Hab' i recht oder nit?“

Der Student Matthias nickte schweigend.

„Hab' mei Lebtag nit g'laubt, so was zu erleben in Wien“, fuhr der Hausmeister fort. „Die Herrschaften vom Adel sein immer mit ihresgleichen g'gangen, und der Bürger mit dem Bürger. Die droben aber dreht's um und stellt's af'n Kopf. 's g'fällt mir nit. Und Gut's kommt sicher nit außa. Hätt' auch den Dienst noch auf meine alten Tag gekündigt und wär' zu meinem Schwager Haspinger zogen, nach Tirol, wenn i nit in dem Haus da geboren wär' — und meine Alte mit ihren zwei Kindern nit draußen läg' auf dem Joseph-Kirchhof. 's tut nit gut, Herr Matthias, 's tut nit gut!“

„Wie lange sind Sie hier im Haus bei der Gräfin, Döllinger?“ fragte Matthias. Er trat langsam auf den Alten zu.

„Schaun's, i bin im Jahr 1783 geboren. Der liebe Gott läßt's jetzt grad fünfundsechzig Jahre sein. I hab' den Franzosenkrieg mitg'macht und war mit dem jungen Herrn — der liegt a schon unter der Erd' — drunten in Tirol, als wir die Bayrischen klopften. Da lernt' ich die Kathi kennen und kriegt den Schuß ins Bein. Deswegen setzten sie mich ins Gnadenbrot hierher, wo mein Vater selig so lang gewerkelt hat. War noch an kräftiger Kerl, als Könige und Kaiser hier z'sammen kamen, den Napoleon abzusetzen; nur dös Bein da..., dös war schlimm. Und weiß Gott, 's war so lebendig da auf den Straßen, wie jetzt alle Tag'; aber 's war ein ander Leben... schöne Damen und feine Herren. Herr Gott im Himmel — war dös a Pracht, als unser Kaiser seinen Einzug hielt mit dem russ'schen Zar! Und jetzt wagt der Herr sich nit mal mehr in sei altes Wien — die Lumpenband' regiert halt!“

„Still, Alter!“

„Ach was! Schaun's, es muß außer aus der alten Gotschen. I woäß, Sie verraten mi nit. Sie haben an Herz, wenn's auch nur an Schweinhirt oder an Kesselflicker aus Ungarn g'wesen sein sollen, wia die Dienstleut' sagen.“

In diesem Augenblick trat der Feldwebel Franz Stockhammer vom Grenadierbataillon Richter mit seinem Ordonanzsoldaten in das Haus.

„Grüß Gott, Dhm Jörg“, sagte er finster. „Hab' Entlang nicht g'segn!“

„Scheinst's nit eben not zu haben, Franzl.“ Der Hausmeister zog sein gutmütiges Gesicht in finstere Falten und tat, als bemerke er nicht, daß der Feldwebel ihm die Hand zum Gruß entgegenstreckte. „Bist die zwei letzten Mal, daß d' da warst, an mir vorbeigegangen, grad als hättest kan gut G'wissen!“

„Unsinn, Dhm — i hatt' Eil!“

„Zur ungar'schen Gräfin! Merk's scho, merk's scho! Und dös eben ist's halt, was mir nit g'fällt. Seit der

Schuft, der Lazare, dich nach oben gebracht hat, wohin d' nit g'hörst, ist's aus mit deiner Ruh'!"

Franz Stockhammer holte tief Atem.

„Ds irrt Enk, Ohm. I hab' manchmal a G'schäft oder a Botschaft asz'richten an die Herrschaft — sonst nix!"

„Lüag' nit, Franzl." Der Alte schüttelte den Kopf. „Es steht dir nit zu G'sicht. Wenn's deine Tante wüßt', würd' sie sich im Grab umbrehn. I wünscht', i hätt' in meiner Jugend besser 's Schreiben g'lernt, und hätt's deinem alten Großvater eher g'meld't, daß du nit mehr an die Mannerl denkst und auf schlechten Wegen gehst."

„Wer sagt dös?" fuhr Franz Stockhammer auf. „'s ist ... doch i hab' koa Zeit, mich zu streiten; i muß den Doktor sprechen!"

Er wandte sich nach der Treppe. Dort flüsterte der slowakische Soldat heimlich und eifrig mit dem Studenten Matthias; er ließ aber seinen Vorgesetzten nicht aus den Augen.

„Der Doktor mit dem Kasgeſicht ist verreist; du hast da oben nix zu schaffen!" suchte ihn der alte Döllinger zu halten.

„Was wißt Ds davon! Laßt mich los; ich wiederhol' Euch, i hab' Eil'!"

Er riß sich los und ging auf die Treppe zu.

„Die Gräfin erwartet Sie", sagte Matthias unfreundlich. „Ich soll's ihr melden lassen, wenn Sie kommen. Begleiten Sie mich!"

Er führte Franz Stockhammer die Treppe hinauf.

Der Hausmeister, der an der Gesellschaft des zurückgebliebenen Ordonnanzsoldaten wenig Gefallen fand, setzte sich wieder auf die Steinbank unterm Tor. In übler Laune murmelte er vor sich hin und qualmte starke Wolken aus der Pfeife.

Der Student Matthias kam bald aus dem obern Stockwerk zurück.

„Du sollst auch hinaufkommen, Szabo“, sagte er zu dem Slowakensoldaten. „Die Gräfin will dich nachher sprechen. Ich bitt’ dich, Bruder — was geht vor? Mir ist’s sehr beklommen!“

„Wenn du ein Mann wärst, Matthias, würd’ ich dir’s sagen“, antwortete Szabo scharf. Er stützte den Arm auf das Geländer, und seine Augen glühten dicht vor Matthias, voll unheimlicher, kaum verhaltener Glut. „So sprich’ ich nur: der Tag der Rache ist da! Das Blut Schwester deiniger wird armen Szabo Polko nicht mehr anklagen ... in Strömen von Tyrannenblut verfluchtes wird’s gesühnt! Hussa! Keiner soll mehr Geschenk Szabo von sich stoßen! — Hätte stolzer Mann dort drüben — der Graf verdammter Latour heißen’s ihn — Mitleid mit Szabo gehabt: Hanka säß in Hütte meiniger, und Szabo hätt’ sich eher von den wilden Wölfen der Pusta zerreißen lassen, als Haut zu reißen seinem Retter! Jetzt muß er sterben: sterben wie alle, die kein Herz zeigten für armen Slowak und arme Hanka geschändete — oh!“

„Du bist wahnsinnig!“

„Meinst, Bruderherz?“ Gurgelnd, als ersticke er an seinem rauhen, würgenden Gelächter, krallte er seine Rechte in die Schulter des Studenten. „Manchmal glaub’ ich’s auch! Seh’ alles rot ... Ströme von Blut vor den Augen ... zerrissene Glieder, zuckende Herzen ... wie süße Hanka lag auf rotem Brautlager, eh sie fortzuschleppten den Szabo aus dem Dorf!“

Er schloß die Augenlider und schüttelte die Fäuste.

„Der alte Husar wollte Leben meiniges retten — darum steckte er Szabo unter die Soldaten. Er meinte es ehrlich — er und der Rozsa Sandor! Der Slowak hat scharfe Augen. Er hat gesehen Tränen bei Andreas Palaczi.“

Wilder funkelten seine Augen den Bruder seiner Geliebten an. Unheimlich geduckt stand er da, wie ein Raubtier, das seine Beute wittert. Seine Demut, seine Unterwürfig-

Zeit hatten sich gewandelt in wahnwitzigen Haß, in Blutgier, in unauslöschlichen Rachedurst.

„Wahnsinnig?“ leuchte er. „Meinst, Bruderherz?... Hast recht, hast recht! — Aber dann wieder weiß Szabo, er ist nicht wahnsinnig, er ist nur schlau geworden ... wie der Marder, der über die Dächer schleicht. Der Stock vom Korporal hat nicht dumme Gedanken aus dem Rücken des Szabo herausgeklopft ... aber, Brüderchen, er hat Gedanken sehr schlaue hineingeklopft! Szabo, der verachtete Knecht, hat gehabt auch einmal ein Herz, ein weiches. Szabo hat gehabt auch einmal eine Herzensliebste. Oh, da sind die feinen Herren gekommen, haben ihn verhöhnt, haben Hanfka weggerissen und ihren Leib — oh! Szabo und Hanfka wollten Hochzeit feiern am Szent Bonifaztag — und da hat einer von den großen Herren Hochzeit gefeiert mit Hanfka — aaaah — und Slowak Szabo hat gedurft zusehen — mit diesen Augen hier!“

Matthias wich scheu vor den tollen Blicken des Slowaken zurück.

„’s ist vorbei, Szabo, und ...“

„Vorbei?“ Der Slowak lachte heiß. „Nie ist’s vorbei! — Hier in diesen Augen wälzt sich der Leib auf dem Lager des Herrn! Hier in diesen Ohren hör’ ich das Stöhnen und Weinen — immer, immer, Tag und Nacht. Und wenn ich schlaf’ und träum’ — oh, Bruderherz, feine Träume, feine Träume! Szabo träumt von den Wölfen von Wien!“

„Wölfen — von Wien?“

Szabo beugte sich an sein Ohr.

„Ja, Bruderherz, von den Wölfen von Wien. Nun kommt die Rache, Brüderchen. Die Rache an den Wölfen!“

„An den Wölfen? Du redest Torheit, Szabo!“

„An den Wölfen, sag’ ich, Bruder der Hanfka“, flüsterte Szabo.

Er zog Matthias weiter hinauf am Treppengeländer. Seine Augen funkelten.

„An den Wölfen in Menschengestalt, die kein Mitleid haben ... die schlimmer sind als die Bestien der Pusta!“

Matthias haschte nach seinen Händen.

„Szabo, ich beschwöre dich! Was willst du tun?“

Der Slowak starrte ihn stumpf an.

„Hier sitzt es!“ sagte er und fuhr mit der Hand über die Stirn. „So rot ... so rot seit der Nacht ... die Hanka, Bruder, geschändet, zerrissen, zerfetzt, zerbissen, blutig ... jede Nacht seh' ich sie ... und ich weiß, sie wird keine Ruh' haben im Grab, bis Szabo ihre Schande spült im Blut ihrer Mörder — Matthias!“

Er schmiegte sich zitternd an den Bruder der Toten und raunte nur noch.

„Die Bräute, die vor der Hochzeit gewaltsam sterben ... sie kommen aus ihren Gräbern und legen sich zu ihrem Liebsten. Hu, Matthias!“

Seine Zähne klapperten.

„Jede Nacht liegt Schwester die deinigte neben dem Szabo ... und ihr Leib ist kalt wie Eis!“

Er schauerte.

Matthias kannte den Aberglauben seines Volkes; er war ihm nichts Neues. Trotzdem machte die Zerrüttung seines Jugendfreundes tiefen Eindruck auf ihn. Seine bessere Bildung, sein höheres Wissen suchten nach Trost für den Armsten.

„Du mußt nicht so tolles Zeug glauben und träumen, Bruder. Meine Schwester liegt ruhig in ihrem Grab. Solcher Aberglaube ist gegen Religion und Vernunft. Sei ein Mann, Szabo — ich bitte dich!“

Szabo lächelte; seine Mundwinkel schnitten hart nach unten.

„Ich bin kein Tor. Ich bin ein guter Soldat. Hat sich Hauptmann selber gesagt, mich gemacht zur Ordonnanz. Aber ...“ wieder sein kicherndes Lachen ... „'s ist alles nur Schein! Der Szabo hat warten gelernt auf seine Zeit.

Seine Rache schläft nur. Der arme Schweinehirt hat nur zwei Freunde in der Welt; der eine bist du, Bruder. Der andre ist Rozsa, der Bethar."

Matthias drückte ihm die Hand.

"Dann mußt du auch auf mich hören und..."

Doch Szabo achtete nicht auf ihn.

"Vor fünf Wochen ließ Rozsa mir sagen durch Janos, den Kesselflicker: er habe den Verwalter des Grafen — der die Hanka dem Jurisch ausgeliefert — durch die Brust geschossen ... als er ihm in der Pusta begegnet. Der Rozsa wird jetzt ein großer Mann im Ungarland! Ein Hauptmann über Fünfhundert! Ich geh' zu ihm, wenn ich hier fertig bin!"

"Was hast du denn vor?"

"Hast nix gemerkt, Bruderherz?" knirschte der Slowak.

"Rede!"

"Morgen geht's los! Da oben brauen sie's zusammen ... wie den Slibowiza ... und der Szabo hat geholfen! Viel geholfen! Schöne Gräfin Martha hat auch Augen wie der Vampir und saugt Blut deinigtes, aber kennt auch die Rache! — Hat dem Szabo versprochen, er darf der erste sein auf den Hund Latour, der sein Bitten verhöhnt, und die Hanka und den Wolf dem Jurisch gelassen hat!"

"Den Grafen Latour?"

Szabo schlug mit der Hand auf den Schenkel.

"Hui! Blutigen Tanz gibt's! Und dann ins Ungarland!"

"Was plant ihr?"

"Der alte Graf Palffy ist tot; der Herrgott im Himmel hat ihn gestraft, weil er armen, ehrlichen Slowak hat nehmen lassen sein Mädchen zur Lust für den roten Pandur. Aber junger Graf Stephan, der die Herrin Cäcilie freit, war mit dabei! Er soll auch sterben!"

"Szabo!"

"Sind die stolzen Magnaten besser als die Wölfe? — Sollen sich zerreißen untereinander! Haben alle nicht ge-

hört auf Szabos Flehn! Haben zugehört, wie sein Herzliebstes von ihm muß! Nur die eine hatt' ein Herz in der Brust ... Gräfin Cäcilie — ihr gefiel Hanka. Sie hatt' schon gewählt Hanka zu ihrem Dienst. Szabo stand dahinter. Aber die alte Magnatenfrau schaut' verächtlich auf den Slowak herab. Ist sich schlechter als Erd' unter ihrem Stiefel! Pah! — Wollt's nix leiden. Hätt' sie's getan, wär' Hanka am Leben — und der Szabo läg glücklich bei Hanka — oh! Der Teufel mög in ihrer Seele sitzen, bis ich vergolten an ihrem Leib!"

Er schwieg, schweratmend. Dann strich er trozig mit der Hand über das Gesicht.

„Geh mit mir, Matthias, wenn ich nach Ungarland fahr! Werd' ein Mann! Wirst kein Weißbrot und Braten essen, keinen Rock feinigen tragen wie hier. Aber ein freier Mann wirst sein, nicht erröten brauchen, weil mein Herzbruder ist Lustknecht von Magnatenweib!"

„Schweig!"

Szabo schaute ihn hart an.

„Was wahr ist, ist wahr. Weil du der Hanka Bruder bist, sag' ich dir's ins Gesicht. — Wenn draußen in der Pusta die Hirten zusammensitzen, erzählen sie die Geschichte von dem Magnatenschloß, wo Tyrann sich gewaschen hat jede Nacht in frischem Mädchenblut... 's ist nix anders, was Gräfin Martha tut mit dir — und wird doch nicht wieder jung in deinem Blut ... ist's auch damals nicht geworden, als sie von ihrem Liebsten, dem Franzos, Mann ihrigen ließ schießen ins Bein. — Geh mit mir, Matthias, Bruderherz! 's ist besser, in der Pusta sterben in ehrlichem Kampf, als zu leben in Schand'!"

Der Bruder Hankas schlug die Hände vor das Gesicht; Tränen quollen jäh durch seine Finger. Tiefes Schluchzen erschütterte ihn. Er legte den Kopf auf Szabos Schulter.

„Mein Gott", stöhnte er, „du weißt es, wie gern ich wieder Hammer und Zange nähm ... und hinaus wanderte

ins Land, die zerrissene Bunda um die Schulter, ein armer Kesselflickerknabe ... statt hier zu schwelgen in Schuld und Schand! Aber ich kann nicht. Oh, Szabo, du weißt nicht, was ich leide!"

„Sei ein Mann! Reiß dich los!"

„Nein, ich vermag's nicht! Gräfin Martha hat armen Slowakenknaben einst von der tiefsten Stufe des menschlichen Elends gerettet, ihn leben und lernen lassen; er hat kein Recht undankbar zu sein an ihr — auch wenn sie meinen Leib und meine Seele zum Dank fordert! Denn Leib und Seele gehören ihr!"

„Schmach über sie!" Szabo ballte die Hand zur Faust und drohte hinauf. „Sie kaufte dich, wie der Türke die Sklavin! Du warst ein unmündiger Bub', als Oheim deinigter dich herbracht!"

„Sie ist eine freigebige Herrin", wiederholte Matthias tonlos. „Sie nährte und kleidete mich. Sie bezahlte meine Lehrer. Du hast gewiß recht, Szabo, sie ist ein Vampir; sie saugt das Blut aus meinen Adern und treibt die Rote der Scham in mein Gesicht! Aber nur der Himmel kann mich befreien — wenn er ihr Herz lenkt! Wenn sie selber diese Ketten zerbricht!"

„Wo ist der Graf, ihr Mann? Daß er duldet zuchtloses Leben ihrigtes?"

„Im Ausland, im Dienst des Kaisers. Er ist ihm treu ergeben. Nein, er hat keine Macht über sie, er fürchtet sie. Seit mehr als acht Jahren lebt sie getrennt von ihm; sie haßt ihn. Aber auch mir trauen sie nicht mehr, und ich — ich bin doch ihr Geschöpf! Seit der Doktor Lazare im Haus ist, sind all ihre bösen Leidenschaften aufgewühlt. Sie droht mir; sie schlägt blind nach mir, wenn ich manchmal nur eine Sekunde zögere zu tun, was sie mir aufträgt!"

Der Slowak betrachtete ihn mitleidig.

An Gestalt ein Mann, mit hundertfach größerem Wissen ausgerüstet als er, war Matthias doch ein schwacher Knabe

geblieben — ein schwankes Rohr in den Händen dieses Weibes. Nicht kräftig genug, eine goldene Kette zu brechen, die Seele und Leib verdarb, versank er in schmerzliches, selbstzerfleischendes Grübeln. Je tiefer er seine Abhängigkeit, seine seelische Erniedrigung erkannte, um so mehr säuberte, badete und schmückte er seinen Körper, rieb seine Lippen, die der Schamlosen dienen mußten, mit Wässern und Bürsten, bis sie schmerzten, scheute sich vor dem geringsten körperlichen Schmutz, wich, bis zum Ekel erregt, vor den Schweiß- und Alkoholdünsten der Männer zurück, die sonst noch bei der Gräfin verkehrten, übertäubte den Eindruck mit Pudern und wohlriechenden Salben. Je tiefer sie ihn demütigte, um so zarter, scheuer, schamhafter wurde der Bruder Hankas. Es war, als ob er eine Maske vor sich selber trüge — und diese Maske riß ihm Szabo vom Gesicht...

„Matthias!“

Eine Dienerin kam die Treppe herab.

„Matthias, die Gräfin fragt, wo denn Szabo Polko bleibt!“

Mit einem Händedruck verabschiedete sich der Ordonnanzsoldat von seinem Freund.

Matthias blieb an der Lehne der Treppe zurück; die Gäste seiner Herrin waren jetzt alle oben versammelt.

Ein Schauer von Scham und Schwäche schüttelte ihn.

Hatte Hankas Liebster nicht recht? War es nicht besser, mit ihm zu gehen und für die Freiheit zu kämpfen?

Ach — was sollte er mit der Freiheit? Wieder umherirren im Elend? Jetzt, da er das andre, das süße, das reiche Leben kannte? Nicht mehr dumpf und stumpf war wie seine Brüder?

Warum überhaupt lebte er? Was war es wert, daß er atmete und litt?...

Ein heiteres, frisches, herzhaftes Lachen klang durch den Lärm der Straße wie Engelsruf an sein Ohr.

„Mönl¹“, rief eine helle Stimme in der weichen Tiroler Mundart, „i will nit an ehrlichs Madl sein, wenn da nit der Jörgi sitzt, der Großohm ... grad so wie vor zehn Jahren 's legt' Mal im Schnalstal. — Grüß di Gott, Großohm! Kennst mi wohl nit mehr? Bin die kleine Manderl vom Jäggelihof — deines Schwagers Tochterkind!“

Ein derber Kuß schallte durch den Flur. Das Lachen des Hausmeisters Döllinger und die Stimme eines alten Mannes tönten durcheinander.

„Bravo, Tirolerin!“

Ein Ruf, Gelächter eines Menschenhaufens.

„Zwei Gulden für solchen Schmatz!“

„Was verschwendest ihn an den alten Kerl? Kannst genug Junge finden!“

„Wenn du mich küssen willst — ich steh' zu Diensten!“

„Ich auch!“

„Und ich!“

Eine kräftige Ohrfeige klatschte — und in das Fluchen des getroffenen Allzudreisten mischte sich das schadenfrohe Gelächter seiner Kameraden, das Schmähen des Hausmeisters und die offene unwillige Stimme der Tirolerin.

„Pfui über die Stadtleut'! Was haben's da zu lachen, wenn ein ehrbar' Dianl seinen Großohm begrüßt? Was steht's hier und gafft's alleweil, als wenn ös nix Befress z' Haus zu tun hätt'? Habt ös Stadtherrn noch kein Tiroler Madl g'segn?“

„Kein so hübsches“, lachte ein Legionär. Von andern aus dem Haufen unterstützt, hielt er den Torflügel zurück, den der Hausmeister schimpfend und ärgerlich schließen wollte. „Mußt uns jedem mindestens einen Kuß dafür geben, daß wir dir und dem alten Brummbart den Weg gezeigt haben!“

¹ Großvater.

„Z'ruck, du Ruch¹! Rühr' die Dirn' nit an!“

Dem festen Drohwort des alten Mannes, der schützend zwischen das Mädchen und die zudringliche Rote trat, kam jüngerer Beistand.

Matthias war durch die frische Stimme des Mädchens aufmerksam geworden und vom Treppenabsatz nähergetreten.

Der alte, ehrwürdige Mann, weißen Bart und weißes Haupthaar über dem runzelvollen, sturm- und wettergebräunten Gesicht, stand, auf schweren Alpenstock gestützt, den Gebirgsack auf dem gekrümmten Rücken, neben einem etwa sechzehnjährigen Mädchen. Die nette Tiroler Landestracht mit dem straffen Nieder, dem kurzen Rock, den bunten Strümpfen und dem geblünten Brusttuch kleidete das schlanke und zierliche Geschöpf reizend. Zwei lange braune Zöpfe hingen unter dem Tirolerhut mit der Goldschnur lang herab auf den Rücken.

Bei der Beleidigung, die den unerwarteten Gästen des Hausmeisters widerfuhr, sprang Matthias, seltsam erregt von der unberührten Schönheit der Fremden, vor die Schwelle und stieß den nächsten zurück.

„Schämt euch, ein Mädchen so zu belästigen!“ rief er. „Schließen Sie das Thor, Herr Döllinger. Und Sie — ich sehe, daß Sie die Uniform der Aula tragen — sollten sich vor allem schämen, Leute zu verhöhnen, die Sie nichts angehen und die Ihnen nichts getan haben!“

Der Angegriffene schien sich trotz seiner Tracht einem wirklichen Mitglied der Aula gegenüber nicht recht sicher zu fühlen. Er erwiderte mit derben Joten und verlor sich in der Menge, der Hausmeister schloß die Thür auf kurze Zeit.

Indes sich drin die beiden Alten vertraulich begrüßten, reichte die Tirolerin dem jungen Studenten zutraulich die Hand.

¹ Rohling, Bube, schlechter Kerl.

„Bist a braver Mann!“ nickte sie ihm freundlich zu. „Hast uns fremden Leut' fein beig'standen. 's wär' a Schand' für die Wiener, wenn sie nit mehr solch wackre Burschen hätten. Wenn d' willst, sollst du das Busslerl ha'n, um das rohe Kerl' mich zwingen wollt'!“

Sie bot ihm Hand und Wange.

Über das blasser Gesicht des Studenten flog dunkle Röte — die Scham über die eigene Entwürdigung diesem gesunden, unverdorbenen Geschöpf gegenüber. Er wagte kaum seine Fingerspitzen in ihre Hand zu legen.

„Na nit für ungut, Herr, der Nönl und der Dhm sind dabei. Da kann an Dianl schon in allen Ehren a Busslerl bieten. Bedank' mi für den Schutz. Und der Franz, mei Künft'ger, soll's a tun, wenn wir'n erst finden!“

Wie ein Stich fuhren die Worte Matthias durchs Herz, er wußte nicht, warum. Fast schüchtern trat er zurück.

Unterdes hatte der Hausmeister seine Flurkammer geöffnet und die Gäste hineingeführt; das Flurfenster blieb offen, so daß Matthias das weitere Gespräch hören mußte.

Der alte Tiroler war nach den ersten Begrüßungen ziemlich schweigsam; er schien überhaupt ein Mann von wenig Worten. Munterer plauschte die Großnichte; und bald war der unfreiwillige Horcher mit dem Zweck ihrer Reise und allen Familienverhältnissen bekannt.

Nazi Haspinger, ein Verwandter des berühmten Kapuzinerpaters Haspinger, war einer der tapferen Gefährten des Sandwirts Andreas Hofer gewesen — schon als er die Tiroler Schützen im Jahre 1796 am Gardasee gegen die Franzosen führte.

Am Sterzinger Moos, mit Eisenstecker und Speckbacher dreimal am Berg Isel, hatte er die Franzosen und Bayern schlagen helfen, und eine Zeitlang selber das Versteck seines hochherzigen Führers im Passeier geteilt; auf einer Streiferei fiel er aber in die Hände der Franzosen. Doch es

gelang ihm, bei der Überführung Andreas Hofers nach Mantua zu entkommen. Und indes der Tiroler Freiheitsheld — gegen den Spruch des Kriegsgerichts — auf Befehl Napoleons auf den Wällen der Lombardenfeste den Märtyrertod erlitt, setzte Haspinger mit vielen seiner zerstreuten und verfolgten Gefährten zwischen dem ewigen Eis der Alpen den Kampf gegen die Feinde seines Landes noch lange fort.

Der Hausmeister Georg Döllinger war, ein junger Bursch, mit General Buol 1809 als Reitknecht nach Tirol gekommen; er hatte einen Teil des Feldzugs mitgemacht. Verwundet fand er im elterlichen Haus Haspingers Aufnahme und treue Pflege. Namentlich Kathi, die jüngste Schwester Nazi Haspingers, tat ihm viel Liebes.

Als der Krieg zu Ende war und Georg für seine Wunde und seine treuen Dienste einen Posten im Haushalt einer vornehmen Familie erhielt, hatte er die Kathi heimgeholt nach Wien.

Die Ehe war lang und glücklich gewesen; aber der Tod legte zwei Kinder noch vor der Mutter ins Grab. Deshalb hing jetzt der alte Mann treu an der Sippe im Tirolerland; zehn Jahre war es her, daß er sie besucht hatte; dennoch empfing und sandte er hin und wieder Botschaft und wandte seine Liebe und Sorge vor allem Franz Stockhammer, dem Großneffen, zu, der erst bei den Tiroler Schützen gedient und den die Gunst des Erzherzogs Johann selber befördert und zu den Grenadieren gebracht hatte.

Franz Stockhammer war der Sohn der einzigen Tochter des alten Freiheitskämpfers Haspinger; Mandl, die frische Tirolerin, war die verwaisste Enkelin eines jüngeren Bruders von Haspinger.

Die Mutter des jungen Feldwebels ruhte auch längst unter dem Rasen der kleinen Bergkirche von Sankt Katharin; und es war einer der Lieblingsgedanken des Alten,

Franz nach dem Ende seiner Militärdienstzeit mit seiner Großnichte zu verheiraten und ihnen den Erbhof gemeinsam zu hinterlassen. Das hübsche Mädchen schaute stolz zu dem strammen Feldwebel auf und hatte sich von Jugend auf daran gewöhnt, in ihm den künftigen Ehemann zu sehen; und auch auf Stockhammer hatte Nandl, als sie zum jungen Weib aufblühte, tiefen Eindruck gemacht — und wenn er auf Urlaub in den heimischen Bergen weilte, nannte er sie stets sein „Bräutli“.

Als nun die Gerüchte über die Flucht der Kaiserfamilie nach Innsbruck mit den Zeitungsblättern bis in die fernsten Täler der Eisberge drangen, schüttelte der alte Haspinger täglich unwilliger und sorgenvoller das Haupt; er saß dann auf der Bierbank des kleinen Wirtshauses und hörte allerlei reden und vorlesen; denn er selber konnte weder Geschreibsel noch Gedrucktes verstehen.

Wenn auch manches anders geworden war seit den Tagen seiner Jugend, wollte er doch nicht glauben, daß das österreichische Volk gegen „seinen Kaiser“ aufstehen könnte. Die Briefe, die zuweilen von Franzl aus Wien kamen und die ihm Nandl wieder und wieder vorlesen mußte, bestärkten ihn in der Meinung, daß es sich nur um fremdes Volk und „rueches“ Gesindel handle, das der Kaiser im Nu zu Paaren treiben werde, wenn er nur wolle; denn nicht anders betrachtete es der soldatische Geist und der einfache Sinn des Feldwebels.

Dann kam eine Zeit, wo die Briefe ausblieben. Obgleich der Kaiser nach Wien zurückgekehrt war, meldeten die Zeitungen immer schlimmere Dinge. Vergeblich schrieb Nandl zwei-, dreimal nach Wien an den Verlobten; jede Antwort blieb aus. Dann an den Großohm, den Hausmeister Döllinger, ob denn der Franz tot sei oder formarschiert von Wien, oder ob ihm sonst ein Unglück begegnet wäre. Zuletzt kam ein Brief mit den großen Hahnenfüßen des Hausmeisters, und darin stand: Es sei nicht

alles richtig mit dem Franz; er könnte es nicht ändern; aber er hoffe, der liebe Gott würde nicht zugeben, daß der Franz Stockhammer der Familie Schande mache.

Das war dem alten Haspinger in die Krone gefahren. Er hatte sich schleunigst mit der Mandl aufgemacht aus den Tiroler Bergen, um selber nach dem Rechten zu sehen.

Und nun stand er da und legte die Hand auf die Schulter des Hausmeisters; verlegen und unwirsch rückte Döllinger hin und her. Haspinger sah ihm mit den großen braunen Augen fest ins Gesicht.

„Wo ist der Franzl? Was ist's mit dem Buam?“

Der Hausmeister schüttelte sich wie ein begossener Pudel und ließ die Ohren hängen. Jetzt, da es galt, den Verwandten, auf den er selber bisher stolz gewesen war, anzuklagen, ließ er sich nötigen und wollte nicht mit der Sprache heraus. Aber die Augen des alten Haspinger und des jungen Mädchens hingen unverwandt in bangem Harren an ihm.

„Nun — was ist's? Was haltst zurück mit dei Red'!? Gott im Himmel! Ist der Franz hinworden?“

Mandl schrie laut auf.

„Na, na — dös nit!“ rief Döllinger. „Aber“ — er winkte mit den Augen nach der Nichte — „muäß i alles sagen, was i denk'?“

„Was du woast und was du denkst, Mann. Aber die Wahrheit! I und das Dianl da können's tragen!“

Döllinger rieb sich die Hände und senkte traurig die Augen.

„Der Franz ist seit a Weil in schlechte G'sellschaft kemmen“, sagte er endlich. „Er halt's mit schlechten Menschen. I fürcht', der Franz ist a Verräter an sein Kaiser!“

„Der Franzl ... a Verräter am Kaiser?“ Der alte Kämpfe vom Iselberg taumelte zurück, wie vom Donner gerührt. „Haspingers Großsohn a Verräter? Dös ist a

Zug'! Dös kann nit sein! Herrgott im Himmel, laß mi hören, daß der Franz tot ist — aber nit, daß er sein Ehr' vergessen hat!"

„Noch kann i's nit beweisen“, fuhr jetzt fester und entschlossener der Hausmeister fort; er fühlte, er mußte hier volle Wahrheit geben. „I fürcht' aber, daß — wenn's nit schon g'schehn ist — es jede Stund' g'schehn kann. Dadrum hab' i g'schrieben. Und 's ist gut, daß ös da seid. Auf mich hört er nit mehr. Er geht mir aus dem Weg!"

Der alte Tiroler setzte sich auf die ledergepolsterte Ruhebank nieder und stützte den grauen Kopf in die Hand. Neben ihm hockte weinend das Mädchen.

„Erzähl, Schwager Jörgi!"

„Es sein zwoa Monat her“, berichtete der Hausmeister. „Der Franz, der fleißig zu mir kam und auf die Rebellion schimpfiert hat, ist da durch an schlechten Kerl von Slowaken, der an Verwandten oder an Freund bei der ungarischen Gräfin droben hat, mit ihr bekannt worn. Seit die Herrschaft fort ist, lebt sie hier im Haus. I bin nit gewohnt, den Vornehmen Böses nachzuplauschen. Aber mit der da oben hat's seine eigne Bewandtnis. Ka' ehrlicher Mensch ist mit ihr umg'gangen, solange die Schand' und der Spektakel noch nit in Wien war. Aber seitdem spielt sie a große Roll' und 's ist a sackermmentsch Weib. A Paar Augen hat sie im Kopf, wie a Maikater, wenn er auf'n Dächern schnurrt. Seit der Zeit ist der Franz an andrer Mensch g'worden, wie umgetauscht; er hat nur Sinn und Gedanken für das tolle Weibsbild, die Ungargräfin!"

„Aber der Verrat ... Jörgi, der Verrat?“ drängte Haspinger.

„Die Gräfin halt's mit den Aufrührern in Ungarn und mit den Schlimmsten in Wien! Der Franzl hat Papiere zu ihr gebracht, i sah's mit eignen Augen! Papiere, die er geholt hat — drüben im Kriegsgebäud' — oder hinbracht nachher.“

Der Alte fuhr auf, gestreckt und gereckt, als habe er alle Last des Alters von sich geworfen.

„Wo ist der Franz? Wo treff' i 'n Franz? I will ihn aufsuchen zur Stell'!“

„Vor einer halben Stund' ist er anigschlichn zur Ungargräfin, er und der Slowak; i hob 'n vergeblich angredet.“

„So laß uns gehn!“

Der alte Mann schritt zur Tür.

Doch der Hausmeister hielt ihn zurück.

„Schwager Nazi, dös geht nit!“ sagte er mit all jener Hochachtung, die er von Jugend auf für Hohe und Vornehme gelernt, und die, selbst einem verdorbenen, ausgestoßenen Adelszweig gegenüber, ihn nicht verließ. „Man läuft hier nit so einfach zu den Herrschaften, wie bei dir z' Haus zum Nachbarn. Ihr' Gnaden lassen niemand vor, der nit ang'meld't ist. Du kannst den Franz nit sehn, wenn er bei ihr ist, bis er wieder aberkimmmt!“

„Wart' nit, Rönl, tuas glei!“ bat glühend das Mädchen.

„I will doch schaun, wer den Großvater hindert, mit seinem Enkel zu reden! Will selber sehn, was der Franz dort treibt!“

„Du wirst niemand nit finden, der dich meld't und eini laßt. Die Diener verwehren's dir!“

Ein Geräusch ließ sie alle herumfahren. Auf der Schwelle stand Matthias, der junge Student, bleich, noch farbloser als gewöhnlich, aber mit leuchtenden Augen.

„Kommen Sie, Herr! Ich werde Sie zu Ihrem Enkelsohn führen.“

„Aber, Herr Matthias, bedenken Sie —“ stotterte Döllinger erschrocken.

„Durch den Szabo Polko, meinen Landsmann, ist der Feldwebel hinaufgekommen“, sagte Matthias mit einem langen Blick auf Nandl. „An mir ist es, gutzumachen, was noch möglich ist.“

Trotz Döllingers Widerspruch führte er den alten Tiroler

mit sich fort; mit einem Wink bedeutete Haspinger die Großnichte, zurückzubleiben. Döllinger bemühte sich freundlich um sie und setzte ihr vor, was sein kleiner Hausstand bot. Dann öffnete er wieder das Tor und setzte sich an seinen alten Platz; sein Pflichtgefühl gestattete ihm nicht, es noch länger verschlossen zu halten.

Aber Nandl rührte weder Brot noch Tranke an; ihre Gedanken begleiteten den Alten und quälten sich, was wohl der Franz da oben schaffte; doch seltsam, immer wieder schob sich das Bild des jungen Studenten mit dem eigenartig schwermütigen Gesicht und den schönen Augen in ihre Gedanken und lenkte sie ab von der Sorge um ihren Verlobten...

Das rote Zimmer

In den Gemächern der Gräfin Martha Lörkhöny schied sich die lebhafteste Gesellschaft in drei Gruppen; die zahlreichste war im vordern Raum versammelt: Offiziere und Mitglieder der Volksgarden, namentlich aus den Vorstadtbezirken, der Arbeitervereine, des demokratischen Klubs und der Aula; ältere und jüngere Männer in ungarischer Tracht und mehrere Mitglieder der Linken des Reichstags. Auch Frauen waren darunter, einige rauchten sogar Zigarren zum Ungarwein und überflügelten fast die Männer im Wortstreit um Grundsätze und Ziele.

Ab und zu kamen aus dem zweiten Zimmer die Führer und Eingeweihten, sprachen mit einzelnen Männern und erteilten ihnen Aufträge oder nahmen die Berichte der Abgesandten aus den Vorstädten in Empfang. Von den Dienern betrat nur ein alter schnurrbärtiger Ungar die Gemächer; die übrigen bewachten die Eingänge.

Im zweiten Gemach, in einem Sessel von dem gleichen dunkelblauen Damast, der auch das ganze Gemach schmückte, saß bequem angelehnt die Wirtin des Hauses.

Gräfin Martha Lörkhöny, eine Frau von etwa vierzig Jahren, jenem gefährlichen Alter, in dem alle Leidenschaften des Weibes im Siedepunkt des Erlebens toben, war nicht groß und von vollendeten Formen. Das Gesicht mit der fein geschnittenen Nase und dem vollen Mund, dessen Oberlippe ein zartschattender Flaum lockend betonte, zeigte einen auffallend sinnlichen Ausdruck; durch die halbverschleierte, nur langsam sich hebenden Augen gewann es noch mehr lässige Trägheit. Durch die gleichförmige, matte, nicht

Frankhafte Blässe schimmerten die blauen Adern der Schläfen, des feinen und langen, ebenmäßig gerundeten Halses und der schmalen Hände.

Ihre nähern Freunde sahen oft diese kühlen unergründlichen Augen in leidenschaftlicher Gier aufflammen; wußten, daß das glühend ausströmende Verlangen alles verzehrte; wußten, daß sie dann, wider alle Vernunft, Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um den Gegenstand ihrer Blutswallung zu besitzen; wußten, daß ihr Zorn gefährlicher war als der Dolch des Banditen.

Seltene Dinge erzählte das Gerücht von dieser Frau.

Seit vielen Jahren lebte sie getrennt von dem ältern, durch Gebrechen und anmaßenden Stolz widerwärtigen Gatten, dem der Zwang der Eltern sie in frühester Jugend vermählte. Sie war eine Stieffchwester der Gräfin Apponyi, der Adelsfamilie aber längst durch ihr leichtsinniges, allen Sittenregeln hohnsprechendes Leben entfremdet; erst in letzter Zeit war sie durch die gemeinsame Werbung für die ungarische Erhebung manchen Gliedern, auch der freisinnigen Richte, Gräfin Cäcilie Palffy, wieder etwas nähergetreten.

Gräfin Martha hatte oft ihren Aufenthalt gewechselt; sie war bekannt durch ihre Besonderheiten und die Verleugnung jeder weiblichen Scham; man erzählte von ihr die tollsten, aber auch die gefährlichsten Abenteuer. Ihr Gatte hegte eine solche Furcht vor ihr, daß er ihr nur unter der Bedingung, sich nie am gleichen Ort mit ihm blicken zu lassen und überhaupt jede Begegnung mit ihm zu vermeiden, einen gewissen Teil seiner reichen Einkünfte zuwandte. Sonst ließ er sie nach Belieben schalten und walten.

Seit dem Winter lebte sie wieder in Wien.

Obgleich ihr Leben bei der öffentlichen und der geheimen Wiener Polizei größten Anstoß erregen mußte, schien doch geheimer Schutz ernstere Unannehmlichkeiten und Folgen von ihr stets fernzuhalten.

Das Gerücht raunte, einst, in ihrer Jugend, als ihre Leidenschaften noch nicht entartet gewesen seien, habe einer der Erzherzöge in ihren Fesseln gelegen und sie aufrichtig und leidenschaftlich geliebt.

Schon vor Ausbruch der Erhebung im März 1848 hatte sich die revolutionäre Bewegung zum Teil um sie gesammelt. Bald bildete sich dort neben der Aula und dem demokratischen Klub ein anderer geheimer Herd der Aufstände. Die Gräfin stand mit den Häuptern der Bewegung in Ungarn in ständiger Verbindung, lieferte ihnen Nachrichten und erhielt von ihnen Weisungen. Der Legionär Doktor Lazare, einer jener merkwürdigen Anhänger, die Gräfin Martha stets aus jüngeren Männern wie einen Liebeshof um sich sammelte, war als einer ihrer flügsten Helfer tätig; gegen ihren Willen beherrschte er sie; die Macht seines kalten, scharfen, berechnenden Verstandes war ihrem vulkanischen Wesen auf die Dauer überlegen.

In dieser Zeit bekämpfte die Demokratie hauptsächlich außer den rechtsgerichteten Mitgliedern des Ministeriums die Tschechen, die böhmischen Abgeordneten, in deren Widerstand die ungarischen Aufständler schwerere Hindernisse fanden, als bei den Österreichern selber.

Auf dem Tisch vor der Gräfin lagen Papiere, Briefe und Zeitungsblätter.

Ein Legionär kam aus dem vorderen Zimmer, noch erhitzt vom Weg.

Gräfin Martha sah ihn ungeduldig an.

„Welche Nachrichten aus den Vorstädten?“

„Die Gumpendorfer Arbeiter sind entschlossen. Sie wollen sich der Gewalt widersetzen. Die Garden von Mariahilf werden zu ihrem Beistand bereitstehen.“

„Kennt man die Stunde des Ausmarschs?“

„Niemand weiß sie, nur die Stabsoffiziere; und die Kanailles sind schwarzgelb!“

„Haben Sie Lazare gesehen?“

„Nur kurz. Er wollte nach einem der Wirtshäuser; er trug mir auf, Ihnen zu sagen, er wolle die bewußte Person auffuchen.“

Gräfin Martha wippte mit dem kleinen Fuß, auf dessen Spitze ein feiner Pantoffel hing.

Sie trug einen weiten Hausrock von dunkelrotem Brokat. Aus den zurückfallenden offenen Ärmeln leuchtete der schöne Arm bis zur Schulter nackt heraus, wenn die Hand nach den Schriften und Blättern auf dem Tisch griff oder die Zigarre zu den vollen Lippen führte.

Hand und Fuß waren sorgsam gepflegt; sie konnten einem jungen Mädchen angehören.

In dem Goldgürtel des Gewandes steckte ein kleiner Dolch mit ziselierter Scheide und feinem Griff, reich mit kostbaren Steinen besetzt. Die Gräfin wußte ihn zu gebrauchen; man erzählte, sie habe einst einem vornehmen Liebhaber, der sie verließ und eines ihrer Abenteuer mit einem Schauspieler als Grund dafür verbreitete, zwei Dolchstiche beigebracht, die ihm fast das Leben gekostet hätten.

Über dem Gürtel klappte das Kleid offen; Goldschnüre verzierten es und zeigte das feine Hemd, das allzu freigiebig die schöngemeißelte Brust verriet.

Auf den dunklen Haaren saß eine rote ungarische Mütze, mit einem kurzen Stutz kostbarer Reiherfedern.

„Lassen Sie uns einstweilen unsre Kräfte für morgen zusammenzählen“, sagte Gräfin Martha zu den Versammelten, „das heißt nur die, auf die wir bestimmt rechnen können. Zunächst also die Aul. Zanchi bürgt für das schlagfertige Universitätskorps!“

Ein Mann im Waffenrock der Legionäre nickte.

„Wir wollen den Nordbahnhof und die Brücken besetzen.“

„Es ist nötig, Doktor, daß Sie morgen früh eine Num=

mer des Studentenkuriere erschein lassen. Sie muß noch aufregender sein als die letzte; die Geschichte mit dem Grenadier Kühbeck, der die Rechte seiner Kameraden verteidigte und den man deshalb eingekerkert hat, muß gehörig ausgeschmückt werden. Machen Sie meinetwegen eine drohende Erschießung daraus, liebster Buchheim."

Der Schriftleiter, der sich mit dem Gedicht „An die Laterne!" einen Namen gemacht hatte, verneigte sich.

„Welches sind die zuverlässigsten und entschlossensten von den Garden?"

„Unzweifelhaft die von den Wieden", antwortete eine scharfe Stimme.

Der Antwortende, ein kleiner, etwas gebückter Mann, lächelte. Er trug eine mit dem deutschen Band verbrämte Studentensamtkappe, hielt die Augen beim Sprechen abgewendet und rieb sich fortwährend die Hände.

„Oh, Herr von Messenhausen, ich hatte nicht gesehen, daß Sie eintraten. So bürgen Sie für die Wiedener Garden?"

„Doktor Schilling ist nebenan; ich sprach ihn soeben. Er versichert, daß die Garden nur auf den Alarm warten."

„Und der demokratische Klub?"

„Ich komme aus der Versammlung, damit wir uns über seinen Anteil an den Ereignissen für morgen verständigen. Er ist bereit, jedem unberechtigten Schritt des Ministeriums mit den Waffen entgegenzutreten und den Beschlüssen des Reichstags Geltung zu verschaffen!"

Um den Mund der Gräfin zuckte ein kurzes, spöttisches Lächeln.

„Pannasch und Streffleur werden den Oberbefehl niederlegen; man rechnet auf Sie, Herr von Messenhausen!"

Der ehemalige Offizier vom Regiment Deutschmeister fuhr betroffen zurück; der Gedanke an die Rolle, die er in dem letzten Teil der Wiener Revolution zu spielen bestimmt war, überraschte ihn.

„Oh, gnädige Frau, ich mache keinen Anspruch auf solche Ehre! Doch sollte man mich —“

„Man wird Sie dazu wählen“, sagte schroff der Abgeordnete Löhner, der neben der Gräfin saß, ein Mitglied der radikalen Linken. „Man wird Sie dem Reichstag vorschlagen. Wenn die Wahl auch das erstemal bei dem Verwaltungsrat durchfällt — zum Henker, wofür haben Sie die Presse und den demokratischen Klub?“

„Ich stelle Ihnen die ‚Konstitution‘ zur Verfügung“, rief Niederhuber, „aber zuvor müssen die Stadtgarden von allen reaktionären Elementen gesäubert sein!“ Der Ungar Töltenyi verhiess, mit seinen Aufsätzen im ‚Radikalen‘ und ‚Freimütigen‘, die Arbeiterbevölkerung aufzurufen. Der künftige Oberbefehlshaber der Volksgarde wiegte sich in Träumen und sprach mit seiner Umgebung von neuen Plänen.

Die Gräfin legte ihre Hand auf die eines noch jungen Legionärs, der hinter ihrem Sessel stand. Seine schmalen Lippen preßten sich fest zusammen.

„Was haben Sie, Philipp?“

„Wenn Sie Schwachköpfen und eitlen Narren die wichtigsten Posten anvertrauen wollen“, sagte er barsch, „weshalb haben Sie mich hierher gerufen?“

„Tor! Sehen Sie denn nicht ein, daß wir den Bürgern gegenüber einen ehrlichen Phantasten brauchen werden? Sie werden den Befehl neben ihm — oder vielmehr allein führen! Er wird der Mann sein, der jedes Mißlingen, jeden Vorwurf tragen muß, ein willenloses Werkzeug in kräftiger Hand! — Geben Sie Zellineß einen Wink, daß er ihn in den ersten Salon führt; wir haben Wichtigeres zu tun!“

Philipp Jenner von Jenneberg tat, wie die Gräfin befohl. Um den Tisch sammelten sich jetzt die einzelnen Gruppen. Die Gräfin warf die Zigarre fort und richtete sich aus ihrer bequemen Stellung auf.

„Also lassen Sie uns die Forderungen noch einmal fest-

stellen. Zunächst: Änderung des Ministeriums. Bündnis auf Schutz und Trutz mit der vorläufigen Regierung in Pest.“

„Bessenberg und Latour mindestens müssen abdanken“, rief eine Stimme. „Kraus und Bach mögen bleiben!“

„Man wird sie dazu zwingen, wenn sie sich weigern!“

Die Gräfin achtete nicht auf die Reden und unterdrückte kaum ein verächtliches Lächeln.

„Das Bataillon Richter darf Wien nicht verlassen. Jede Ortsveränderung der Truppen unterliegt der Genehmigung der Reichsversammlung.“

„Einverstanden!“

„Die Militärposten werden eingezogen, die Zeughäuser geöffnet und der Bewachung der Vorstadtgarden übergeben; ebenso der Stephansturm!“

„Es ist Zeit, daß die Schwarzzgelben uns nicht länger Waffen und Artillerie vorenthalten!“

„Der Kaiser widerruft die Verordnung vom 3. Oktober. Der Ban erhält den Befehl, sich zurückzuziehen; jede Überschreitung der ungarischen Grenze durch das kroatische Heer entbindet die Bürger Wiens von allem Gehorsam und gibt ihnen das Recht zur Verteidigung ihrer Freiheit und Einsetzung einer neuen Regierung!“

„Nieder mit den Schwarzzgelben! Es lebe die Freiheit!“

„Der Reichstag“, schloß die Gräfin, „wird dauernd tagen und einen Sicherheitsausschuß ernennen. — Wer wird morgen den Antrag auf eine außerordentliche Sitzung der Versammlung stellen?“

Der Abgeordnete Löhner schlug auf den Tisch.

„Beim Teufel, ich!“

„Und wenn der Präsident sich weigert?“

„Smolka ist der unsre. Für die Einberufung ist gesorgt!“

Der Abgeordnete von Österreich-Schlesien, der Bauernbefreier Rudlich, warf ein Paket auf den Tisch; es waren die im voraus gedruckten Berufungen der Reichstagsmitglieder zu einer außerordentlichen Sitzung.

„Lazare bringt sichere Nachrichten. Sobald er kommt, wird er Ihnen den Rat unsrer jetzt noch im stillen tätigen Freunde vorlegen. Hier ist einstweilen das Geld zur Verteilung an die Arbeiter in den Vorstädten. Ziehen die Stadtgarden und das Militär willig ab, so genügt das; wenn nicht, wird jeder Posten mit Gewalt entwaffnet und von den Unsern besetzt. Um Mittag müssen wir Herren der Stadt sein!“

Eine Hand berührte den Arm der Gräfin.

Ihr alter, ungarischer Diener verneigte sich.

„Ist sich Mann da, Gnädigste!“ flüsterte er.

„Wer?“ fragte sie ebenso leise.

„Tiroler. Hat sich auch mitgebracht Hundekerl, den Slowak.“

Marthas Augen bligten.

„Ist der Feldwebel im roten Zimmer?“

Der Diener nickte.

„Maschka hat ihn geführt hinein!“

„Und die Fremden?“

„Teremtete! Ist sich ein echtes Ungarnherz, der edle Herr. Hat mir gegeben blanken Dukaten einen. Alle drei sitzen zusammen in Hinterzimmer, schwätzen von Vaterland!“

„Die drei Männer mit den roten Karten? Sind sie in deinem Zimmer und eingeschlossen?“

„Hei! Denken nicht dran, fortzugehn, solange sie haben guten Punsch. Ist sich schlecht Volk ... Junker Matthias wollt' sie nicht lassen herauf, wenn ich nicht wär' gekommen zu.“

„Der Bursche fängt an zu denken und lästig zu werden. Bring Wein hierher; aber nicht mehr in den vordern Saal. Sobald der Doktor kommt, soll Maschka mich rufen.“

Sie wandte sich an einen Vertrauten.

„Sorgen Sie dafür, daß unsre Freunde da drinnen ihre Weisungen erhalten und sich entfernen, um die Forderung-

gen zu verbreiten. Sie selber bleiben hier. In einer halben Stunde höchstens werde ich alle Nachrichten haben, die uns nötig sind; dann können wir unsre letzten Maßregeln treffen."

Sie warf einen schnellen wohlgefälligen Blick in den Spiegel, ordnete mit leichter Handbewegung das Haar und trat durch die nächste Thür auf den Flur. Am Ende, hinter einem Vorraum, nach dem Platz hinaus, lag das rote Zimmer.

Einen Augenblick blieb sie vor der Thür stehen. Ein altes Weib mit tiefen, scharfen Zügen in ungarischer Tracht saß davor.

"Gib acht, Maschka, daß uns niemand stört. Wenn ich etwas brauche, werd' ich klingeln!"

"Gut, Goldkind. Kannst dich auf deine Milchmutter verlassen. wirst Glück haben, Herzchen. Blanker Bursch ist ganz wild, dich zu sehen. Hat zehnmal gefragt, wo schöne Gräfin ist!"

Eine leichte Röte überzog Marthas Gesicht. Sie nickte der Alten zu; dann öffnete sie rasch und schlug die Vorhänge von schwerem, rotem Samt zurück.

Gedämpft durch das milde Licht einer Ampel von weißem Glas, legte sich ein rötlicher Schimmer auf die Augen.

Die Wände waren mit dunklem Rot ausgeschlagen. Das Zimmer hatte noch einen zweiten Ausgang zum Bade- und Schlafzimmer der Gräfin; auch Fenster- und Thürvorhänge waren rot — die Einrichtung von Ebenholz, mit dunklem, feinem Marokkoleder überzogen, bestand in einigen Sesseln und niederen Hockern, einem Tisch und einem breiten und bequemen Diwan an jeder Wand.

Ein starker, fast betäubender Geruch von Vanillewasser erfüllte die Luft.

In zwei freien Ecken des mit schweren Goldleisten abgesetzten Gemachs erhoben sich auf schwarzen Steinsäulen weiße Marmorbilder von halber Lebensgröße, die Mediceische Venus und ein Bacchus. An den Wänden hingen

kostbare Gemälde, Leda mit dem Schwan, Jupiter und Io, ein Rubens, und ein feckes Werk der neueren italienischen Schule: badende Männer und Frauen. Das mittlere Bild auf der großen Wand war eine meisterhafte Nachbildung der berühmten Schöpfung im Museo Bourbonico zu Neapel: Der Stier und das Weib.

An der Seite jedes Diwans stand ein kleiner dunkler Marmortisch mit einer silbernen Glocke und Bildermappen; berückigte Kunstblätter, französische Lasterwerke und die Kupferstiche Giulio Romanos. Die dritte Ecke enthielt ein Waschbecken von dunklem, goldgeadertem spanischen Marmor mit prächtigem silbernen Zubehör, die vierte den Kamin, über dem eine Sammlung von Zigarrenkästen und Pfeifen stand und hing — der Tschibuk und das Nargileh des Türken, der dicke Meerschäumkopf des deutschen Studenten, die einfache Gipspfeife des Holländers, die kleine Rabardinerpfeife bis zum Rohr, durch das der Asiate den betäubenden Rauch des Opiums einschluckt.

Auf dem Sims an einem der Diwane lag ein Paar silberausgelegter Pistolen; die kleine Scheibe von weichem Holz an der Marmorbrüstung des Kamins zeigte die tägliche Übung. Ein ungarischer Schmuckfäbel hing an der Seite des großen Spiegels, der den ganzen Zwischenpfeiler der jetzt verhängten Fenster einnahm und das reiche Bild des Gemaches zurückwarf. Zwischen zwei silbernen Leuchtern deckte ein Damasttuch den Tisch, darauf lockten in silbernen Schalen scharfes, orientalisches Naschwerk und zwei Karaffen mit schwerem roten und weißen Ungarwein.

Gräfin Martha trat ein. Franz Stockhammer saß, den Rücken ihr zugekehrt, befangen auf der Kante eines Lehnstuhls. Vor ihm lag eine der verwirrenden Kunstmappen aufgeschlagen. Aber seine Augen irrten unstät über die Blätter hinaus ins Weite; er war so tief in seine Gedanken versunken, daß er selbst den Eintritt der Gräfin nicht bemerkte.

Sie schlich sich hinter ihn, legte ihre nackten Arme um seinen Hals, drückte seinen Kopf zurück und preßte einen langen, glühenden Kuß auf seinen Mund.

„Endlich, Franz! Wie lange warst du nicht bei mir! — Schäm dich, daß ich erst nach dir schicken muß, wenn ich dich wiedersehen will!“

Franz Stockhammer stotterte verlegen eine lahme Entschuldigung. Er schlug die Augen scheu nieder; flammende Röthe färbte ihm Stirn und Wangen. Seine breite Brust atmete schwer; seine Hände zitterten.

„Was ist dir? Bist du mir böse?“

Der Feldwebel hob rasch den Kopf. Zähes Erschrecken und tolle Sehnsucht glühten aus seinen Augen.

„Wia hätt' i a Recht, bös z' sein?“

Die Gräfin strich ihm lachend das braune Haar von der Stirn und küßte sie.

„Armer Franz! Brauchst du nicht deinen Mund bloß aufzutun, um so viel Geld zu haben, wie du willst?“

„Ich mag's nit; ich mag ka Gold! Dös is a schlechter Kerl, der von“ — er wollte sagen: seinem Lieb, aber er verschluckte das Wort — „von einer Dam' Geld nimmt!“

„Du meinst, Franz, du willst Besseres als Gold?“ Ihre Hand glitt über sein Gesicht. „Komm hierher! Es plaudert sich süßer, wenn du bei mir sitzt.“

Sie zog ihn halb mit Gewalt zum großen, breiten Diwan und schenkte von dem feurigen Ungarwein in die schalenartigen Gläser. Das eine berührte sie mit den Lippen und reichte es ihm.

Franz Stockhammer setzte den Mund an die gleiche Stelle und leerte das Glas, die Augen flammend auf Gräfin Martha gerichtet, in raschem Zug.

„So ist's recht, Franz, so gefällst du mir! Hübsch gehorsam; du sollst auch belohnt werden.“

Sie schenkte wieder ein und legte die Hand kosend auf die seine.

„Es war schlimm, daß du nicht selber kamst; ich höre, die Grenadiere Richter sollen morgen gegen mein Vaterland marschieren? Ist das wahr?“

„Ja!“

„Und wann erfolgt der Ausmarsch?“

Er zuckte zusammen.

„'s woß halt niemand nit!“

Mit einer unmerklichen Bewegung lockerte sie den Gürtel ihres Gewandes. Der kleine Dolch fiel zu Boden. Sie bückte sich danach; das Brokatkleid öffnete sich leicht.

Franz Stockhammer sah die betörenden Linien ihrer rosigen Brust. Schwer atmend wandte er den Kopf und senkte die Lider.

„Du lügst, Franz! Wann marschieren die Grenadiere?“

„Um sechs Uhr!“

Der große, starke Soldat zitterte wie ein Kind.

„Und welchen Weg nehmen sie?“

„An den Linien entlang — zur Laborbrücken. Sie sollen nit durch die Wieden!“

„Siehst du wohl, daß du es weißt! — Trink, Franz!“

Sie reichte ihm abermals ein volles Glas.

Hastig stürzte er es hinunter.

„Aber 's ist halt streng Geheimnis!“

„Seit wann hast du Geheimnisse vor mir? Vor deiner besten Freundin? — Du gehst doch nicht mit?“

„Na — noch nit!“

„Franz, und eine solche Nachricht bringst du mir erst jetzt? — Du verdienst nicht mehr, daß ich dich noch liebe, Franz!“

Aber sie strafte ihn nicht. Sie legte seine fiebernde Hand auf ihr Herz, daß er das Pochen ihres Blutes durch das volle Fleisch spürte.

„Fühl doch nur, wie es hier für dich klopft!... Wie kommt es, daß du hierbleiben darfst?“

„Ich bin kommandiert zum Grafen Auersperg, wenn er ausrücken wird.“

„Ausrücken? — Der General steht ja in Wien — wohin soll er denn?“

Ihre Augen funkelten. Sie rückte dicht zu ihm und kreuzte ihren Fuß über den seinen.

Noch einmal machte Franz eine Anstrengung, sich ihrem Zauber zu entziehen, der ihm allen Widerstand zu lähmen begann.

„Ich darf nit; o bitt' schön, fragen S' mi nit!“

„Pfui, Franz!“

Sie bedeckte sein Gesicht mit heißen Küssen; sie zog seinen Arm um ihre Hüfte, und kaum fühlte er ihre Weichheit, ihre Wärme, drückte er sie wie toll an sich.

Die Augen der Gräfin begannen in wildem Feuer zu funkeln. Tief drang ihr Blick in ihn hinein. Ihre Nüstern bebten, als verginge sie gleich ihm in dem roten Rausch der Sehnsucht, in dem tollen Begehren zwischen Mann und Weib, in dem qualvoll peitschenden Verlangen der Wollust, der unbarmherzigen Tyrannin aller Geschöpfe, Verächterin aller Vernunft in der hoheitsvollen Maske der echten Liebe — und dennoch verlor sie keine Sekunde die Herrschaft über ihre Sinne und ihren Körper.

„Was will Graf Auersperg? Was soll er?“

„Man traut halt den Wienern nit; es ist so a Sakravoll jetzt. Wenn's nit gehorchen wollen, soll 's ganze Militär die Stadt verlassen und an Bivak beziehen.“

„Wo?“

„Im Belvedere und am Schwarzenbergischen Gartel, bis die Kroaten kommen und...“

„Was — und?“

Sie saß auf seinem Schoß. Ihre Lippen spielten mit seinem Ohrläppchen.

„Der Fürst von Prag — der Windischgrätz“, stöhnte Franz.

Sie schnellte wie eine Feder hoch.

„Also ein Anschlag auf das Volk! Man will die Stadt einschließen! — Woher weißt du das? Nein, das kann nicht wahr sein! — Mensch, so rede doch!“

„Ich red' mi um mein' Kopf!“

Sie richtete sich vor ihm auf, wie der Panther zum Sprung, bereit, sich auf ihn zu stürzen und ihn mit ihren Liebkosungen zu ersticken. Wie selbstvergessen in ihrer Erregung ließ sie den gelösten Gürtel fallen und zog das Gewand mit den Fingerspitzen zur Seite.

„Du lügst, Franz!“

„Ich lüg' nit! — Ich schreib' die Depeschen, die Berichte nach Schönbrunn; ich bring' sie all' Abend nach der Wache am Schottentor —“

„Die Papiere von heut — wo hast du sie?“

Franz Stockhammers Hände zuckten. Heiß und toll schoß ihm das Blut durch die Adern und kreiste rot in seinen Augen. Mit trockener Kehle versuchte er zu sprechen.

„Ich — ich kann nit —“

„Franz!“

„Mei Ehr' —“

„Ehre? — Ist die Ehre dort, wo die Freiheit verraten wird? — Wo man gegen meine Schwestern und Brüder marschirt? Oh, Franz, liebst du mich nicht mehr? Sprichst du von Tyrannenehre, da es deine Herzens Ehre gilt?“

Mit einem Sprung war sie wieder auf seinem Schoß, ihr Kleid glitt dabei von den Schultern und sank über die Hüften. Sie achtete es nicht. Das hauchdünne Achselband des Hemdes zerriß — sie machte keinen Versuch, ihre Nacktheit zu decken; wie gebannt hingen ihre Blicke an seinem Mund.

Franz Stockhammer zuckte zusammen. Seine Augen drangen fast aus den Höhlen; seine Finger spreizten sich zitternd nach ihrem Nacken, nach ihrer Brust.

„Du!“

Es war nur noch ein heiseres Achzen.

Wie mit Pranken packte er dann ihre Arme und vergrub sein glühendes Gesicht erschauernd an ihrer Brust.

Zärtlich streichelte sie ihm über den Nacken.

„Bist ja mein süßer Bub! — Ja, nimm, nimm! — So, nun werd' vernünftig — ich bleib' ja bei dir. — Aber sagen mußt du mir, wo die Depeschen sind. — Wo hast du sie?“

„In der Diensttasch'! — Szabo, die Ordonnanz, hat sie!“

Mit einem überlegenen Lächeln schaute sie auf seinen wirren Schopf herab. Sie wußte, sie durfte ihn jetzt nicht mehr aus den Armen, nicht zur Besinnung kommen lassen. Mit der Rechten preßte sie den Kopf an ihre Brust. Die Linke streckte sie nach der Klingel.

Geräuschlos wie ein Schatten, hob Maschka die Vorhänge. Ihr faltiges Gesicht grinste herein.

„Was befehlst du, Goldkind?“

„Führ' den Slowaken herauf“, befahl sie halblaut in ungarischer Sprache, „und zu den drei Männern hinten in Maroschs Zimmer; er mag Bekanntschaft mit ihnen machen. Seine Diensttasche bringst du hierher — sein Feldwebel befiehlt's!“

Die Alte verschwand.

Martha bog den Kopf Franz Stockhammers rückwärts auf den Diwan und preßte ihre Lippen in endlosem Kuß auf seinen Mund.

Der Vorhang an der Tür hob sich; der leichte Schritt der Alten kam und ging — die beiden vernahmen nichts als das schwere Pochen ihrer Herzen Brust an Brust.

Zu einem schmalen Spalt hob Gräfin Martha Lörkhöony die langen Wimpern — Triumph huschte über ihre Mienen: da lag die Tasche an ihren Knien, die lederne Mappe, die ihr morgen ganz Wien in die Hand gab.

Ihre Lippen bedeckten seine Augen.

„Wie du glühst, Franz! — Fort mit diesem Landsknechtsrock! Das sind die Farben der Tyrannen, die mein Vaterland zerfleischen! — Dir, dir, dem stolzen, freien Mann will ich mich schenken, aber nicht einem Söldner und Henkersknecht! — Wie dein Herz schlägt!“

Sie sprang auf.

Halb betäubt richtete er sich hoch und griff mit beiden Händen nach ihr, um sie wieder an sich zu ziehen.

Da sah er die Diensttasche in ihrer Hand, und den Schlüssel, den er immer im Rock getragen, im geöffneten Schloß.

„Herrgott! — I derf nit! Es soll nit g'schehn!“

Mit einer wilden Bewegung riß sie ihr Kleid vollends herunter. Wie das unvergleichliche Kunstwerk eines griechischen Meisters in parischem Marmor, lebend geworden unter dem Hauch eines Gottes, so stand sie vor ihm.

„Franz!“ bettelte sie und hob ihm die Arme entgegen. „Franz, hier bin ich!“

Seine Hand ließ die Tasche fahren. Sie fiel zu Boden und streute noch im Fallen die Papiere, die sie barg, über den Teppich vor die Füße der Frau wie einen Siegespreis.

Berauscht, betäubt von seiner Leidenschaft, sank Franz Stockhammer auf den Diwan zurück; seine Hände umtasteten sie. Gräfin Martha zog die Tasche auf ihren Schoß und schüttete auch die übrigen Papiere auf den Tisch.

Franz Stockhammer achtete nicht mehr auf ihr Tun, das ihm Leben und Ehre kosten mußte. Seine Finger spielten mit ihren gelösten Haaren, streichelten über ihre weiche Haut; seine Lippen glitten zärtlich über ihre Arme.

„Na — i ertrag's nit mehr, daß i Sie mit dem Doktor schau — oder dem Bleichg'sicht, dem Student. I schlag' sie noch beide tot!“

„Eifersüchtig, du?“ lachte sie, indes ihre Augen über die Papiere liefen. „Hast du nicht alles, was du begehrst? Bin ich nicht dein? ... Weisungen vom Oberbefehlshaber. Woher kommst du, Franz?“

„Vom General. Ich hob' den Bericht bracht und halt die letzten Befehle gholt!“

„Franz, du bist ein Engel!“ Sie warf sich abermals über ihn und küßte ihn stürmisch. „Dieser Befehl darf auf keinen Fall in die Hände des Majors!“

„Aber, nachher komm' i vors Kriegsgericht!“

„Unsinn! — Du bist unter meinem Schutz! Morgen steht die Welt sowieso auf dem Kopf. Im schlimmsten Fall haben dich die Legionäre angehalten und haben dir die Papiere mit Gewalt abgenommen! ... Ich kaufe dir die Papiere ab ...“

Heiß und flüsternd beugte sie sich zu ihm ...

„Nachher, Franz, nachher!“

Sie riß, indes sie ihn küßte, das Schreiben auf.

„Befehl, eine Stunde später auszumarschieren — und die Ankunft des Regiments Nassau-Infanterie und Mengens-Kürassiere abzuwarten! — Die veränderte Marschrichtung durch die Straßen — ausgezeichnet!“

Er hob abwehrend die Hände, aber ihre wilden Liebkosungen erstickten jeden Widerspruch. Seine Augen flackerten; nur den Leib der begehrten Frau sah er ...

Unter seinen Küssen und schmerzenden Liebkosungen riß sie den Umschlag von einem versiegelten Päckchen.

„Briefe an den Banus! — Also dahin die Grenadiere! Von Auersperg — von dem Minister! — Verräter! — Du sollst als Feind Ungarns sterben wie ein Hund! — Befehl, den Marsch zu beschleunigen ... die Aufständischen anzugreifen — Unterhandlungen mit Preußen — Windischgrätz von Prag! — Fluch über die tschechischen Verräter! — Ernennung General Bechtolds zum Befehlshaber der Volksgarde —“

Sie stieß den Liebesstammelnden zurück und bückte sich nach ihren Kleidern auf dem Teppich.

„Du gehst? — Du verläßt mi? Bleib — bleib —“

„Eine Stunde nur laß mir zum Handeln!“ stieß sie durch die Zähne. „Dann bin ich dein!“

Sie raffte die Briefe zusammen und wandte sich zur Tür. Jäh fuhr sie mit einem Schrei zurück. Die Papiere entfielen ihrer Hand.

„Wer wagt es —“

Hochaufgerichtet stand im Eingang des Gemachs der alte Haspinger, hinter ihm bleich, aber entschlossen Matthias, der Student.

In der Aufregung über die wichtigen Papiere — und bis zum äußersten angespannt von ihrem Kampf gegen das letzte Pflichtbewußtsein Franz Stockhammers, hatte Gräfin Martha den kurzen Streit vor der Tür und den Widerstand ihrer alten Milchmutter überhört.

Von Zorn fast erstickt, ballte Martha die Fäuste — ihre Augen funkelten gereizt gleich denen einer aufgeschreckten Tigerin.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie? Hinaus!“

„Mit ohne den da!“

Der Finger des Alten wies auf Franz. Totenbleich taumelte Franz Stockhammer auf und stierte nach der unerwarteten Erscheinung wie auf ein Gespenst.

Der alte Haspinger trat vor bis an den Tisch, gerade aufgerichtet trotz seinen weißen Haaren, das faltenreiche Gesicht von Scham und Zorn tiefrot. Seltsam war in diesem Augenblick die Ähnlichkeit zwischen ihm und seinem Enkel, der zitternd, wie ein ertappter Verbrecher, vor ihm stand...

„So also steht's mit dir, Franz“, sagte tonlos der Alte. „Das Diandl, die Mandl — ist herkommen mit mir altem Mann — aber du hast die Treu' brochen. Du bist a ehrliches Madl nit mehr wert.“

Die Knie versagten dem Feldwebel. Er stützte sich auf den Tisch. Aber er gab keine Antwort ... seine Glieder flogen wie im Fieber.

Des alten Haspingers fallenscharfe Augen fielen auf die Briefftasche. Er konnte nicht lesen; aber die großen Dienstsiegel, der doppelköpfige Adler auf der Tasche überzeugten ihn, daß der Jörgi, sein Schwager, sich nicht geirrt.

Wie ein Schlag traf den Alten die Wahrheit. Er wankte — aber er stand. Seine Augen bohrten sich tief in die des Enkels.

„Franz — du bist a Verräter worden! — Dös ist des Kaisers Eigentum!“

Dicke Tropfen kalten Schweißes rannen von Franz Stockhammers Stirn. Er öffnete den Mund — er schloß ihn wieder. Kein Ton kam aus seiner Kehle.

„Franz, mei Sohn! Lüag nit — bei deiner Mutter selig — lüag nit!“

Wortlos schlug Franz die Hände vors Gesicht.

Jetzt entfärbte sich Haspingers Gesicht. Langsam wich er von dem Enkel zurück wie vor einem Ausfägigen.

„Fluch über dich und dein Andenken! Du hast mein Namen g'schändet und entehrt! Hinwerden sollst du wie a räudiger Hund!“

Er griff nach den Briefen; die Gräfin entriß sie ihm.

„Die Papiere bleiben hier! Was wollt ihr damit?“ fauchte sie ihn an.

„Dem Kaiser geben, was des Kaisers ist — wie ich dem Teufel gab, was des Teufels ist!“

Er wies drohend auf Franz.

„Zurück, Edelfrau! Schamst di nit, daß du dem Dalk da Seel' und Leib verdorben hast — und dem armen Madl drunten 's Elend tan — willst du no den Haspinger an seiner Pflicht hindern?“

„Alter Narr, Ihr verratet Euern Enkel selber!“

„Besser tot, als ohne Ehr' und a falscher Ruech an Gott und dem Kaiser!“

Sie sperrte ihm den Weg und rief um Hilfe.

Reuchend rang sie mit ihm um die Papiere. Ihre Augen suchten nach einer Waffe — ihr Dolch lag auf der Erde. Sie raffte ihn auf und zückte ihn drohend gegen den alten Mann.

Ruhig bot er ihr die Brust.

„Stoß zua! Hast mir's Herz aus der Brust gnommen, kannst mir a 's Leben nehmen!“

Sie wich zurück.

„Haltet ihn auf!“ kreischte sie. „Er darf nicht fort! Er kann alles verderben!“

Drei Männer drängten herein: Doktor Lazare, der ungarische Kammerdiener und ein Fremder; aus dem Gang nach dem Hintergebäude lugten einige Galgengesichter — dazwischen, halb versteckt, das des Slowaken Szabo Polko.

Haspinger trat ruhig auf die Männergruppe zu.

„Sakra! Nachts Platz, ös Stadtherren! Wer mi holtet, tuat's auf sei G'fahr!“

Der ehrwürdigen, drohenden Gestalt, den festen, ernstesten Augen gaben sie unwillkürlich den Weg frei.

Die Gräfin, nur noch ein Papier in der Hand, eilte auf den Doktor zu und faßte ihn heftig beim Arm.

„Ihm nach, Ferdinand! Entreißt ihm die Papiere; er darf das Haus nicht verlassen!“

„Was ist's? Was gibt's, Gräfin?“

„Briefe an Zellachich! Geschwind, ehe es zu spät ist — sie sind unbezahlbar!“

Lazare wandte sich rasch ab und winkte den Männern im Gang. „Vorwärts!“

Aber schneller als er war der Verlorene und Verfluchte: Franz Stockhammer.

Der Anblick des verhassten Nebenbuhlers gab ihm Kraft und Bewegung wieder. Hohlwangig, leichenhaft, mit irr-

sinnigen Augen, stand er auf dem Gang, ehe man auf ihn geachtet — seinen Säbel in der Hand.

„Wer den Nönl anrührt, ist a Kind des Todes! Bin i verflucht, hat der Nönl recht tan! Roaner soll ihm a Haar krümmen!“

Die blanke Waffe in der Faust, den Soldatenrock noch über dem Arm, schritt er, die Todesdrohung gegen jeden in dem zerwühlten Gesicht, der einen Versuch machte, ihn aufzuhalten, hinter dem Greis her. Haspinger achtete seiner nicht. Er tappte den Gang entlang, die Treppe hinab. Im Hausflur klopfte er an die Tür des Schwagers.

„Komm heraus, Mandl.“

Wie ein Blitz war sie aus der Tür.

„Was ist's, Nönl? Wo ist der Franz?“

„Verloren für di! Für uns! Gott sei ihm gnädig — komm!“

Er zog sie mit sich fort.

Der dicke Hausmeister wollte ihn halten.

„Wohin, Schwager? Was willst draußen in der Nacht?“

„Werst's erfahren, Jörgi, morgen! Kann nit bleiben. Um ganz Tirol nit!“

Er war schon draußen. Erschüttert von der Plötzlichkeit des Aufbruchs starrte Döllinger ihm nach. Er sah auch nicht die geisterhafte Gestalt mit den stieren Augen, die an ihm vorbeiglitte ... hinter Haspinger und Mandl her.

Als Doktor Lazare von den Papieren hörte, griff er nach der Brusttasche und zog das Terzerol halb hervor; aber die Gräfin hatte sich schon wieder gefaßt und zog ihn zurück.

Erschöpft warf sie sich auf einen Sessel.

„Laßt ihn! Ich weiß genug und habe hier noch einen Teil! Es würde nur unnützen Lärm machen. Einen Augenblick nur! — Treib die Leute in deine Stube zurück, Marosch. Und Sie, Ferdinand, schnell einstweilen in den Salon,

zu unsern Freunden, damit sie nicht unruhig werden. Wenn wir Sie brauchen, rufe ich Sie. — Einstweilen hab' ich mit dem da zu sprechen!"

Ihr kalter, harter Blick faßte den jungen Studenten. Matthias stand noch immer blaß, aber entschlossen auf seinem Platz am Eingang.

Doktor Lazare sah mit verächtlichem, zwinkerndem Blick auf ihn, zuckte die Achseln und schritt an ihm vorüber nach den Vorderzimmern.

„Komm hierher!“ fuhr die Gräfin ihn an. „Mascha, schließ die Thür!“

Matthias trat zu ihr und schlug die Augen zu Boden. Röthe und Blässe wechselten in seinem Gesicht.

„Wie konntest du den Fremden hier einlassen, Mascha? Du solltest doch Wache halten!“

„Ich tat's, Goldkind!“ jammerte die Alte. „Tat ich's nicht? Hätt' ich mir eher die Hand abhackt meinigte, als Gräfin zu stören! War dieser hier — stieß mich mit Gewalt fort; weigerte ich Eingang — öffnete er Thür diesel!“

Gräfin Martha richtete die funkelnden Augen auf den jungen Studenten.

„War's so?“

Nur leise bewegten sich seine Lippen.

„Ja.“

„Wer ist der alte Mann?“

„Der Großvater des Feldwebels Stockhammer.“

„Woher kennst du ihn?“

„Er kam vorhin zu seinem Schwager, dem Hausmeister, von Tirol her — mit einem jungen Mädchen, der Braut des Feldwebels. Er hatte von seinem Enkel Schlimmes gehört.“

Sein Blick hob sich und begegnete dem spöttischen Lächeln der Gräfin.

„Wie kam der alte Narr hier herauf? Du kanntest das Verbot!“

„Er wollte den Feldwebel sprechen; der Hausmeister hatte ihm gesagt, daß er oben bei Ihnen sei!“

„Und du?“

„Ich führte ihn hierher!“

„Nimm dich in acht, Matthias! — Du wirst störrisch! Eifersucht, was? Du bist mein Geschöpf — und hast kein Recht, eifersüchtig zu sein!“

„Ich bin nicht eifersüchtig!“

Gräfin Martha machte eine schnelle, überraschte Bewegung.

„Wie? Nicht eifersüchtig? — Das hätte ich dir vergeben können! Weshalb also führtest du dann den Mann hierher? — Antwort!“

„Es ist genug, wenn einer mit Leib und Seele verlorengeht; vielleicht konnte er den andern noch retten!“

„Wurm! Elender, erbärmlicher Wurm! Ich zertrete dich, wenn mir's beliebt!“

Sie sprang auf und fegte vor ihn hin wie eine Furie.

„Wagst du es, mir zu trotzen? Du, mein Spielzeug, mein Sklave, gekauft — nicht besser als das Kissen in meinem Bett? Meine Laune ist längst an dir satt — nur mein Mitleid hält dich!“

Ein dumpfes Stöhnen drang durch seine zusammengebißnen Zähne.

„Hinaus mit dir!“ schrie Martha ihn aufgebracht an. „Lauf dem alten Toren nach! Sieh, wo er bleibt und was er treibt! Morgen red' ich weiter mit dir!“

Matthias rührte sich nicht. Mit trotzig geballten Händen stand er vor ihr.

„Nun? Was soll das?“

„Ich bin kein Spürhund!“

„So steht es! — Undankbarer! Hinaus mit dir! — Noch in dieser Stunde — in diesem Augenblick verläßt du mein Haus! Ich werf' dich auf die Gasse, du Hund — schlechter als ein Hund! Du sollst umkommen im Schmutz

deiner Geburt! Hinaus mit dir, Slowak! Und wag' es nie wieder, diese Schwelle zu überschreiten!"

Aug in Auge standen sie voreinander, die Gräfin vorgebeugt, fleuchend; Matthias mit gesenkten Mundwinkeln, voller Trauer und Scham.

„Gott mag mir vergeben — und Ihnen, was Sie an mir tun! Ich wollt', ich könnt' die Schmach zurücklassen, wie alles, was Sie mir gaben!"

Er wandte sich und ging.

Sie eilte ihm bis zur Schwelle nach und schüttelte die Hand hinter ihm.

„Slowakenhund! Sohn eines Hundes und einer Hündin! Fort mit dir! Mögest du verfaulen am Weg!"

Ihre Stimme war heiser vor niedrigster Wut. Sie faßte den Dolch und stieß ihn zwei, dreimal in die weichen Polster.

Das schien ihr gut zu tun und ihr Herz zu erleichtern; ein tiefes Stöhnen, ein Lachen fast, quoll aus ihrer Brust.

Dann stierte sie die Amme an, die jeden Zug ihres Wesens kannte. Sie war bei ihr geblieben und bemühte sich, ihr Haar in Ordnung zu bringen.

„Du bist mir treu — du allein, Maschka, ich weiß es!" murmelte sie. „Wehe dir, wenn auch du mich täuschen wolltest!"

„Goldkind, Herz aus dem Leib meinigten ließ ich mir reißen! Du sollst ein ander junges Blut haben — schöner als der Franz, schöner als Slowak elendiger."

Langsam faßte sich die Gräfin.

„Gut, gut! Ich denke jetzt an andre Dinge. Warte hier, bis ich zurücklehre; ich habe noch Aufträge für dich. Laß es den Männern drinnen nicht an Wein fehlen."

Sie raffte die erbeuteten Papiere zusammen und warf einen flüchtigen Blick in den Wandspiegel. Ihre Kleidung war schnell vollendet; mit einer Nadel steckte sie das zerrissene Achselband fest. Dann drückte sie an der Seiten-

wand auf eine verborgene Feder; ein kleines dunkles Gemach, nicht viel größer als ein Schrank, öffnete sich; hinter der Rückwand hörte man Stimmen im Gespräch — die Gräfin schloß die Tapetentür und trat durch die gegenüberliegende in den anstoßenden Raum.

Die Amme Maschka blieb allein zurück im roten Zimmer und setzte sich naschhaft zu den Erfrischungen, die auf dem Tisch zurückgeblieben waren.

Der geheime Führer

Gewandt wie ein Wiesel schlüpfte Doktor Lazare durch die Gruppen des Gesellschaftszimmers. Für jeden hatte er passende, scherzende oder hegende Bemerkungen.

Im zweiten Zimmer begrüßte er vertraulich Messenbauer, Fenneberg und die Mitglieder der Linken des Reichstags. Er nahm an dem Tisch der Gräfin Platz, goß sich ein Glas Wein ein, prüfte es mit Kennermiene und berichtete, von den Verbündeten umringt, mit spöttischem Lachen von seiner Verhaftung in der Gumpendorfer Schenke und seiner Befreiung.

„Das Volk ist begeistert!“ sagte er. „Die Straße ist überflutet, der Bau der Barrikaden angeordnet, die Grenadiere sind vorbereitet; sie werden sich bei der ersten Gelegenheit mit dem Volk vereinigen. In jeder Minute kann der Kampf beginnen, sobald die Losung ausgegeben ist. Die Gräfin ist eben dabei, die letzten nötigen Nachrichten einzuziehen; solange müssen wir zusammenbleiben!“

„Sie sprachen schon Ihre Gnaden?“

„Die Bürgerin Lörkhöny? Ja. Am Bahnhof. Sie erwartete mich dort, um mich von dem Geschehenen zu unterrichten und die Nachrichten aus Pest in Empfang zu nehmen!“

„Ah, Nachrichten aus Pest!“

„Wird man uns auch nicht im Stich lassen?“

„Ich bringe volle Bürgschaften. Das ganze Volk in Waffen! Die besten Männer stehen an der Spitze — sie werden auch hier nicht fehlen, sobald Wien nur gezeigt hat, daß es sich aus den Fesseln des Rückschritts befreit. Der

Verräter Sellachich ist in allen Gefechten geschlagen. Man erwartet in den nächsten Tagen eine Hauptschlacht. Der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein."

"Und Kecssey?"

"Er mag es nicht wagen, sich in Pest blicken zu lassen! Oder es wird ihm gehen wie Lamberg!"

"Eilen für Kossuth und die Ungarn!" rief Fenneberg. "Wissen Sie Ausführliches, Doktor, über den Tod des Verräters?"

Ein grausames Lächeln zuckte um die Lippen Lazares.

"Ich weiß es aus dem Mund der Beteiligten; ich sah es auch zum Theil mit eigenen Augen."

"Erzähle, Bürger Lazare! Erzähle!"

Die Männer drängten sich um ihn.

Lazare nickte ihnen zu und trank sein Glas in einem Zug aus.

"Ein feiner Tropfen, wirklich, ein feiner Tropfen! — Sie kennen den Beschluß des Repräsentantenhauses von der Nacht des 27. Septembers: die Ernennung des königlichen Kommissars, Grafen Lamberg, als ungesetzlich und ungültig anzusehen und jeden als Hochverräter zu hängen, der ferner den Befehlen des Kaisers Folge leisten würde."

"Ja!"

"Weiter!"

"Am Morgen des 28. September war der Beschluß an allen Ecken Pests angeschlagen — versteht sich, in magyarischer Sprache!"

"In magyarischer allein?" fragte einer. "Ich denke, es leben in Ofenpest siebzigtausend Österreicher."

Lazare lachte auf.

"Dann mögen sie Ungarisch lernen, wenn sie in Ungarn leben! — Die Aufregung war größer als in den Märztagen. Niemand dachte an Arbeit oder Geschäft. Die Straßen wogten von Menschen. Die Magyaren schrien, der Kommissar müsse gehängt werden, sobald er einträfe; sie

bearbeiteten das Volk. Ich habe immer gehört, daß die ungarische Sprache reich an Verwünschungen und Schimpfworten sei; aber ich bekam Achtung vor diesem Reichtum, als ich hörte, wie sie ihren sogenannten König damit beschenkten! Sie brauchten keinen König, brüllten sie, und wenn sie einen haben wollten, würden sie Kossuth dazu wählen! — Eljen Kossuth, meine Herren!“

„Eljen!“

Alle leerten die Gläser.

„Aber die Behörden? — Was taten die Behörden?“

„Nah, liebster Messenhauser! Sie können sich immer noch nicht genug von dem Zopf losmachen! Wer fragt in solchem Augenblick nach Behörden? Zumal, wenn diese sogenannten Behörden selber nichts Besseres wünschen, als dem Volk seinen Spaß nicht zu verderben? Die Freiheit loderte! Die Nachricht einer Stafette, die Schlacht bei Stuhlweißenburg gegen die Kroaten dauere seit drei Uhr morgens an, und um sieben Uhr sei schon der linke Flügel des Banus vernichtet gewesen, goß Öl ins Feuer. Das Volk war außer sich auf den Straßen! Ich habe nie eine solche Erregung der Massen gesehen, selbst nicht in den Februar-tagen in der Faubourg St. Antoine. Hui! Ein prächtiges Volk, diese Magyaren! Glühende Frauen, glühender Wein, glühende Köpfe! Eljen!“

„Eljen!“

Er leerte das Glas; der schwere ungarische Wein veränderte seine Blässe nicht im geringsten.

„Um ein Uhr“, fuhr Lazare lebhaft fort, „wollte ich nach dem Bloßberg. Man behauptete, man könne von dort den Donner der Kanonen hören. An der Wache der Donaubrücke stürzten atemlos zwei wackere Magyaren an mir vorüber und verlangten einen Trommler zum Lärmschlagen; Lamberg sei in Ofen, im Gebäude des General-Kommandos bei Feldmarschalleutnant Hrabowsky; man müsse ihn fangen und aufknüpfen. Ich nahm dem Tromm-

ler der Brückenwache die Trommel ab und gab sie einem rußigen Burschen aus einer Schmiedewerkstätte. Er schlug darauf los, als hätte er den Amboß vor sich — das Kalbfell zersprang; so zogen wir vor das Gebäude. Ein Wachtposten der Volksgarde sagte aus, vor einer halben Stunde sei der königliche Kommissar angekommen und bei Hrabowsky abgestiegen. Jetzt hatten wir ihn!"

Die glasigen Augen des Erzählers nahmen ein seltsames, unheimliches Leuchten an. Keiner der Umstehenden unterbrach ihn mehr; er schenkte zweimal sein Glas voll und trank es aus.

„Freiheit!“ rief er halblaut, heiser. „Alle, Kopf an Kopf, Tausende, brüllten, daß die Fensterscheiben klirrten. Heulend stürzte die Menge in das Gebäude. Voran ein Arbeitssoldat der akademischen Legion, ein Bethar aus den Theißsümpfen. Jedesmal sprengte sein dritter oder vierter Hieb die festesten Türen. Alle Räume durchsuchte man, zertrümmerte Fenster, Kisten, Schränke.“

Wieder stürzte er ein Glas hinunter. Aller Augen haften auf seinem bleichen Gesicht.

„Aber Lamberg, Lamberg?“

Gleichmütig überhörte er die drängenden Zwischenrufe.

„Im ersten Stock trat ihnen Hrabowsky entgegen. Der Narr versuchte, die Menge zu beruhigen. Ein Wiener Legionär rief ihm zu: ‚Halt's Maul, Schwarzelber! Wir kennen dich!‘ Man packte ihn, sperrte ihn in ein Zimmer und stellte eine Wache davor. ‚Hussa, Lamberg!‘ gellte es durch das Gebäude; aber der Vogel war ausgeflogen, fort, entwischt durch eine Hintertür. Er eilte nach Pest.“

„Um sich unter den Schutz des Repräsentantenhauses zu stellen — das wissen wir“, sagte einer ungeduldig.

Lazare legte das linke Bein über das rechte, umfaßte den Knöchel mit seiner Hand und zuckte die Achsel.

„Indes sich dieser Auftritt auf der Festung abspielte, rasselte die Trommel in beiden Städten. Die Gewölbe

wurden gesperrt. Die Volksgarde rückte aus. Die Straßen waren schwarz vom Volk, von den Freiwilligen und den Bauern. Eine tolle Jagd — die ganze Meute hinter dem einen Fuchs! Bald hieß es: die Festung sei von Lamberg abgesperrt; man wolle Pest von Ofen aus beschießen — oder der Banus sei vor den Schanzen, und die Raizen in Ofen erschlügen die Schanzarbeiter. Kein wahres Wort. Der Dummkopf Lamberg, der in blindem Glauben auf die Unverletzlichkeit eines königlichen Kommissars ohne Begleitung und Bedeckung nach Ofen gekommen war, hatte unterdes einen Fiaker gefunden und fuhr über die Schiffbrücke nach Pest, um den Schutz des österreichischen Gesetzes zu erreichen!“

„Der Tor!“

„Auf der Mitte der Brücke standen Volksgarden und Sensenmänner — teuflisch wildes Volk. Auch einige von unsern Leuten.“

„Und Sie, Doktor?“

Wieder ein gleichmütiges Achselzucken.

„Ich seh’ den Fiaker kommen und wittere den Inhalt; ein paar Worte an die Menge genügen, man hält den Wagen an. Einer schwingt sich auf den Tritt. ‚Wer sind Sie?‘ — Der alte Bursche hatte Mut. — ‚Der königliche Kommissar Graf Lamberg!‘ — ‚Dann fahr’ zur Hölle!‘ — Ein Hieb spaltete seinen Schädel.“

Lazare schwieg.

Totenstille im Gemach.

Manches Gesicht erblaßte.

Mit einem spöttischen Blick in die Runde drehte Lazare sich eine Zigarette und rauchte sie an.

„Wer tat den Hieb?“ fragte einer.

Lazare betrachtete den Frager durch das Augenglas.

„Ah, Sie möchten es gern wissen, Herr von Borrosch? Nun, wenn ich recht berichtet bin — es war ein Legionär, ein Mann im grauen Rock. Wenn Sie morgen einen

grauen Rock sehen, gehen Sie hübsch beiseite. Es könnt' Ihren Nerven schaden. Ich rat' es Ihnen als Freund!"

Der kalte Spott schien den Bann, der über allen lag, zu brechen.

„Sei er, wer er wolle!“ rief Fenneberg. „Er war ein entschlossener Mann. Er zertrat der Natter den Kopf. Und weiter? War er gleich tot?“

„Nicht doch! Diese Blaublütigen haben ein zähes Leben. Und die Menge wollte auch ihren Anteil haben an dem Fest. Ich weiß nicht, ob Sie den Grafen Lamberg gekannt haben? — Nein? — Es war ein stattlicher Soldat, an die Sechzig, die Brust mit Orden bedeckt. — Das Geschrei und Getöse war fürchterlich; mir gellen noch die Ohren, wenn ich daran denke. Blut überströmte sein Gesicht und sein ergrauendes Haar. Man riß den Sterbenden aus dem Wagen und schleifte ihn über die Brücke. Die Blutspur führte bis in die Stadt hinein und lag breit auf den Steinen. Man durchstach ihn mit den Bajonetten, schnitt ihm die Glieder mit den Sensen ab und schlichte ihm den Leib auf.“

Bei der abscheulichen, quälenden Schilderung schien es sich wie Blutgeruch durch das Zimmer zu verbreiten. Der Erzähler selber versank unter seinen Worten in einen sonderbaren Rausch von Tod und Entsetzen; sein fahles Gesicht bekam rötliche Flecken. Die glanzlosen Augen funkelten.

„In der großen Bankgasse“, fuhr er fort, indes sich seine Hände ineinander verschlangen und unaufhörlich rieben, „wurde der Leichnam vom Volk in Empfang genommen. Man zerrte und riß ihn hin und her. Seine Kleidung wurde zerseht; man zerstampfte ihn mit den Füßen, spießte ihn auf die Bajonette und zeigte ihn dem Volk. Ein großartiger Anblick.“

„Grauenhaft!“ murmelte Herr von Borrosch schauernd.

„Die gerechte Rache eines geknechteten Volkes“, sagte Lazare schneidend.

„Entfesselte Bestien, die mit dem wahren Volk nichts gemein haben als den Namen!“ rief Borrosch erregt.

„Ruhe!“

„Erzählen lassen!“

„Weiter, Bürger Lazare!“

„Na ja. — Endlich kam man am Invalidenpalais an, um dem Feind die letzte Ehre zu erweisen. Von Menschengestalt keine Spur mehr. Die Burschen wußten kaum, wo sie den Strick anbringen sollten, um ihn an dem nächsten Laternenpfahl aufzuhängen. Da kam die Volksgarde und nahm ihnen den Toten ab. Sie brachten ihn ins Invalidenpalais. Während der Nacht ließ ihn Kossuth nach dem Rochusspital schaffen.“

Die Männer schwiegen. Keiner wagte seinen Gedanken Raum zu geben.

Da unterbrach eine helle, durchdringende Stimme die Stille.

„Möge so jeder Verräter der Freiheit enden! — Elfen!“

Gräfin Martha stand mit funkelnden Augen fast atemlos auf der Schwelle.

„Durch das Blut Lambergs hat das freie Ungarn auf immer mit der Tyrannei der Habsburger gebrochen! Möge Wien das Beispiel nachahmen! Möge es durch eine kühne That die schwachen Geister zwingen!“

Viele Blicke begegneten sich, viele senkten sich wieder.

„Wenige Augenblicke noch, meine Herren“, fuhr die Gräfin ruhiger fort. „Bleiben Sie bitte beisammen. Wir werden Ihnen bald wichtige Mittheilungen machen.“

Sie grüßte die Anwesenden und führte Lazare mit sich fort in den Raum neben dem roten Zimmer.

Drei Männer saßen dort an einem großen runden Tisch. Ein Plan von Wien, eine Karte von Ungarn, Brieffschaften und Listen lagen ausgebreitet. Auf einer Nebentafel standen die Reste einer Mahlzeit.

Der eine der Männer war ein ernster Mensch, etwa fünf- unddreißig, in ungarischer Tracht, mit leicht polnischem Gesichtsschnitt; die Augen voller Gedanken und scharfer Beobachtung. Er sprach wenig; aber was er sagte, war bestimmt und überdacht; man kannte ihn schon vor Beginn der ungarischen Erhebung als eine ihrer Hauptstützen durch sein Werk: „Aus dem Tagebuch eines in Großbritannien reisenden Ungarn.“ Es war der Unterstaatssekretär im Ministerium Batthyany und Kossuths vertrauter Freund, jetzt der Vertreter und Leiter der Ungarn in Wien, Franz Pulszky.

Der unansehnliche, schwächliche Mann ihm gegenüber hatte ein rötlichfahles Gesicht; er erhob sich und ging den Eintretenden entgegen; sein Gang hatte etwas Trippelndes. Er war etwa dreiundfünfzig Jahr, sah aber älter aus. Dennoch bligte aus seinen rastlosen Augen ein lebendiger, kühner Geist, und in diesem schwächlichen Körper flammten Latkraft und Entschlossenheit, die selbst seinen Feinden Bewunderung abzwangen. Er trug einen polnischen Schnürröck; die linke Brust schmückte das Kreuz der Ehrenlegion.

Es war General Bem¹).

Der dritte war der bekannte Revolutionär Doktor Karl Schütte, Westfale von Geburt. Überall zu finden, mit allen Häuptern der Revolution in England, Frankreich und Deutschland vertraut und durch seine Beweglichkeit unentbehrlich, war er gewandt und bewältigte manche Schwierigkeiten durch Keckheit und Unverfrorenheit.

¹ Joseph Bem, geboren 1795 zu Tarnow in Galizien, gestorben am 10. Dezember 1850 in Aleppo, diente als Artillerieoffizier im russisch-polnischen Heer. Im Warschauer Novemberaufstand von 1830 wurde er für seine großen Verdienste zum General befördert. Nachdem er in Deutschland und Frankreich gelebt hatte, beteiligte er sich an der österreichisch-ungarischen Erhebung in hervorragendem Maß und trat später zur Türkei und zum Islam über; dort trug er den Namen Amurat Pascha. In Maros-Basarhely wurde ihm 1880 ein Denkmal errichtet.

„Endlich, lieber Doktor!“ rief er Lazare zu und schüttelte ihm die Hand. „Die Zeit rückt vor! Frau Gräfin hat eben so wichtige Mittheilungen gebracht, daß wir vor Begierde brennen, die letzten Maßregeln zu treffen. Was bringen Sie für Nachrichten aus Ungarn?“

„Die besten. Diese Depeschen sind für Sie, Herr von Pulszky; die Gräfin hat am Bahnhof schon ein Kästchen mit Gold in Empfang genommen.“

„Es ist hier!“ Pulszky wies auf eine geöffnete Schatulle, die mit Goldrollen gefüllt war. „Die Wiener Revolution kostet uns ein schönes Stück Geld. Ich brachte fünfhunderttausend Gulden mit — hier sind abermals zweihunderttausend.“

„Sie retten damit Ungarn; dafür ist die Summe wahrlich gering genug. Die Leute in den Vorstädten und im demokratischen Klub können nur durch Geld in Bewegung gehalten werden. Ich weiß noch nicht, welche Nachrichten Sie bringen, liebe Martha. Bitte, unterrichten Sie mich.“

Er ließ sich auf einen Stuhl nieder. Die Gräfin blieb am Tisch stehen.

„Der Verräther Latour hat Befehl erteilt, die Grenadiere eine Stunde später ausrücken zu lassen, damit Auersperg Zeit hat, die Linie und den Bahnhof mit Truppen zu besetzen.“

„Das wäre dumm! Die Vorstadtgarden sind noch nicht an den Kampf gewöhnt. Sie würden davonlaufen! Der Fürst hat die Zurücknahme des Befehls zum Ausmarsch verweigert. Er erklärt, man werde ihn erzwingen. Die Aufregung in den Vorstädten ist groß, der Wille gut, aber ich fürchte...“

„Es wird darauf ankommen, wie die Grenadiere selber sich verhalten“, warf Pulszky ein.

„Sie sind sicher; ich habe Branntwein in die Kaserne schmuggeln lassen, da sie nicht mehr heraus dürfen. Unsere Leute reden ganz offen an den Thoren und Fenstern mit

den Soldaten. Sie haben sich verpflichtet, auf keinen Fall die Waffen gegen das Volk zu brauchen. Sobald sie ernstlichen Widerstand finden, werden sie haltmachen und umkehren.“

General Bem schlug die Faust auf den Tisch.

„Wäre ich Auersperg, ich ließe sie morgen sämtlich füsillieren!“

Lazare lachte.

„Um so besser, General, daß ein Mann von Ihrer Entschlossenheit auf unsrer Seite steht, und nicht auf der unsrer Gegner!“

„Aber die andern Truppen?“

„Der Henker hole sie! Sie sind fast durchgängig schwarzgelb bis in die Fußsohlen. Es ist nichts mit ihnen zu machen!“

„Dann, meine Herren, ist die Sache gefährlich. Mit sechs treuen Regimentern und im Besitz der Artillerie jage ich ganz Wien in die Donau!“

Die Worte des Helden von Ostrolenka und der Praga-Brücke machten einen unverkennbaren Eindruck.

Nur Gräfin Martha blieb ruhig und fest; sie lächelte spöttisch.

„Wir werden es darauf ankommen lassen. Wir müssen schlagen — auf jeden Fall!“

„Und warum?“

„Weil sich nie eine solche Gelegenheit wieder bieten wird. Und die Gefahr steht vor der Thür. Von den Truppen werden morgen nur fünf Bataillone verfügbar sein. Die andern haben die Gesellschaft in Schönbrunn zu bewachen. Die Grenadiere Richter sind für uns. Sie warten nur auf den Vorwand, zum Volk überzugehen. Hier ist der Beweis, daß die zur Deckung des Ausmarsches bestimmten Truppen erst eine Stunde später auf dem Platz sein können.“ Sie warf das Papier, das sie dem alten Haspinger noch ent-

rissen hatte, auf den Tisch. „Eine Stunde zu spät — und es wird für alles zu spät sein! Die Arbeiter und die Gardes der Vorstadt brennen vor Begier, die Tyrannei abzuschütteln. Die akademische Legion und das Volk genügen, um mit dem Militär am Bahnhof fertig zu werden. Dort in jenen Zimmern harren zwanzig Männer auf unsern Bescheid, um sofort die Lösung durch ganz Wien zu tragen. Hunderttausend sind wir — gegen ein paar unsichere Bataillone! Wer noch zögert, ist ein Verräter an der Sache der Freiheit! Hier — Bürger Schütte bringt uns die Zustimmung von Frankfurt! Meine Herren, Auerperg hat Befehl, morgen nacht das Militär aus der Stadt zu ziehen und den Fürsten Windischgrätz zu erwarten, der binnen acht Tagen an unsern Linien stehen wird!“

„Windischgrätz?“

„Wie? Der Henker von Prag?“

„Der Feind Ungarns?“

„Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß er den Befehl hat, von Norden her Wien einzukesseln, wie Sellachich von Süden und Osten.“

„Der Beweis! Der Beweis!“

„Vor kaum einer Viertelstunde waren die Briefe Auerpergs und Latours in meinen Händen. Diesen Befehl hier allein vermochte ich zurückzuhalten.“

„Verflucht! Der Tiroler — der Alte —“

„Er hat sie mir mit Gewalt abgenommen! — Ich konnte sie ihm nicht wieder entreißen, es hätte denn eines Mordes bedurft!“

„Was bedeutet ein Menschenleben, wenn es gilt, solche Beweise in Händen zu haben!“

„Auch meine Meinung“, grollte Lazare. „Warum hielten Sie mich zurück?“

„Es mußte sein“, sagte Gräfin Martha kurz und entschieden. „Die Tat hätte nur unnützen Lärm zu unrechter

Zeit erregt. Wir haben, was wir brauchen! Sind Sie jetzt damit einverstanden, meine Herren, daß der Kampf morgen beginnt?"

General Bem reichte den Plan herüber, den er nach den Angaben des entwendeten Befehls gezeichnet hatte.

„An diesen Punkten sind die Barrikaden gegen den Ausmarsch der Grenadiere zu errichten; die roten Striche bezeichnen die Punkte, wo morgen die Stadtgarden anzugreifen und die Militärposten abzuschneiden sind!"

„Und Sie, General?"

Bem erhob sich vom Sessel und trippelte nach dem Fenster, dessen Vorhänge er zur Seite schob.

„Ich denke, ich werde hier in diesem Zimmer Gastfreundschaft genießen und am besten den Kampf leiten!"

„Dann fort zu Fenneberg und Messenhauser, damit die Befehle ausgegeben werden! Duwalski und Prato mögen sie überbringen."

„Lassen Sie sehen: Wie stark ist die Legion?"

„Zehn Kompanien; also fünfzehnhundert Mann."

„Und die Garden der Vorstädte?"

„Hundertvierzehn Kompanien, also über elftausend Mann; Wieden und Mariabühl allein viertausend."

„Die innere Stadt?"

„Mit dem Bürgerregiment und den Schützen nicht mehr als viertausend. Die Hälfte davon ist unzuverlässig."

„Drei Garden auf einen Soldaten — ich denke, es wird gehen. Lassen Sie die zuverlässigsten Garden nach dem Bahnhof und der Laborbrücke beordern", befahl General Bem, noch über den Plan gebeugt. „Einen Teil der Legion für den Notfall zur Unterstützung; die einzigen, auf die man sich verlassen kann. In der Stadt zunächst das Rote-Turm-Tor und der Dom. Wer bewacht den Dom und die Sturmglocken?"

Schütte überblickte die Berichte.

„Die Garden des Kärntner Viertels.“

„Haben Sie ein zuverlässiges Bataillon unter den Wiedenern?“

„Das Mosersche.“

„Dann lassen Sie es gegen den Stephansplatz marschieren. Aus einem Haus in der Nachbarschaft mag ein Schuß auf die Wiedener fallen; das wird die Veranlassung zum Kampf geben. Kirche und Turm müssen um jeden Preis genommen und von den Unsern besetzt werden; das ist so wichtig wie die Zeughäuser. Die ersten Kanonen, die Sie nehmen, schaffen Sie nach dem Roten Turm und dem Stephansplatz. Das Kriegsgebäude wird auf allen Seiten abgesperrt. Am Schottentor löst um acht Uhr ein Bataillon der Vorstadtgarden die städtischen ab; wenn sie nicht weichen wollen, mit Gewalt. Sagen Sie es den Herren da drüben, damit sie ihre Anordnungen treffen. Die Berichte hierher erfolgen durch Ihre vertrauten Legionäre. Sie sind zuverlässig und verschwiegen.“

„Aber warum wollen Sie nicht selber mit den Herren verkehren, General?“ fragte Lazare. „Man wird mit Begeisterung Ihren Oberbefehl anerkennen!“

„Ich habe meine Gründe. Ich will erst auftreten, wenn Wien sich selber geholfen hat, wenn sein Widerstand geordnet ist. Kossuth ist damit einverstanden, daß vorerst das Geheimnis meiner Anwesenheit bewahrt bleibt.“

„Der Gedanke einer unsichtbaren, im geheimen tätigen Oberleitung“, sagte Pulszky, „hat Vorteile; er besitzt große Macht. Wir haben die Aula, die demokratischen Vereine, die Arbeiter, die Vorstadtgarden und den Reichsrat, hinter den sich die Furchtsamen verstecken mögen; der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein.“

„Hier ist das Schreiben von Frankfurt, das ich heute erhielt“, berichtete Doktor Schütte. „Sobald der Reichstag sich in Dauertagung und gegen die Krone erklärt hat, wird die Linke zwei ihrer Mitglieder absenden, um dadurch

dem Akt den Stempel ihrer Zustimmung zu geben. Robert Blum und Fröbel sind dazu bestimmt."

Der Pole und der Magyar lächelten spöttisch; die Versammlung in Frankfurt war ihnen Nebensache.

"Es ist gut und notwendig", fiel Lazare ein. "Die Anwesenheit der Abgesandten der Frankfurter Nationalversammlung wird dem Volk eine gewisse Bürgschaft der Sicherheit geben und die Schwankenden fortreißen. Schaden kann ihre Anwesenheit nichts; ich kenne überdies die Betreffenden; sie stehen fest zu uns."

"Hier sind zweitausend Dukaten zur Verteilung", sagte Pulszky; er legte vier Rollen auf den Tisch. "Und hier" — seine Brauen zogen sich zusammen — "ist die Liste der Tschechischen Partei und der Männer, deren Beseitigung die Freiheit Ungarns fordert."

"Löbner, Hubicki und die Linke sind damit einverstanden", bemerkte Lazare und las das Verzeichnis. "Sie hassen die Tschechen wie die Pest. Sie versammeln sich gewöhnlich im 'Jgel'; wir werden die Häuser gegenüber dem Musikverein mit Schützen besetzen und jeden, der sich blicken läßt, abschießen. Hawelka — Nieger — Klaudy — fort mit den tschechischen Verrätern! — Ah, hier folgen die Minister. Bessenberg — was soll's mit ihm? Wird seine Abdankung genügen?"

Pulszky nickte.

"Ich denke, ebenso Bach; er wird sich beizeiten zu drücken wissen. — Aber Latour?"

Die Augen Gräfin Marthas und Lazares begegneten sich.

"Er ist unser bitterster Feind — der gefährlichste! Aller Haß richtet sich gegen ihn."

"Er ist ein guter Soldat", sagte General Bem. "Er hat dem Tod oft unerschrocken ins Auge gesehen. Ich denke, wenn er abdankt —"

"Niemals! Er muß sterben wie der Verräter Lamberg in Pest!" rief Gräfin Martha leidenschaftlich. "Überlassen

Sie ihn dem Volk; es muß sein Opfer haben! Latours Tod bedeutet den Bruch mit dem Kaiser! Wien kann dann nicht mehr zurück!“

„Ich glaube, Sie hassen den Grafen Lamberg persönlich, schöne Frau“, sagte General Bem mit scharfem Blick.

„Ich habe ein Recht dazu!“ rief Gräfin Törkhöny aufflammend. „Er, der von dem gerechten Zorn meines Volks in Stücken durch die Straßen von Pest geschleift wurde — er hat es gewagt, einer Ungarin aus edelstem Blut tödlichen Schimpf anzutun!“

„Ah! Würden Sie uns erzählen?“

„Bei dem Ball, den die Herzogin von Grammont in Paris gab, wagte er es, als ich ihn anredete, vor dem ganzen Adel Europas mir den Rücken zu kehren und eine laute, nichtswürdige Bemerkung über mich zu machen!“

„Ich habe davon gehört“, sagte Unterstaatssekretär Pulszky boshaft; „aber die Worte sind mir entfallen. Wie waren sie doch gleich?“

Gräfin Martha warf ihm einen bitterbösen Blick zu; dann hob sie die Schultern.

„Er liebe es nicht, sagte er, mit Weibern zu reden, die ihren Männern entlaufen, um Straßendirnen zu werden!“

„Das war allerdings stark“, meinte General Bem, „aber Sie können jetzt vergeben. Das Geschick hat Sie furchtbar an dem Unglücklichen gerächt.“

„Eine Magyarin duldet keinen Schimpf. Er erlitt nur, was er verdiente!“

„Aber Latour — was hat denn der alte Mann an Ihnen verbrochen?“

Ihre Augen sprühten; ihre Hand preßte sich krampfhaft gegen die Brust.

„Er ist schuld, daß ich bin, was ich bin! Er ist der Freund meines Vaters und meines Schwagers. Er schmiedete meine Jugend an diesen unmännlichen Krüppel, an

den schmutzigen Geizhals, dessen Namen ich trage. Als meine Jugend ihr Recht suchte, riet er dem Grafen Lörchöny, sich von mir loszusagen und mich mit dem Jahrgeld einer Bettlerin abzufinden! Seinen Ränken, seinem Einfluß an diesem erbärmlichen Hof verdanke ich es, daß man mich ächtete, daß man mich immer tiefer in den Schmutz trat, daß man meinen gerechten Ansprüchen an das Vermögen tausend Hindernisse in den Weg legte. Ich hasse ihn, hasse ihn noch mehr als den andern!“

„Wir haben nichts mit Ihnen — Familienangelegenheiten zu schaffen“, sagte General Bem barsch. „Wir sind Kämpfer für die Freiheit eines Volkes, nicht Meuchelmörder!“

„Nehmen Sie sich in acht, Herr!“ rief Gräfin Martha zornig. „Wenn Beleidigungen der Dank sein sollen für alles, was ich tat —“

Pulzky winkte General Bem zu und redete mit Lazare beruhigend auf die Gräfin ein.

„Pah, meine Herren!“ wehrte Schütte. „Herr von Lattour mag selber zusehen, wie er seine Haut rettet. Warum über ihn streiten? Auch Auerswald und Lichnowsky in Frankfurt überließ man dem Volksgericht.“¹

General Bem warf ihm einen finstern, verächtlichen Blick zu. Dann erhob er sich.

„Ich denke, wir sind zu Ende. Jedes unnütz vergossene Blut mag der verantworten, der es vergießt. Der kommende Tag wird voll Anstrengung sein. Ich möchte noch einige Stunden ruhen.“

Auch Pulzky nahm den Mantel und verbarg das geschlossene Kästchen mit dem Gold darunter. Doktor Lazare begab sich in den Salon, um die Anordnungen und Ratsschlüsse der geheimen Leiter den einzelnen Führern mitzuteilen.

¹ Vergleiche auch den Band „1848“.

Trozig und leidenschaftlich reckte sich Gräfin Martha auf.

„Auf Wiedersehn denn, meine Herren — als Sieger auf den Barrikaden von Wien — oder auf dem Weg nach dem Ruffstein! Ruhen Sie, wenn Sie können; ich vermag es nicht, bis die Entscheidung gefallen ist.“

Den schönen Kopf in den Nacken geworfen, verließ sie das Gemach und verschloß hinter sich die Türen des roten Zimmers, in dem die Amme eingeschlafen in einem der Sessel lag.

„Die Loren! Vergeben! Diesen Schimpf! — Sie sollen meinen Zwecken dienen — nicht ich den ihren!“ Sie hob drohend die Faust und ließ sie wieder sinken. „Ich werde dafür sorgen, daß ihnen die Wahl erspart bleibt. Sollte je der Tag kommen, an dem sie wagen, meine Absichten zu durchkreuzen — dann wehe ihnen!“

Sie steckte Geld zu sich und weckte Mascha.

„Begleite mich.“

Leutlos stahlen sie sich über den Flur nach dem Gang zum Seitengebäude, in dem die Stube des ungarischen Dieners lag.

Rohes Gelächter, lose Reden, frecher, übermütiger Gesang schollen ihnen entgegen. Gräfin Martha überzeugte sich, daß der Schlüssel außen steckte. Sie hieß die Amme an der Tür bleiben, um jede Störung fernzuhalten, und trat ein. Der Raum war von Tabaksqualm und dem Dunst heißen Punsch erfüllt. Szabo Polko, der Rekrut vom Grenadierbataillon Richter, und drei Männer tranken und lärmten am Tisch. Beim Eintritt der Gräfin taumelten sie auf — verwegene, freche Gesichter aus der Hefe des Volks; die Verwegenheit des Verbrechers auf der Stirn, Lücke und Bosheit in den Augen.

Linkisch und verlegen grüßten sie und nahmen die qualmenden Pfeifen aus dem Mund.

„Bleibt sitzen, Freunde; laßt euch nicht stören“, wehrte die Gräfin und zog sich einen Stuhl zum Tisch. „Lassen

Sie mich Ihr Gebräu versuchen — und reichen Sie mir Tabak!“ Sie rollte sich eine Zigarette. „Mit so wackern Männern braucht man keine Umstände zu machen; ihr seid aufrichtige Freunde der Freiheit. Zum Henker mit dem, der sich nicht eine Ehre daraus macht, mit euch ein Glas zu trinken!“

„Dös isch wahr. Die gnäd'ge Frau haben recht“, sagte ein Kerl in böhmischer Mundart. „I hab'ich immer gesagt, die Vornehmen müschen sich gemein machen mit unsch; dann isch erst die wahre Freiheit im Land.“

„Wie heißen Sie, Freund?“

„Schneider Franz Wengler, von Igß in Böhmen, Euer Gnaden.“

„Euer Handwerk würde besser gehen, wenn man ihm nicht alle Militärarbeit entzogen hätte. Wozu haben wir die Freiheit? Aber Latour hat's dem Reichstag abgeschlagen.“

„Na, wenn i an ihn komm! Der Himmelhund soll an uns Schneider denken — denn i bin auch a Schneider!“ rief ein Zweiter.

„Ihr Name?“

„Thomas Jurkowich, a Kroat, aus Peruchich.“

„Dann sind wir halbe Landsleute; die Kroaten halten zu den Ungarn. Der Banus und Latour haben sie nur verführt. Um so mehr müssen alle Kroaten in Wien zeigen, daß sie wahre Vaterlandsfreunde und keine Verräter sind!“

„Das ist wahr!“ stimmte der Kroat bei. Er schlug wüßt auf den Tisch. „Hätt' i den Himmelhund hier, den Zelachich, i schlug ihn tot, wie an räudigen Hund.“

„Ist's der eine nicht, ist's der andre; sind beide für Freiheit und Volk gleich gefährlich, Kamerad. — Und wie heißen Sie?“

Der dritte, ein junger Mensch, kaum zweiundzwanzig Jahre, mit Spuren der Liederlichkeit auf dem Gesicht und wildem Glanz in den Augen, hob den Kopf.

„Zimmermaler Karl Brambosch aus Wien!“

„Also ein Künstler; Sie sind doch Mitglied des Künstlercorps?“

Flammende Röthe bedeckte das Gesicht des Mannes.

„Na, Euer Gnaden; 's noch z' viel Adel dadrin; sie wollten mich halt nit aufnehmen.“

„Das ist unerhört! Das darf nicht sein! Ich werde dafür sorgen, daß Sie aufgenommen werden; Sie müssen nur durch eine wackere That Ihren Wert und Ihre Vaterlandsliebe beweisen!“

„Soll mich der Teufel holen! Ich will die Burg anstecken an allen Ecken, wenn's Euer Gnaden befehlen!“

„Stoß die Gläser an, meine Wackeren: auf daß Wien morgen seine Freiheit gewinne! Und Tod allen Verräthern! Der Spitzbube Latour zuerst!“

Die Gläser klirrten.

„Wir hängen ihn an die Latern', den Hund!“ schrie der Böhme.

„Ich renn' ihm den Sabel in den Ranz!“ stimmte der Kroat zu.

Der Zimmermaler ballte die Faust, und ein blutiger Entschluß blitzte aus seinen Augen.

Die Gräfin warf eine volle Börse auf den Tisch.

„Theilen Sie! Männer und Vaterlandsfreunde dürfen nicht darben, wenn auch verräterische Minister dem Volk sein letztes Blut aussaugen. In ihrer Hand liegt morgen unsre Freiheit! Denkt an Latour, den ärgsten Tyrannen! Wer mir die Nachricht vom Tod Latours bringt, erhält diese Börse doppelt gefüllt!“

Die gierigen Augen des Kroaten und des böhmischen Schneiders funkelten; sie vermaßen sich in wüsten Schwüren, den Verräther zu erschlagen, wenn sie ihn nur erst kennen würden.

Gräfin Martha wies auf den Slowaken Szabo, der mit untergeschlagenen Armen und bösem Lächeln dem Auftritt zuschaute. Er verschmähte es, mit den Kerlen zu teilen.

„Der da kennt ihn“, sagte die Gräfin. „Er hat das Leben und die Ehre seiner Braut an ihm zu rächen. Er wird bei euch sein — und ich werd’ euch einen Führer senden. Achtet auf den grauen Rock und folgt seinen Befehlen! Ihr bleibt meine Gäste diese Nacht. Und jetzt zur Ruhe, damit ihr morgen stark seid zur Verteidigung der Freiheit!“

Wieder klangen die Gläser zwischen wüsten Flügen, Verwünschungen und Beteuerungen. In ihrem wilden Loben hörten sie nicht, daß Gräfin Martha die Thür hinter sich schloß und den Schlüssel mitnahm.

Um das Bataillon Richter

Die Straßen wurden auch in den vorgerückten Stunden der Nacht nicht leer.

„Lichter an die Fenster!“ schrien Trunkene an den Häusern hoch.

Gellende Totenlieder umherziehender Kotten und Waffentrassen auf dem Steinpflaster schreckte die geängstigten Bürger aus den Betten und ließ sie nicht zur Ruhe kommen.

Unter dem wüsten Toben und Lärmen der streifenden Trupps schien sich aber doch ein geheimes, wohlgeordnetes Treiben im Schutz der Nacht zu bergen. Legionäre, Gardisten und Klubmänner zogen durch die Straßen, hielten Reden in den Gruppen, die sich um sie sammelten, oder verständigten sich miteinander durch kurze Zeichen und Worte, teilten sich Nachrichten mit und eilten weiter.

Auf dem Stephansplatz, um das Kriegsgebäude und die beiden Zeughäuser schienen Wach- und Beobachtungsposten eingerichtet. Was hier nicht herumlungerte, drängte hinaus nach den Vorstädten — Lerchenfeld, Wieden, Mariahilf und Gumpendorf; das Schottentor, das Burgtor und Kärntner Tor blieben die ganze Nacht hindurch geöffnet.

Dort hinaus schritt, kurz nach Mitternacht, auch der alte Tiroler Haspinger mit seiner Enkeltochter Nandl.

Im nächsten Durchgang, der frei war von Menschen, blieb der Greis im Licht einer Laterne stehen. Bisher hatte er kein Wort mit dem Mädchen gesprochen, obgleich Nandl ihn angsterfüllt mit Fragen bestürmt hatte.

Jetzt reichte er ihr die Papiere, die er der Gräfin entrissen hatte.

„Les, Nandl. Schau, was in den Schriften da drein ist. Aber schnell, i hab' Eil!“

„Um der Heiligen willen, Könl“, flehte das Mädchen, „sagt's mir zuvor, was mit dem Franz g'schehn ist! 's Herz in der Brust will mir z'rspringen vor lauter Sorg!“

„Häng's Herz an an andern, Kind. 's ist nix mit dem Franz mehr. Bist z' fein für den schlechten Tschoggl. Wirst's später erfahren zur Genüg'. Jetzt les mir dös Papier.“

Nandl würgte an ihren Tränen.

„Herrgott, i wollt', i könnt' mei Leben geben — der Franz hat nix Böses tan!“

„Schweig'! Kenn' den Namen nit mehr! Mei Fluach über den Verräter! Roa Wort mehr, Nandl! Es gilt guatzmachen, was der Bub' tan hat. I muaß mi schleunen. Les, Nandl, les!“

Nandl faßte sich gewaltsam, trocknete ihre heißen Tränen und beugte sich über die Papiere.

Die ersten waren die beiden von der Gräfin geöffneten Schreiben des Kriegsministers und des Grafen Auersperg an den Banus.

Der alte, mit den politischen Ränken und Vorgängen fast unbekannte Mann verstand nicht, was ihm die Enkeltochter vorlas; aber er fühlte doch, daß die Briefe von höchster Wichtigkeit für Schreiber und Empfänger sein mußten und weder in seine noch der Gräfin Hände gehörten.

Er verbarg sie sorgfältig in seinen Ledergürtel und gab Nandl das andre Papier — den Befehl, den Abmarsch der Grenadiere um eine Stunde aufzuschieben. Das begriff Haspinger; die Wichtigkeit solcher Befehle verstand er aus der Zeit, als er selber gegen die Bayern und die Franzosen foht. Er sah ein, kam der Befehl nicht rechtzeitig an seine Bestimmung, konnte viel Unheil geschehen; denn

rechts und links hatte er von nichts anderm reden gehört als Richter-Grenadieren und ihrem Abmarsch nach Ungarn.

Haspinger atmete schwer, seine alten Augen richteten sich wie anklagend gegen den Himmel. Aber er kämpfte nur einen kurzen Kampf in seinem Innern; die Pflichterfüllung ging ihm über alles — selbst über das Leben des Enkels. Sein Verrat hatte ihn für immer aus seinem Herzen gerissen.

Kurz und finster hieß er Mandl, sich fest zu ihm zu halten; er kehrte in das Gedränge der Straßen zurück und wandte sich nach dem Platz am Hof. Dort, in dem großen Gebäude mit den Schildwachen davor, wohnte der Herr und Meister aller Soldaten, der Kriegsminister. Das wußte er noch aus einem frühern Besuch in Wien; der Franzl, den er jetzt anzuflagen ging, hatte es ihm vor acht Jahren gesagt, als er eintrat in des Kaisers Heer.

Aber die Eingänge des Kriegsgebäudes waren theils geschlossen, theils mit verdoppelten Wachen besetzt. Niemandem gestatteten sie den Eintritt, der nicht das Paßwort hatte oder Uniform trug. Vergeblich suchte der Tiroler mit Bitten und Drängen, sich Eingang zu verschaffen; frei heraus zu sagen, um was es sich handele, wagte er nicht. Denn oben auf dem Befehl hatte das Wort „Geheim“ gestanden. Haspinger glaubte, den Schildwachen und den Menschengruppen am Tor ein militärisches Geheimnis nicht preisgeben zu dürfen. Aber wie er auch drängte und bat, die gekreuzten Bajonette verweigerten ihm den Eintritt. Die übermütige Menge wies ihn hohnlachend und Unfug treibend zurück.

Vergebens wartete er lange, ob nicht ein höherer Offizier vorüberkäme, dem er sich anvertrauen konnte. Die Zeit verstrich. Es war lange nach Mitternacht, als er einsah, hier war sein Harren vergebens. Von Mandl hatte er erfahren, daß auf dem geheimen Befehl der Name des Majors Richter, des Befehlshabers der Grenadiere, stand. Er beschloß

nun, nach der Kaserne hinauszuwandern und Briefe und Befehl in die Hände des Majors niederzulegen.

„Ich bring di zum Dhm zruck!“ schlug er Mandl vor. Aber sie weigerte sich standhaft, ihn zu verlassen.

„I stirb, wenn Ds mi alloan laßt!“

So zogen beide weiter mit der Menge, die hinausdrängte nach den Vorstädten.

Tirolertracht war nichts Auffallendes in Wien; wenn auch häufig einer oder der andre der wüsten Gesellschaft seine Späße mit dem Mädchen versuchte, sie achteten nicht darauf, und das drohende Aussehen des alten breitschultrigen Haspinger, dessen Kraft noch immer ausreichte, jeden mit einem Schlag zu Boden zu schmettern, scheuchte auch die Frechsten zurück.

Sie brauchten nicht viel zu fragen; Haspinger scheute, nur ein Wort zu sprechen, und blieb finster und in sich gekehrt. Das Grenadierbataillon Richter war in aller Mund. Der Menschenstrom zog lärmend nach der Gumpendorfer Vorstadt. Von ihm getragen, gelangten sie dorthin.

Es sah überall wüst und wild aus. Richter glänzten an allen Fenstern; der Pöbel hätte jede Scheibe sofort mit Steinen eingeworfen, die dunkel geblieben wäre. Beim Schein flammender Pechfackeln rissen Männer in Blusen und Arbeitskitteln das Pflaster auf und häuften Steine quer über den Weg. Balken, Räder, ganze ländliche Wagen, alles, was nur zu haben und fortzuschleppen war, mußte helfen, Barrikaden zu bilden; in fast unbegreiflicher Schnelle wuchsen sie an den Straßenecken in die Höhe, fest, sicher, unheilbräuernd. Männer in der Aulatracht oder in ungarischer Kleidung erteilten Anweisungen über Ort und Art des Baues, gaben Geld und ließen Branntwein herbeischaffen.

Der starre, trübe Blick des alten Mannes sah wenig oder nichts von allem, was um ihn her vorging; aber die Augen des jungen unschuldigen Mädchens senkten sich oft

schamvoll vor zuchtlosen Auftritten, gierigen Blicken, freien Worten und frechen Scherzen in der erregten, bunt zusammengewürfelten Menge. Dennoch wich sie dem alten Mann nicht von der Seite; ihre kräftigen Arme halfen ihm, das Gedränge teilen und Zudringliche in Achtung halten. So gelang es ihnen wirklich nach langem Kampf, oft auch unterstützt von wohlmeinenden Männern, bis zur Kaserne der Grenadiere vorzudringen.

Aber dort war jede Mühe umsonst.

Eine dichte Menschenmauer umgab den Eingang. Die Gitter waren geschlossen. Die Schildwachen hatten sich in den innern Hof zurückgezogen. Die Offiziere trieben mit Gewalt die Soldaten vom Hof weg in ihre Stuben. Aber sie konnten trotz strengstem Befehl nicht verhindern, daß von den Fenstern herab unaufhörlich mündlicher Verkehr mit der Volksmenge stattfand. Man rief einander zu, man ermunterte die Soldaten zum Widerstand, versprach Hilfe und schaffte an Schnüren und Stricken Leckerbissen und Getränke hinauf.

Haspinger erkannte bald, daß er dort ebensowenig auszurichten vermochte wie am Kriegsgebäude. Kein Offizier ließ sich blicken. Die einzige Aussicht war, wenn am Morgen zur bestimmten Stunde die Kasernentore zum Ausmarsch des Bataillons geöffnet wurden, einzudringen und den Major zu erfragen.

Er beschloß deshalb, die paar Stunden bis zum Anbruch des Tages in der Nähe zuzubringen. Den alten Gensjäger und Landschützen focht trotz dem weißen Haar die Nacht im Freien wenig an. Und Randl war in ihren rauen Bergen Anstrengungen aller Art genug gewöhnt.

Schweigend zog Haspinger sie fort und suchte einen Ort, der einsamer und stiller war, damit sie wenigstens einige Ruhe finden könnten. Das Herz war ihm schwer, schwerer fast als damals, da sein Weib und die einzige Tochter ihm starben.

In einer Seitenstraße fanden sie eine schon am Abend aufgebaute Barrikade, die später von den Führern als für ihre Zwecke nutzlos erkannt und deshalb verlassen worden war.

Eine einzige Laterne schwankte an einem Pfahl über dem halb wieder zerstörten Trümmer- und Balkenhaufen und warf ein spärliches, mattes Streiflicht darüber hin.

Hier, im dunkelsten Winkel, zwischen Steinen und Balken, lagerten sich der Alte und seine Enkelin. Sie sahen nicht, daß ein in irrem Glanz leuchtendes Augenpaar an der nächsten Ecke ihnen folgte und fest und unverwandt auf ihnen haftenblieb; daß eine hohe dunkle Gestalt sich an die Mauer drückte und regungslos stand, als wolle sie Wache halten über die beiden Fremdlinge...

Haspinger saß, den Arm auf das Knie, den Kopf auf die Hand gestützt, auf einem Stein. Seine wirren Blicke starrten, ohne etwas aufzunehmen, hinüber nach dem hellen Fackel- und Lichterschein auf der Hauptstraße, der durch die Seitenöffnung der Gasse herüberdrang.

An seiner Seite ruhte Nandl, in ihr warmes Regentuch gehüllt, einen Stein zum Pfühl. Aber der Schlaf der Jugend ist süß und tief; die Mühen der Reise und die zahllosen Eindrücke ließen sie nach wenigen Minuten einschlummern.

Zwei Stunden mochte sie geschlafen haben, als sie von Stimmenklang ganz in ihrer Nähe erwachte. Verwirrt wollte sie sich aufrichten.

Die Hand des alten Haspinger legte sich schwer auf ihren Mund und drückte sie nieder. Die andre zog das Regentuch dichter um ihr Gesicht.

„Still“, flüsterte er. „Schließ die Augen, Dirndl, und die Ohren.“

Helles, freches Gelächter klang von der andern Seite der Barrikade herüber.

„Ein hartes Bett! Aber man behilft sich, wie's geht! —

Mir scheint, Ferdinand, Sie verstehen mit dem Weibsvolk nicht mehr recht umzugehen. — Na, so sträub' dich doch nicht länger, Kleine! — Ubrigens ist's reichlich viel von mir verlangt, Freund Amor an allen Haustüren und Barrikaden zu begegnen und dann nur zuschaun zu dürfen! — He, ein Kavalier! Eine Krone für einen Kavalier!"

„Kronen sind heut wohlfeil! — Aber lassen Sie die Narrheiten, Martha“, sagte eine Männerstimme auf französisch. „Die Kleine ist verteuftelt hübsch, und sie hat mich schon vorhin gereizt, die Kasse! — Franzl heißt du ja wohl, Herzchen“, fuhr er in deutscher Sprache fort.

„Setzt lassen's mi aus! — I hab' a Furcht!"

„Warum denn, Kind? Ich mein's gut mit dir und deinem Liebsten, dem Ignaz. — Du dienst im Kriegsgebäude?"

„Hat er wieder geplauscht, der Dalk? — Ja, Herr!"

„Warum bist du nicht dort?"

„I bin fortg'lassen am Mittag, wia's ghoaßn hot, daß die Grenadiere marschieren sollten."

„Du kennst den Kriegsminister, den Grafen Latour?"

„Warum soll i nit? I siach ihn ja fast alle Tag'. — Aber tun's die Hand weg!"

„Na, sei doch nicht so spröb!"

„Weg da, Eu'r Gnaden — oder i sag's mein Schatz!"

„Dem Ignaz, Mädal? — Wenn er dann noch lebt!"

„Wie meinen's dös, Herr?"

„Nun, weil er marschieren muß — weil Latour ihn in den Tod schickt!"

„Oh, Mutter Gottes, wenn ihm nur nix g'schieht!"

„Wenn du vernünftig wärst, Franzl, würd' ich dir helfen, daß er hier in Wien bleibt, bei dir!"

„Ach, reden's nit, Eu'r Gnaden — pfui, lassen's mi aus, Eu'r Gnaden! — I bin a anständigs Madl — und wenn der Ignaz —"

Entsetzt richtete sich Mandl auf und starrte hinüber.

Sie vernahm ein Ringen und Reuchen, in das sich das spöttische Lachen einer Frau mischte.

Gegen den dämmernden Morgenschein über den Giebeln zeichnete sich eine schlanke Gestalt im ungarischen Rock ab; die scharfen Augen der Tirolerin erkannten trotz der Männerkleidung das Weib.

„Ferdinand, du wirst langweilig“, gähnte die Frau.
Es kimperte leise wie Silber.

„Oh, Eu'r Gnaden, zwoa Gulden? — Dank a schön. — No, i werd's ihm nit verraten, mit Enkere Zärtlichkeit, oh na! — Sagen's, was i tun soll, und i tu's g'wiß!“

„Na, siehst du, da bist du zahm. — Ich verlange ja auch nichts Unrechtes von dir. Um den Latour handelt's sich, der deinen Ignaz hinausgeschickt. Wir wollen deinem Schatz helfen — ich hab's dir und ihm versprochen. Dazu brauchen wir dich.“

„Was soll a arm's Madl dazu tun können?“

„Du mußt zurück ins Kriegsgebäude. Die Wachen werden dich ein- und auslassen während des ganzen Tags, denn du gehörst ja dahin. Halt dich in den Gängen auf. Hab' ein Augenmerk auf die Generale und das, was sie tun — namentlich auf den Latour. Er darf nicht entweichen, wenn das Volk kommt. — Zum Teufel, Franzl, sei still! — Wenn du was Verdächtiges bemerkst, bringst du gleich Botschaft ins Haus gegenüber und fragst nach der Gräfin Törkyöny; dann bürg' ich dir für das Leben deines Ignaz — und er soll dich bald heiraten. — So, nun gib mir noch einen Vorschuß auf dein Eheglück, süße Rake!“

Die geängstigte Tirolerin hörte das Poltern eines Balkens, so, als ob ein schwerer Gegenstand darauf gefallen sei und ihn aus seiner Lage gebracht hätte.

„Jesus, Maria, Joseph!“ leuchte die Stimme Franzls.
„Gehn's, Eu'r Gnaden, um aller Hei...“

Gräfin Martha lachte hellauf.

„Lassen Sie sie schon laufen, Ferdinand!“ sagte sie, von Lachen unterbrochen. „Sie eignen sich nicht zum Barrikadenkämpfer! — Außerdem muß sie machen, daß sie hinüber ins Kriegsgebäude kommt!“

Von der Straße her lärmte ein Trupp, Männer und Weiber, Abschaum der Bevölkerung, der sich stets dort einfindet, wo die Bande der Ordnung sich lösen, und der sich stets die Maske der Freiheitsbegeisterung umhängt; Legionäre dazwischen, Männer im Kalpak, das Blitzen der Schnaps- und Weinflaschen zwischen den blanken Waffen.

„Hurra! Laßt uns lagern!“

„Frühstücken wollen wir, ehe der Tanz losgeht!“

„Hierher, Kameraden! — Es ist Platz genug für alle!“

Gräfin Martha schien sich wohl zu fühlen in dem Strom von Gemeinheit, der sie auf ihren Ruf im Nu umgab.

Männer und Weiber, bunt durcheinander, lagerten sich um sie her. Alles sang, brüllte, lachte. Einer bot der Gräfin eine Flasche; Martha setzte sie ohne Zögern an die Lippen und sog das brennende Zeug gierig ein. Männer fluchten, Weiber kreischten unter frechen Handgreiflichkeiten. Eine Woge von Schmutz überspülte die Barrikade, auf der in den nächsten Stunden begeisterte Herzen freudig für die Freiheit verbluten wollten...

Selbst Lazare wandte sich ab und verließ mit der weinenden Franzl den Platz in der Richtung zur Hauptstraße.

Oben auf einem umgestülpten Wagen der Barrikade erschien ein Kerl im Studentenrock.

„Hurra für die Freiheit! — Schaut's den Frauen! Da lagert auch noch einer mit seinem Schächerl. — Heraus aus deiner Ecke! Trink mit uns!“

Als Haspinger sich so überrascht sah, erhob er sich rasch, die zitternde Mandl am Arm.

Er verließ den Schatten, um sie eilig mit sich die Gasse entlang zu ziehen.

„A Tiroler! — A Tiroler Sängerin!“

„Sing uns an Fodler, a Schnadahupfer!“

Haspinger strebte vorwärts, aber einige verrannten ihm johlend den Weg und hinderten ihn.

Der Ruf machte auch Gräfin Lörkhöny aufmerksam. Sie sprang zwischen zwei Dirnen auf, mit denen sie in ihrer Männerkleidung geschäkert hatte, und erkannte den Alten.

„Er ist's!“ schrie sie.

„Ferdinand! — Wo, zum Teufel, steckt der Schurke? — Haltet ihn, Leute! — Laßt ihn nicht fort! — Er ist ein schwarzgelber Spion!“

Die Meute sammelte sich.

„A Spion?“

„An Schwarzgelber?“

„Wo ist er?“

„Der alte Dall?“

Einige lachten; die Blutgier war noch nicht geweckt.

„Soll Gott strafen“, brüllte der, der sie entdeckt hatte, „die Kleine ist hübsch! — Die nehm' i schon für mich!“

„O je, Sepperl! Das ist die, die dir gestern abend die Watschen gegeben hat!“

„So soll sie's jetzt gutmachen!“

Er breitete die Arme und wollte Mandl umarmen.

Aber Haspinger schlug den Unverschämten zu Boden.

Da brach es wie ein Sturmwindstoß durch den Haufen — ein breiter Bursch im Waffenrock der Richter-Grenadiere, das Haar wirr; die roten, überwachten Augen funkelten gefährlich — Franz Stockhammer.

Sein Säbelgriff schmetterte einen zweiten Zudringlichen zu Boden.

„Fort mit enk! — I halt' sie zruck!“ schrie er seinem Großvater zu.

Gräfin Martha hob beide Arme.

„Er hat mir Briefe gestohlen! — Nehmt sie ihm ab, Kameraden! — Ist denn kein Mann da, der Schneid hat? — Ihr feigen Memmen! — Der alte Schurke entkommt!“

„Nicht dieser Kugel!“ lachte Lazare kalt; er kehrte eben in Begleitung eines andern zu der Barrikade zurück.

Seine Hand hob das Terzerol und zielte bedächtig.

Aber Lazares Begleiter schlug sie mit der Reitpeitsche zur Seite. Die Kugel verfehlte ihr Ziel und verwundete die Hand des Feldwebels Stockhammer, der drohend und breithingepflanzt den alten Tiroler deckte.

„Schämen Sie sich, Herr — aus dem Hinterhalt auf einen alten Mann und ein Mädchen zu schießen!“ sagte die scharfe Stimme des Fremden.

Überrascht wandte Gräfin Martha sich um.

„Ah! — Better Stephan! — Wie kommen Sie hierher?“

Graf Stephan Batthyany verneigte sich frostig.

„Mein Oheim sandte mich mit einem Auftrag zu Pulszky. Ich kam gestern abend an. Dieser Herr, den ich zufällig dort drüben traf, benachrichtigte mich, daß ich Sie hier finden könne“ — er runzelte die Brauen — „wie ich sehe, in einer Kleidung und Umgebung, die wenig zu Ihrem Namen und Ihrem Geschlecht paßt!“

„Spielen Sie nicht den Sittenrichter, Stephan!“ wehrte sie sich entrüstet. „Sie wissen gut genug: was ich tu, tu ich für unser Vaterland! — Haben Sie Aufträge an mich?“

„Nur einen Brief von Komteß Cäcilie. Wenn die Gräfin Lörkhöny mir erlauben will, sie von hier fortzuführen, werde ich ihn ihr an einem schicklicheren Ort übergeben.“

Das Gesicht Marthas färbte sich dunkel.

„Nicht jetzt! — Hören Sie nicht? Man bläst drüben in der Kaserne das Wecken!“

„Wenn Sie vorziehen, hier zu verweilen — nun, so werde ich Ihnen im Laufe des Tages meine Aufwartung in Ihrer Wohnung machen.“

Er verbeugte sich und wollte sich entfernen; aber Doktor Lazare trat auf ihn zu. Er zeigte ihm seine Hand; die

weiße, sorgfältig gepflegte Haut war durch einen dicken Peitschenstriemen entstellt.

„Sie werden sich bei mir wegen Ihrer Unvorsichtigkeit entschuldigen, Herr Graf — ich will sie gern dem Zufall und Ihrem Eifer zuschreiben!“

Graf Stephan maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle.

„Sie irren, mein Herr!“

„Wie?“

„Der Schlag wurde mit voller Absicht geführt!“

„Aber Sie werden sich entschuldigen! — Ein Wort —“

Graf Stephan Batthyany sah ihn verächtlich an.

„Ich entschuldige mich nicht bei Mouchelmördern!“

„Herr Graf!“

„Was beliebt?“

„Sie werden mir Genugtuung geben!“

„Ich wiederhole: Ich entschuldige mich nicht bei Mouchelmördern. Auch schlage ich mich nie mit ... Rebsmännern!“

Lazare wurde fahl. Die Pupillen seiner glasigen Augen dehnten sich und funkelten so böse, daß selbst die vor nichts zurückbelebende Gräfin sich eines Schauders nicht erwehren konnte.

Graf Stephan erwiderte diesen Blick tödlichen Hasses, ohne eine Wimper zu zucken. Dann drehte er sich kurz um und schritt der Kaserne zu. Durch die Signale gerufen, wogte auch der Menschenstrom dorthin und riß alles mit sich.

Lazare stieß ein kurzes, heiseres Lachen aus. Dann entspannte sich sein Gesicht wieder zu der vorigen Schlawheit. Er zog ein Merkbuch aus der Brusttasche und schrieb einen Namen und ein Datum auf ein leeres Blatt.

Gräfin Martha sah ihm schweigend zu. Sie begriff, was es bedeutete. Leise schüttelte sie den Kopf.

Lazare schloß die Brieftasche und steckte sie wieder zu sich.

„Sie haben wahrhaftig sehr hochmütige Verwandte, liebe

Martha“, sagte er ruhig. „Lassen Sie uns nun gehen, damit wir sehen, was beim Ausmarsch vorgeht. General Bem wünscht genauen Bericht.“

Der militärische Beckruf hatte dem wüsten Haufen im Augenblick andre Gedanken eingegeben; kein Mensch dachte mehr daran, sich mit dem alten Tiroler und seiner Enkelin zu beschäftigen. Haspinger zog sie unbehindert mit sich fort.

„Nönl, Nönl“, flehte Mandl. „Hast's g'fahn? War dös nit der Franz? — So wahr die Mutter Gottes uns beistehn mag, er war's — und er schaut so ruech aus wie a Dörcher!“

Haspinger schüttelte unwillig den Kopf.

„Hast recht, 's war der Franz! Wird mir jetzt doppelt schwer, was ich tun muß. Aber was sein muß, muß sein!“

Er befahl dem Mädchen, sich fest zu ihm zu halten, und wandte sich der Kaserne zu.

Gegen vier Uhr morgens versammelten sich zwei Kompanien Volksgarden von Hundsturm und Wieden auf dem Gumpendorfer Pfarrplatz. Die Menschenmasse, fast durchgängig aus dem revolutionären Bezirk Wieden, wuchs dort fortwährend an.

Unter Loben und Schreien verlangte man von dem Bezirksleiter Braun, er solle auch Gumpendorf und Mariahilf aufrufen, mit ihnen gemeinschaftlich den Abmarsch der Richter-Grenadiere zu hindern.

Braun weigerte sich, den Befehl zu geben, weil ein solches Eingreifen in die militärischen Maßnahmen ganz wider Gesetz und Ordnung sei.

Man beschimpfte ihn.

„Verräter!“

„Schwarzgelber Hund!“

„Stoß ihn nieder!“

Trotzdem sandte Braun zweimal den Befehl auf die Mariahilfer Hauptwache, auf keinen Fall Alarm zu schla-

gen. Aber auf das Geheiß der Menge zogen die Wiedener Trommler durch die Straßen und trommelten das Volk heraus.

Die Volksgarde des Bezirks sammelte sich.

Vergebens versuchte Braun, ihnen das Ungesetzliche klarzumachen — keine Regierung der Welt könne die Befehle ihrer Truppenführer vom Willen jedes Volkshaufens abhängig machen, sagte er; den Grenadieren helfen, heiße, sie in Meuterei unterstützen.

Aber seine Worte gingen im allgemeinen Lärm unter.

Von der Wieden, von Gumpendorf, Mariahilf, ja sogar vom Neubau kam man einzeln und rottenweise herangezogen und sperrte die Gassen nächst der Gumpendorfer Kaserne ab.

Dem Befehl zum Abmarsch innerhalb der Kaserne setzte ein Teil der Grenadiere schon offene Weigerung entgegen. Sie zertrümmerten Geschirr und Möbel und rührten die Trommel für ihre Freunde draußen.

Dennoch gelang es den Offizieren, die Grenadiere zur Aufstellung zu bringen. Man öffnete die Kasernengitter, und, die Grenadiere der Heß-Infanterie voran, die sich als die zuverlässigsten und willigsten gezeigt, marschierte das Bataillon, von Geschrei begrüßt, hinaus.

Dreimal durchbrach die Spitze der Truppe die Haufen der Garden und der Menge. Dreimal wurde sie wieder zurückgedrängt. Einige leichte Verwundungen. Als die erste Abteilung des am Abend vorher zur Unterstützung beordneten Militärs, eine Schwadron Kürassiere des Regiments Mengen und Wrbná-Chevaulegers, auf den Platz rückten, war das Bataillon schon in die Menge eingeklinkt. Zwischen ihm und der Kaserne drängten sich die Garden und Volkshaufen.

Der Major ersuchte die Reiteroffiziere, die widerspenstigen Kompanien der Grenadiere und den Troß zwischen die Gänge zu nehmen und zu begleiten. Die erste Abteilung

drang mit gefälltem Bajonett aufs neue vor, durchbrach die Menschenmauer und gelangte bis zur Mariahilfer Hauptstraße.

Dort sammelten sich die verschiedenen Bezirksgarden, die bisher in Haufen ohne eigentliche Führung durcheinandergelaufen waren. Sie zwängten sich zwischen die Kürassiere und die Grenadiere.

Jetzt erst gelang es Haspinger, sich bis zur Reihe der Soldaten vorzuschieben. Mitten zwischen ihnen und Arm in Arm mit den Grenadieren gingen Frauen, Arbeiter und Garden.

Der Alte, immer die Enkelin an der Hand, bahnte sich den Weg bis zu dem Offizier, der mit seinem Adjutanten hinter der Kompanie der Heß-Grenadiere ritt. Er legte die Hand an den Zügel.

„Halten's zu Gnaden, Herr! Sein Sie der Kommandeur?“

„Ich bin Major Richter“, knurrte der Offizier unwillig. „Was wollt Ihr? Hab' keine Zeit. — Vorwärts die Kompanie, Hauptmann!“

Haspinger schritt neben dem Pferd her.

„Woasß döß, Herr. War selber Soldat — von den Landesschützen am Berg Isel!“

Major Richter sah etwas freundlicher herab.

„Dann seht Ihr ein, mein Alter, daß hier weder Zeit noch Ort ist, Euch Rede zu stehen!“

„I will nix von Ihnen, Herr. Wollt' nur bitten für den Franz, daß Sie's gnädig machen! Wär' gern eher kemma. War aber nit möglich!“

Er reichte ein Päckchen Papiere hinauf.

Der Major wollte sie erst zurückweisen; aber dann erkannte er das Dienstsiegel.

„Zum Teufel, was ist das? — Heiliger Gott! Ein Befehl von gestern abend! — Mann, wie kommt Ihr dazu? Hat man den Befehlsträger ermordet?“

„Schlimmer als dös, Herr“, stammelte der alte Haspinger. „Der Franz ist a Verräter worden an sein Kaiser!“

Major Richter sah mit Erstaunen und Schrecken die Anschriften und Unterschriften der aufgebrochenen Briefe.

„Um Gottes willen, was ist geschehen? Sprecht! Von wem redet Ihr?“

„Von mein Enkel, dem Franz Stockhammer! Er ist Feldwebel im Bataillon — —“

„Ich kenne ihn; er brachte gestern die Berichte zum Kommandierenden General und ins Kriegsgebäude. Er wird noch dort sein — was hat er mit diesen Befehlen zu tun?“

„Ich glaub', sie waren ihm anvertraut...“

„Dann ist er tot! Man hat ihn gemeuchelt! — Er war ein braver Soldat und kannte seine Pflicht.“

„Der Franz lebt —“

„So liegt er verwundet?“ drängte der Major.

„Er ist nit verwundet“, keuchte der Alte. „Er hat freiwillig die Briefe an die Ungarfrau geben; i hab' sie wieder g'nommen, daß der Kaiser nit zu Schaden kommen soll durch oan aus Haspingers Blut!“

Major Richters Augen blitzten.

„Diesen Befehl zwei Stunden eher, und es wäre vielleicht Blut erspart worden! Die Sache muß sofort untersucht werden!“ Er zeigte die Befehle seinem Adjutanten; die kurze Unterredung war nur stoßweise während des Marsches geführt worden. „Es ist zu spät, umzukehren. Aber die Truppen können mit uns zugleich am Bahnhof sein!“ Er sah auf seine Uhr. „Korporal Waldmann! Nehmen Sie den Mann hier in Aufsicht. Sie bürgen für ihn. — Vorwärts dort! Fällt das Bajonett, wenn das Gefindel nicht Raum gibt!“

Tausend Stimmen antworteten.

„Zum Bahnhof! Zum Bahnhof!“

„Reißt die Schienen auf, daß sie nicht fort können!“

Ein Teil der Menge eilte auf Seitenwegen voran; so gelang es dem marschierenden Bataillon, das „Glacis“ der innern Stadt zu erreichen. Dort hatte es freiere Bewegung.

General Bredy jagte auf schäumendem Pferd heran.

„Wo ist Major Richter?“

„Hier, General!“

Der General zügelte das Pferd.

„Wie können Sie gegen den Befehl es wagen, mit dem meuterischen Bataillon vor der bestimmten Zeit auszurücken, ehe die Truppen die Linie und den Bahnhof zu Ihrer Unterstützung besetzt haben?“

Major Richter wies auf den Tiroler und die aufgebrochenen Befehle.

„Hier meine Rechtfertigung! Vor fünf Minuten erst erhielt ich sie durch diesen Mann. Es scheint eine bübische Verrätereie im Spiel!“

„Das ist ein Unglück!“ sagte der General Bredy. „Was ist da zu tun? Aufenthalt oder Rückmarsch sind gleich gefährlich.“

„Vorwärts! Vorwärts, General!“ drängte der Major. „Wenn Sie den Befehl über die zum Beistand kommandierten Truppen haben, werde ich mich an die Spitze der Grenadiere stellen. Ich bürgе dafür, daß die Division von Heß marschiert!“

Triumphgeschrei verkündete die Nachricht, daß der Bahnhof vom Volk schon besetzt sei. Von allen Seiten strömten führerlose Bürgergarden heran und reihten sich in die Züge ein, um die Truppen aufzuhalten oder ihnen den Marsch zu erschweren, bis die Garden stark genug waren, sich erfolgreich zu widersetzen. So ging es langsam fort bis zur Ferdinandsbrücke. Dort wurde ein neuer, vergeblicher Versuch gemacht, den Weitermarsch zu verhindern.

In der Stadt und der Leopold-Vorstadt wurde unterdes Alarm geschlagen, um die Volksgarde unter die Waffen

zu rufen. Studenten, Arbeiter und Fahnenflüchtige hatten derweil mehrere Joche der Eisenbahnbrücke abgedeckt, die Balken zu einer Barrikade verwendet, das Liniengitter geschlossen. Auch die Arbeiter der nahen Fabriken und Eisenbahner waren dabei tätig.

General Bredy befahl den Marsch nach den linksabliegenden Ladorbrücken, um die Grenadiere von Floridsdorf aus mit der Bahn weiterzubefördern.

Das Bataillon gelangte zur ersten Ladorbrücke.

Major Richter mit der Fahne und den Grenadieren von Heß überstieg die Barrikade und marschierte der zweiten Brücke zu. Die andern vier Kompanien blieben auf der ersten Ladorbrücke zurück, obgleich es ihnen ein leichtes gewesen wäre, der Voranmarschierenden zu folgen. Das Volk benutzte die Unentschlossenheit des Generals Bredy, ihn zu umringen und den Befehl zum Rückmarsch zu ertrocken. Indes kehrten schon einzelne Grenadiere von der Abteilung, die schon die Brücke überschritten hatte, vom jenseitigen Ufer über die Barrikade zurück und mengten sich unter das Volk und die Garden. Sie wurden mit Jubel begrüßt.

Durch die Befehlsunterschlagung Franz Stockhammers war verhindert worden, daß das Bataillon Richter bei seiner Ankunft den Bahnhof und die Brücken mit genügenden militärischen Kräften besetzt fand; dann würde es sicherlich weitermarschiert sein. Selbst jetzt noch hätte ein entschlossenes Vorgehen den Abmarsch durchsetzen können. Statt aber sofort von dem jetzt zum Beistand anrückenden Militär — einem Bataillon von Nassau-Infanterie mit einigen Schwadronen Mengen-Kürassiere und Wrbna-Chevaulegers und drei Kanonen — die Zugänge der Brücken besetzen zu lassen, begnügte sich General Bredy, das von dem Volk verschlossene Gitter der Ladorlinie zu sprengen und die Hindernisse fortzuräumen, die fortwährend mit umgestürzten Lastwagen, Balken und Planken den Truppen in den Weg gelegt wurden. Zwei Kanonen ließ man vor

der ersten Laborbrücke zurück, die dritte wurde mit einer Militärabteilung auf der andern Seite aufgestellt. Man sah ruhig zu, daß die Arbeiter, Garden und Legionäre die Balken der zweiten Laborbrücke abtrugen.

Indes drei Legionäre, darunter Doktor Lazare, von einem umgestürzten Wagen herab mit geschickten Worten ungehindert die Menge aufstachelten, hielt auch General Bredy an das Volk eine Rede; er suchte ihm begreiflich zu machen, daß es vergeblich sei, das Bataillon vom Marsch abhalten zu wollen. Es müsse unbedingt den Befehlen gehorchen.

Man wollte den General vom Pferd reißen.

Schließlich versprach er, selber noch einmal im Kriegsministerium neue Befehle einzuholen.

In seiner Abwesenheit erneuerten sich die Zusammenstöße zwischen Truppen und Menge. Die Pioniere wollten die nun vollends abgetragenen Joche wiederherstellen; aber Garden, Bürger, Studenten und Arbeiter hinderten sie daran.

Jenseits der Donau hörte man Sturm läuten.

In einem Haufen der Wildesten und Lautesten, Bürgern und Fabrikarbeitern, stand auf einem Stein Doktor Lazare.

Er trug über der Legionärsuniform einen grauen Rock und einen Stutzen in der Hand. Seine scharfen Augen überflogen den Weg zur Stadt, während er auf die Menge einsprach.

„Dort kommt General Bredy zurück — seht ihr den Tyrannenknecht? — Glaubt ihr wirklich, daß der Verräter Latour drinnen im Kriegsgebäude euren Willen erfüllt hat? — Narren seid ihr! Nur mit Gewalt könnt ihr euer Recht erkämpfen! General Bredy gehört auch zu den Aristokraten! Er war ein Anhänger Metternichs — ich selber hab' ihn häufig nach der Villa gehen sehen!“

Begleitet von Pfeifen und Gebrüll kam General Bredy

heran — wie jeder Offizier vorausgewußt, mit dem strengen Befehl des Kriegsministers, das Bataillon marschieren zu lassen. Um den jenseitigen Truppen den Befehl selber zu bringen, stieg er vom Pferd und schritt über die Balken der Brücke. Als er zurückkehrte, stürzte sich ein Rasender auf ihn und wollte ihn ins Wasser werfen. Ein zuspringender Rittmeister vom Kürassierregiment Mengen und der Platzoffizier Meißer retteten ihn.

Lazare drückte dem zurückkehrenden Arbeiter, der von einem flachen Schlag des Pallasches taumelte, die Hand.

„Du bist ein Tapferer. Du wolltest ein Beispiel geben. Ich will dir Gelegenheit zur Rache verschaffen. Verstehst du zu schießen?“

„I treff' das Schwarz in der Scheib'n, bin a g'lernter Büchsenmacher. S' haben's mich fortg'jagt aus der G'wehreffabrik, weil i's Maul nit halten wollt!“

„Hier, nimm den Stutzen. Gleich wird's losgehn — dann nimmst du den General aufs Korn! Ich bin etwas kurzichtig, sonst tät' ich's selber!“

Ein Mann hörte die Worte im Vorübergehen und warf ihm einen spöttischen Blick zu. Es war Graf Stephan Batthyany, gefolgt von zwei Landsleuten. Einer seiner Begleiter schwang einen Brief in der Hand.

„Nachrichten aus Ungarn, Männer von Wien! Die Kroaten sind geschlagen, Jellachich ist gefangen! Laßt die armen Grenadiere nicht gegen die Ungarn marschieren, sonst sind sie verloren!“

Das Volk schrie, die zur zweiten Laborbrücke vorgeschobene Abteilung müsse zurückgeholt werden. Die Kompanien am rechten Ufer weigerten sich jetzt nachdrücklich, weiterzumarschieren; aber sie wollten auch nicht zurückkehren ohne ihre Fahne, die sich bei der andern Abteilung mit Major Richter befand. Major Richter weigerte lange die Rückkehr, selbst noch als General Bredy ihn dazu auffordern ließ.

Die Legionäre, etwa zweihundert Mann, und die Vorstadtgarden hatten jetzt den Eisenbahndamm besetzt und sperrten auch den Weg zum Bahnhof. Die Zahl der Garden und Legionäre betrug an dreitausend, die der Truppen zweitausend Mann, einschließlich der widerseßlichen Grenadiere.

Da es unmöglich war, über die zerstörten Brücken zu marschieren, beschloßen die Generale Bredy und Frank endlich gegen zehn Uhr vormittags, zurückzukehren. Dieser Befehl weckte lautes Siegesgeschrei der Menge.

Aber das Gerücht verbreitete sich, das sei nur eine Irreführung; man wolle das Bataillon zu einem andern Tor hinausführen. Es sei mit den schwarzgelben Stadtgarden einverstanden, werde die inneren Tore sperren und von den Wällen herab die Vorstädte beschießen.

Der Tumult schwoll mit jedem Augenblick und brandete gegen die Reihen der Soldaten an. Gewehr bei Fuß, mußten sie sich widerstandslos alle Beschimpfungen gefallen lassen.

In diesem Augenblick schwenkte Graf Stephan sein Luch. Mehrere der ungarischen Abgesandten und der Legionäre, unterstützt von der Menge, stürzten sich auf die Kanonen und schleppten einen Pulverkarren fort. Als sie das Geschütz faßten und es fortziehen wollten, hob der General Bredy den Degen.

„Feuer!“

Es war sein letztes Wort.

Die Nassau-Infanterie gab eine Salve ab. Tote und Verwundete bedeckten den Platz; unter der Gegensalve der Legionäre sank General Bredy vom Pferd. Eine Kugel hatte ihn durch den Kopf getroffen, eine andre in die Seite.

Die Menge stob auseinander. Ein wildes Schießen begann auf der ganzen Reihe, hinter dem Damm; von ihm geschützt, unterhielt die akademische Legion ein wütendes Feuer auf das Militär. Das Volk bemächtigte sich der bei-

den Geschütze. Ein ehemaliger, entlassener Offizier richtete sie und feuerte das eine gegen die Reihen seiner frühern Kameraden.

Bergeblich versuchte die Infanterie den Damm zu stürmen; vom linken Kanalufer her über die beiden Brücken stürmten die Vorstadtgarden und die übergelaufenen Grenadiere den Truppen in den Rücken.

Der Oberstleutnant Klein, der nach dem gefallenem General Bredy den Befehl übernahm, erlitt das gleiche Schicksal. Er fiel, von mehreren Kugeln durchbohrt.

Auf der ganzen Damfstrecke plänkelte das Feuer. Der Platz bedeckte sich mit Leichen und Verwundeten. Das dritte Geschütz stürzten Arbeiter ins Wasser.

Über eine halbe Stunde dauerte das Feuer.

Schritt für Schritt wichen die Truppen der Übermacht.

Lazare raste unterdessen in einem Fiaker durch die Jägerzeile und die Bischofsgasse. Den Leuten zeigte er in der Hand ein Artilleriegeschloß.

„Volk von Wien! — Die Söldner der Tyrannei schießen deine Brüder mit Granaten nieder! — Akademische Legion, zu den Waffen!“

Urbna-Chevaulegers trabten über den Karmeliterplatz vom Labor her der Stadt zu, Oberstleutnant Abel voran.

Die am Platz aufgestellten Garden weigerten ihnen den Durchgang.

Rechts ab schwenkten die Reiter, wieder dem Labor zu, sich durchzuhauen zur Schwadron.

Da knallten Schüsse.

Der Offizier sank aus dem Sattel. Mit ihm fielen noch sechs Mann.

An der Bärenapotheke schossen sie auf den fliehenden Rest.

Latour

Mit hastigen Schritten durchmaß die Gräfin Lörkyöny das große Zimmer, dessen Fenster hinausfahen nach dem Platz. Die durchwachte Nacht mit ihren Zügellosigkeiten hatte dunkle Ringe um ihre Augen gezeichnet. Sie trug wieder Frauenkleidung; aber in der Schärpe, die den dolmanartigen Überwurf mit ihren drei Ungarfarben umschloß, steckten Pistolen; am geöffneten Fenster lehnte ein Doppelgewehr.

„Noch immer keine Nachricht, General! Und sie müssen doch aneinander sein! — Wie können Sie nur so ruhig bleiben? — Horch! War das nicht Kanonendonner? Dieser verdamnte Lärm auf den Straßen läßt uns das eigene Wort nicht hören!“

General Bem auf dem Diwan wandte kaum den Kopf. Er las ruhig die Berichte weiter, die er in der Hand hielt.

„Sie taugen nicht zum Befehlshaber, meine Gnädige — auch der Krieger muß geduldig die Zeit erwarten. Sierakowski brachte uns ja eben erst die Nachricht, daß Latour festgeblieben ist und Bredy befohlen hat, ein Ende zu machen!“

„Oh, über diese Männer! Nichts kann sie zur Tat anspornen! Bedenken Sie, daß die Verräter am Schottentor den Pionieren den Einlaß in die Stadt gewährt haben! Daß sie jetzt im Kriegsgebäude sind!“

General Bem lächelte spöttisch.

„Latour ist ein Narr; ich hätte ihn für klüger gehalten! Nicht drei Kompanien, sondern alles verfügbare Militär! — Was ist's?“

Ein Legionär, staub- und blutbedeckt, riß die Tür auf und trat ohne weiteres ein.

„Die Gräfin Lörkhömy?“

General Bem trat ihm entgegen.

„Reden Sie, Herr!“

„Doktor Lazare sendet mich. Das Militär hat den Kampf begonnen. Das Volk hat die Kanonen genommen. Bredy ist gefallen. Man schlägt sich von der Laborbrücke bis zum Bahnhof!“

Bem atmete hoch auf; seine Brust schien sich zu weiten, seine kleine Gestalt zu wachsen bei dieser Nachricht.

„So ist's recht! — Wo ist der Doktor?“

„Er folgt mir sogleich!“

Vom Platz herauf rasselte die Trommel der Volksgarde. An den Ecken bliesen Hörner.

„Jetzt ist's Zeit, die Kanonen zu erzwingen! — Wissen Sie, wo sich Ihr Kommandant Migner befindet?“

„In der Aula!“

„Eilen Sie zu ihm. Sagen Sie ihm, er solle die Herausgabe der Kanonen aus dem bürgerlichen Zeughaus erzwingen und sie nach der Bastei und dem Roten Turm schaffen lassen.“

Der Legionär sah fragend auf Gräfin Lörkhömy.

„Gehen Sie, gehen Sie; es ist alles in Ordnung!“

Sie schob ihn zur Tür hinaus.

„Es ist Zeit, daß ich mich zurückziehe“, sagte General Bem. „Die Vorhänge dort werden mich genügend verdecken; empfangen Sie die Berichte in ihrer Nähe — antworten werde ich selber.“

Er ließ die Vorhänge niederfallen und zog sich in die Nische zurück.

Fenneberg und der Abgeordnete Löhner stürzten in das Gemach.

„Sie sind aneinander! Der Tanz hat begonnen!“

Gräfin Martha preßte die Hände ineinander. Ihre Augen glühten.

„Haben Sie zuverlässige Leute auf dem Turm?“

„Seit fünf Stunden! Diese Bürgerwachen müssen geschlafen haben oder blinde Maulwürfe sein. Hören Sie!“

In langen, dröhnenden Schwingungen kam der Klang der Riesenglocke vom St. Stephan herunter. Das mächtige Sturmgeläut erschütterte selbst die Verschworenen, viel stärker noch die Bevölkerung, die sich auf dem Platz drängte.

„Sturm! Sturm!“ heulte der eiserne Mund.

„Sturm! Sturm!“ heulte die Menge durch die Straßen.

Ein Fiaker raste daher und hielt vor dem Haus. Das Pferd stürzte zusammen. Aus dem Schlag sprang Doktor Lazare und ließ weithin auf das Pflaster das Artilleriegeschloß unter die Menge rollen.

„Hier habt ihr das Brot, das der Kaiserhof in Schönbrunn dem hungernden Volk sendet!“

Gebrüll antwortete.

Er flog die Treppe hinauf.

„Alles vortrefflich, Martha; Ihr Vetter Stephan Batthyany — Gott verdamme den hochmütigen Hund! — schlägt sich wie ein Löwe!“

Über den Platz dröhnte der regelmäßige Tritt einer Abteilung. Alle eilten an die von Rolläden verschlossenen Fenster und lauschten hinaus; eine Kompanie der Volksgarden des Kärntner Viertels marschierte zum Sammelplatz am Stephan.

Streffleur, der längst unbeliebte stellvertretende Oberbefehlshaber der Volksgarden, hatte schon seit längerer Zeit die Anordnung getroffen, daß bei allgemeinem Alarm die Stadtgarden sofort gewisse wichtige Punkte, darunter das bürgerliche Zeughaus und den Stephansturm, besetzen sollten, um das Sturmläuten zu verhüten. Das war sofort geschehen; dennoch kam die Bewachung zu spät. Die Läuter der Glocken verteidigten oben mit dem Bajonett den Auf-

gang, indes die Kompanie Kärntner Garden unten den Turm und die Kirche besetzte. Die Aufständischen umtosteten sie heulend und pfeifend.

Lazare und Fenneberg wechselten einen Blick.

„Ist Moser bereit?“

„Er wartet mit seinem Bataillon!“

„Dann fort! Es ist keine Zeit zu verlieren!“

Fenneberg erteilte einem der sechs Legionäre im Vorzimmer einen Befehl; gleich darauf eilte der Mann über den Platz in der Richtung des Holzmarkts.

„Wie steht's mit den Zeughäusern?“

„Sobald der Kampf hier im Gang ist, werde ich auf meinem Posten sein!“ erwiderte Fenneberg.

Vom Schottentor her kam die Nachricht, die Volksgarden der Vorstädte, sechs Kompanien stark, hätten die Bastei besetzt und die Stadtgarden des Schottenviertels von dem Posten am Tor vertrieben, weil sie die Pioniere in die Stadt einließen.

Die Kundgebung, die unterdes der im Kriegsgebäude versammelte Ministerrat über den Zusammenstoß an der Laborbrücke erließ, fand nicht die geringste Beachtung. Die Garden, Arbeiter und Legionäre, die sich dort geschlagen, marschierten singend in die Stadt. In ihrer Mitte viele von den Richter-Grenadieren und die zwei eroberten Kanonen, auf den Proben verwundete Studenten. Einer der Grenadiere trug den Generalshut Bredys auf der Spitze seines Bajonetts. Jubel begrüßte die Einziehenden. Man besetzte sofort die Stadtmauer und schloß die Tore. Dem rückkehrenden Bataillon Nassau wurde der Eintritt in die Stadt verweigert.

In den Straßen wogten dichte Menschenmassen. Die vierte Kompanie der Kärntner Garden aus der bessern Bürgerschaft, den Aufständischen verhaßt, faßte Fuß am Stephansturm; als das zweite Bataillon der Wiedener Garden unter seinem Kommandeur Moser anrückte, be-

begleitet von der erregten Menge, wurde stürmisch der Abzug der Stadtgarden verlangt.

Die Wiedener machten etwa fünfzig Schritt vorm Dom halt. Ihr Bataillonschef trat vor und forderte vom Oberstleutnant Ackeremann, die Kärntner sollten den Posten räumen.

Ackeremann weigerte sich. Aber er hatte noch nicht ausgesprochen, als aus einem Fenster des Erdgeschosses seiner Häuserseite ein Schuß knallte und einer der Garden stürzte.

Gellendes Geschrei ging über den Platz.

„Verrat!“

„Die Schwarzgelben schießen auf das Volk und die Vorstädter!“

Die Wiedener lösten sich in Plänklergruppen auf. Im Nu sah man Fremde in Garden- oder Legionäruniform unter ihnen. Gewehrfeuer knatterte. Droben heulte immer lauter die Sturmglocke.

Pulverdampf füllte den Platz. An den Fenstern ringsum wurde es lebendig. Feuer gegen die Stadtgarden. Anfangs bestürzt und untätig, begannen sie jetzt, sich zu wehren.

Trotz ihrem Widerstand wurden die Kärntner zurückgedrängt. Sie flüchteten in die Kirche. Aber die Kirchentür wurde von den Wiedenern und der Menge eingeschlagen. In den breiten Gängen des Doms, vor den Altären, im Chor, auf den Stufen des Hauptaltars schlug man sich, rastete der Mord.

Die Wache, die am Eingang des Turmes in ihrem Schilderhaus stand, wurde gleich zu Anfang des Kampfes von Bajonettstichen durchbohrt.

Oberstleutnant Ackeremann fiel schwer verwundet. Der zweite Offizier, Leutnant Doktor Drechler, stürzte. Auf dem Steinpflaster, auf den Bänken floß das Blut in Strömen, häuften sich Verwundete und Leichen. In den Kapellen schlug sich der Rest der Kärntner mit dem Mut der Verzweiflung.

Einer der Rasenden rühmte sich später, den Hauptmann

der Kärntner Garden unter dem Hochaltar erspäht und bei den Haaren hervorgezogen zu haben; dann habe er ihm den Schädel mit dem Kolben eingeschlagen und die Kopfhaut bis zum Kinn abgezogen.

Aus dem Kampf am Stephansplatz und im Dom brachte man allein in das Spital der Barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt fünfzehn Tote und fünfundneunzig meist tödlich Verwundete.

Unterdes war auch an andern Stellen der Kampf entbrannt. Aus dem Haus am Hof flogen die Adjutanten nach allen Seiten.

Die drei Kompanien Pioniere, die das Schottentor kurz vorher glücklich gequert, besetzten zunächst den Platz am Hof, dann den Graben und das alte Wahrzeichen Wiens, den Stock-im-Eisen-Platz.

Von andrer Seite rückten Eisenbahnarbeiter mit langen eisernen Spießen heran; das Militär begann zu plänkeln; denn die Pioniere am Stock wurden vom Volk und den Garden belästigt. Das Zeichen zum Kampf wurde gegeben. Von Fenstern und Dächern, aus den Seitenstraßen und aus den Kellerlöchern heraus begann das Feuer gegen die Soldaten. Sie wurden nach dem Hof zurückgedrängt.

Die am Graben aufgefahrenen Geschütze brüllten ununterbrochen. Die Geschosse fegten den Platz, sie drangen zu Hunderten durch die Eisenläden der Geschäfte, in die Mauern und die Fenster, und töteten und verwundeten Unschuldige. Viele aus den Garden und dem Volk fielen; aber unaufhaltsam stürzten die Massen vorwärts: Knaben, junge Männer, Arbeiter, angefeuert von Leuten in Legionstracht.

Ein donnernder Jubelruf.

„Hurra!“

„Die Geschütze genommen!“

„Das Volk Sieger auf dem Platz!“

„Grenadiere und Pioniere nach der Freilung zurückgedrängt!“

Bergebens schickte Latour den Obersten Stockau zum Platz, dem Feuer Einhalt zu tun.

Zu spät.

Das Volk war Sieger.

Gleich einer rasenden Brandung heulten und stürmten seine Bogen gegen das Kriegsgebäude!...

Zitternd, und dennoch von dem eigenen stählernen Willen festgehalten, bewahrte Gräfin Lörkhöny ihren Platz im Gemach, als das Kartätschenfeuer losbrach. Das Kreuz eines Fensters stürzte, von Kugeln zerschmettert, ins Zimmer.

Nicht ohne Bewunderung sah der polnische General auf dieses Weib, das er sonst aus dem tiefsten Grund seiner geraden Soldatenseele verachten mußte.

Hinter den breiten Pfeilern der Mauer stand Lazare.

Als das Volk auf die Geschütze stürzte und sie unter Jubelgeschrei nahm, vermochte sich Martha nicht länger zu halten. Mit einem Siegesruf eilte sie an das zerschmetterte Fenster. Sie gebärdete sich wie toll und riß das Gewehr hoch, um selber auf die weichenden Soldaten zu feuern.

General Bem sprang hinzu.

„Sie sind verrückt! — Wollen Sie die Aufmerksamkeit hierher lenken?“

Er wand ihr das Gewehr aus den Händen.

An der Tür erschien Marosch, Marthas ungarischer Kammerdiener.

„Es sich der Teufel in den Kerlen! Wollen sich nicht länger halten lassen bei Geschützfeuer!“

„Herein mit ihnen! — Ihre Zeit ist gekommen!“

Ein Bote stürzte ins Haus. Er brachte Nachricht aus der Burg, vom Reichsrat.

Goldmark schrieb flüchtige Worte; die Linke hatte ihren Willen erzwungen; trotz dem Widerspruch des Präsidenten

Strobach hatten ihre Führer Smolka, Scherzer, Hubicki, Rudlich, Goldmark und andre ihren Zweck erreicht und die Einberufung einer außerordentlichen Sitzung durchgesetzt.

Vergeblich suchte der Präsident im Ministerium Beistand.

Hubicki ließ mit Gewalt den Saal öffnen. Bewaffnete drängten sich in drohender Haltung auf die Galerien und Pressebänke.

„Bevor nicht drei von den slawischen Abgeordneten aufgehängt sind“, erklärte Scherzer offen, „ist keine Ruhe!“

Sechzig Mitglieder der Linken bildeten für sich den Reichstag neu und wählten Pillersdorf zum Präsidenten, Goldmark zum Schriftführer. Der Verfassungsgebende Reichstag war fertig, der Sicherheitsausschuß beantragt; auf dem Wildbretmarkt und der Tuchlaubengasse hielten Studenten und Vorstädter Jagd auf die Stadtgarden. An den Fenstern gegenüber dem Musikvereinshaus harrten die Aufständischen auf die böhmischen Abgeordneten.

Die Botschaften überstürzten sich.

Das Haus am Hof — die kühlberechnende Hirnzelle des rasenden Wiens — nahm sie auf und verarbeitete sie. Umgedacht in Weisungen und Befehle, zuckten sie wieder hinaus über die Plätze, durch die Straßen und Gassen.

In den Tuchlauben am Kohlmarkt und an den andern Stellen, die am Abend die geheimen Führer bezeichnet hatten, wuchsen die Barrikaden aus der Erde. Redner verkündeten offen die Liste der Häupter, die fallen mußten: Latour, Wessenberg, Bach, Strobach, Streffleur, Stadion, Rieger, Trojan und andre.

In der Aula sammelte sich der Studentenausschuß und handelte in Gemeinschaft mit dem Hauptausschuß der demokratischen Vereine. Habrosski, Silberstein, Lausenau waren die Führer. Aus dem Haus am Hof erging dorthin der Befehl, den Angriff auf das Zeughaus mit aller Kraft zu unterstützen.

Dort schlug man sich erbittert unter der Anführung der Ungarn und Studenten. Es galt den großen Waffenvorräten. Die Besatzung der kaiserlichen Zeughäuser bestand aus der Wachtmannschaft von Kaiser-Infanterie-Grenadieren, einer halben Kompanie von Erzherzog-Ludwig-Grenadieren unter Befehl des Hauptmanns von Möse, und einer halben Kompanie Deutschmeister unter Oberleutnant Paar mit dem Zeughauspersonal; bei der Weiträumigkeit der Höfe und Gebäude und gegenüber der zahllosen Volksmasse ein ungenügendes Häuflein, aber entschlossen, sich bis zum letzten Mann zu wehren. Die leichten Tore wurden verrammelt, Kanonen im Innern aufgestellt, die Fenster mit Schützen besetzt.

Bald waren die Fenster des Palais des Fürsten Windischgrätz und aller andern Häuser in der Nähe mit Garden und Legionären gespickt. Hinüber und herüber bligten die Gewehre.

Aus den umliegenden Ortschaften überstürzten sich Botschaften; die Studenten hatten den Landsturm aufgeboten; überall heulten die Sturmglocken; gefälschte Befehle des Oberkommandos der Volksgarde vermehrten die Verwirrung.

Am Nachmittag um vier Uhr versuchte die Menge, die Tore der Waffenkammer zu sprengen; ein Zug von Deutschmeister-Grenadieren machte einen Ausfall und vertrieb die Angreifer. Es gab viele Tote.

Im Kriegsgebäude, rückwärts im zweiten Stock, war seit dem Morgen der ganze Ministerrat versammelt. Von zehn zu zehn Minuten kamen Berichte, zuerst über die Vorgänge am Labor, dann auf dem Stephansplatz. Seit zwölf Uhr harrten drei Kompanien Pioniere, Gewehr bei Fuß, mit dem Rücken gegen die Kirche, zum Schutz des Ministeriums aufgestellt.

Botschaft auf Botschaft jagte zum Kriegsminister Lator: den schwer bedrängten Stadtgarden an der Stephans-

Kirche Hilfe zu senden. Latour verweigerte es; erst als der Ordonnanzoffizier Pizzighelli mit der Nachricht von dem Gemetzel im Dom zurückkehrte, entschloß sich Latour auf das allgemeine Verlangen, das Militär eingreifen zu lassen. Er erteilte dem Obersten Schön von Monte-Cerro den Befehl, mit zwei Kompanien Pionieren und zwei Geschützen den Stephansplatz zu räumen.

Das war die Abteilung, die mit den Garden und dem Volk am Stock-im-Eisen in Kampf geriet und nach dem Kriegsgebäude zurückgedrängt wurde.

Die vor dem Kriegsgebäude aufgestellte Hauptwache wurde nun in den Hofraum gezogen, in dem zwei mit Kartätschen geladene Geschütze standen; die Tore wurden geschlossen. Links im Hof, neben der großen Hauptstiege, wurde die Hauptwache aufgestellt; rechts gegenüber stand eine Kompanie Deutschmeister-Grenadiere unter Befehl des Hauptmanns Brandmayer; die berittenen Ordonnanzen hielten in der Mitte des Hofes.

Das Landwehrbataillon der Nassau-Infanterie war durch das Franzentor in die Stadt gezogen; aber die Bognergasse war versperrt. Die Leute, die noch kurz vorher den Kriegsminister gebrängt hatten, den Stadtgarden Hilfe zu senden, verlangten jetzt die Einstellung des Feuers.

Näher und näher rollte der Geschützdonner. Flüchtende Soldaten rannten durch die Bognergasse.

„Das Militär flieht!“ scholl es überall.

Die Minister hielten kurzen Rat; nach wenigen Minuten erschien der Kriegsminister mit einem Befehl in etwa zwölf-facher Ausfertigung. Auf den Blättern standen die Worte:

„Das Feuer ist überall einzustellen!“

Die Unterschrift stammte von Latour und Wessenberg. Die Ordonnanzoffiziere jagten damit davon.

Zu spät!

Am Hof hatte das Militär die letzten Schüsse abgegeben — die Kanonen waren genommen.

Über die Freilung hinaus tobte der Kampf. Die Schottengasse war verbarrikadiert. Das Militär bahnte sich den Weg durch die Herrengasse. Die Abteilung, die im Hof des Generalkommandos aufgestellt war, wurde von Übermacht umzingelt und entwaffnet. Durch das Spalier der höhnenden Menge mußte sie waffenlos abziehen.

Um das Kriegsgebäude flutete die Menge; General Frank, Leutnant Witulewicz und ein junger Legionär, der sich dort eingedrängt hatte, wollten vom Balkon herab der Menge die Befehle zur Einstellung des Feuers verkünden — der Schlüssel zum Balkon war verschwunden.

Der Student riß das Fenster auf und schwang sich hinaus, um das Papier vorzulesen.

Vergebliche Mühe — in dem tobenden Sturm verhallte jedes Wort.

Gegen die Tore donnerten die Axte, die Beile, die Brechstangen — schon wich der Flügel.

„Einlaß! Einlaß!“

Der Kriegsminister gab Befehl, die Geschütze und Wachen zurückzuziehen.

Er unterschrieb damit sein Todesurteil...

„Latour! Latour!“

„Tod dem Verräter!“

Doktor Lazare drückte den Arm der Gräfin; weit beugte sie sich aus dem zerschmetterten Fenster.

„Jetzt, jetzt kommt die Vergeltung!“ murmelte sie.

„Wir sind nicht allein, Martha! Wir werden Gehilfen haben bei Ihrer Rache. — Sehen Sie den Mann dort im Mantel? Fünf Männer um ihn her — verdammt verwegene Gestalten!“

Sie preßte das Glas ans Auge.

„Der Mensch scheint mir bekannt — ist das nicht...?“

„Pulzky! Er arbeitet auf eigene Rechnung — oder auf die des Diktators, nachdem er gestern den Großmütigen spielte!“

„Je mehr, desto besser! — Lassen Sie unsre Saufänger los! — Fort mit ihnen! — Sehen Sie, man öffnet wirklich das Tor!“

Lazare tippte mit einem Finger auf ihre Schulter.

„Halten Sie den Laternenpfahl dort im Auge! Ich wünschte, ich könnte die Gruppe beobachten — doch ich muß die Fäden aus der Entfernung leiten!“

Gräfin Martha nahm eine Zeichenmappe von einem Tisch.

„Sie sollen nichts verlieren; ich werde Ihnen den Augenblick meiner Rache im Bild festhalten!“ Ein grausames Lächeln verzerrte ihr Gesicht. „Lamberg und Latour — ihr habt euch eure eigene Henkerin gezüchtet!“

„So behalten wir ein Andenken!“¹

Lazare war schon an der Tür.

Dort harrten unter Maroschs und des Slowaken Szabo Bewachung die drei Männer, mit denen die Gräfin am Abend getrunken hatte. Szabo hatte den Waffenrock abgeworfen. Er stand mit weitaufgestreiften Hemdärmeln, eine starke Schnur lose über die Brust geknotet, einen kurzen Eisenspieß in der Faust.

„Habt ihr alles?“

Sie grinsten und wiesen auf Hammer, Beil und Bajonett.

„Nun beweist, daß ihr nicht nur Prahlhänse seid. Die Zeit der Tat ist da! — Vorwärts, Slowak!“

Die vier polterten die Treppe hinunter — ihnen voran der Mann im grauen Rock...

Auf dem Platz, über den die Menge ins Kriegsgebäude strömte, kamen sie an der Leiche eines Pioniers vorüber.

Der Graurock bückte sich und nahm den Säbel, der der erstarrten Hand entfallen war.

Gerade als der zweite Torflügel aufflog und die ins Innere gezogene Hauptwache wieder auf ihren Posten vor

¹ Es ist Tatsache, daß eine Frau aus einem Fenster am Platz den furchtbaren Auftritt, anscheinend in voller Seelenruhe, mit dem Zeichenstift festhielt.

das Gebäude marschiert war, gelangten die Männer aus dem Haus am Hof ans Tor. Angefeuert von dem Mann im grauen Rock drang die Masse mit Stangen, Spießen und Beilen in den Hof, untermischt mit Garden und Legionären. Anfangs nur einzeln und scheu, dann in Gruppen, langsam noch, lauernd und suchend. Dann größere Haufen, die schließlich in wahnwitzigem Wüten die hintere Stiege hinaufstürmten und sich in die langen Gänge des Gebäudes ergossen.

„Wo ist Latour?“

„Er muß sterben!“

„An die Laterne mit dem Hund!“

Schmähungen und Flüche überschrien schrill das Loben und Töten.

Der Graue hielt sich im Hof des Kriegsministeriums, unweit dem Tor, an einer bestimmten Stelle. Seine Augen eilten suchend an den Fenstern und Eingängen des Gebäudes entlang.

Er wies auf die Geschütze. Man warf sich auf sie und zog sie unter Geschrei durchs Tor hinaus.

In der allgemeinen Verwirrung entkamen die Minister und andre noch im Kriegsgebäude Anwesende völlig unmerklich. Nur Latour verschmähte die günstige Gelegenheit zur Flucht. Seine soldatische Erziehung befahl ihm, auf dem verlorenen Posten bis zuletzt auszuharren.

In der Reichstagsversammlung hatte die Linke inzwischen den Präsidenten zur Eröffnung gezwungen und die Versammlung als ordentliche Sitzung erklärt. Ein böhmischer Abgeordneter, Woznický, stellte den Antrag, man möge sechs Mitglieder der Versammlung mit weißen Fahnen absenden, um dem Blutvergießen Einhalt zu tun. Wenn auch nur das Leben eines einzigen Bürgers gerettet werde, erweise man dem Vaterland einen großen Dienst.

Violand, Schussekla und noch zwei andre Mitglieder der

Linken, ein Bürger Wiens und der Antragsteller wurden dazu gewählt. Man riß die weißen Fenstervorhänge im Sitzungssaal herab und verfertigte daraus Fahnen.

Gegen vier Uhr erschien der Handelsminister, Hornbostel; er gab die Versicherung, daß der Befehl zum Einstellen des Feuers schon unterschrieben werde, doch sei das Leben der Minister bedroht.

Der Buchhändler Borrosch aus Prag, ein eifriges Mitglied der Linken und Feind der Tschechen, beantragte, eine Abordnung zu ihrem Schutz hinzusenden. Man wolle nicht, daß der Sieg des Volkes entweicht werde.

Borrosch, der stellvertretende Vorsitzende Smolka, ein Rechtsanwalt, und der Arzt Doktor Goldmark aus Wien-Schottfeld, übernahmen diese Pflicht.

Beide Abordnungen trafen auf dem Weg am Hof zusammen.

Borrosch bestieg ein Pferd und hielt eine Rede ans Volk. Er ließ sich hinreißen, seiner alten Feindschaft gegen die Tschechen nachzugeben und wetterte gegen sie. Er forderte die Menge auf zu geloben, das Leben Latours zu schonen. Er werde später in Anklagezustand versetzt werden.

Alles stimmte ihm zu.

„Hoch Borrosch!“

„Es lebe die Linke!“

Durch Händehaben wurde das Gelöbniß geleistet.

Hoch zu Roß, lärmend begrüßt von der Menge, zog Borrosch weiter durch die Gassen und Straßen.

Smolka und Sierakowski blieben am Hof zum Schutz Latours zurück.

Die Gefahr wuchs.

In der Vorhalle des Reichstags weilte der Adjutant des Kriegsministers, Hauptmann Niewiadowski, um Schutz für Latour zu erbitten.

Neue Massen drangen ins Kriegsgebäude. Ein Techniker Rauch, der für die Schonung Latours eintrat, wurde

kurzerhand an seiner eigenen Schärpe aufgehängt. Ein Gardist schnitt ihn ab.

Freunde Latours drangen in ihn, seinen Waffenrock abzulegen und sich vor den Lobenden zu verbergen.

Mit jeder Minute rückte die Entscheidung näher.

Die weiten Gänge des ehemaligen Jesuitenklosters hallten wider von wilden Drohungen.

„Wo ist Latour?“

„Er muß sterben!“

„An die Laterne mit dem Hund!“

Endlich gab Latour nach.

Er ließ sich von seinem Kammerdiener umkleiden und eilte aus seiner Wohnung im zweiten Stock hinauf zum Dachgeschoß in eine verborgene Kammer, die zur Aufbewahrung von Gerätschaften bestimmt war.

Gleich darauf drang die Menge in seine Zimmer. Legionäre und Ungarn beschlagnahmten seine Schriften. Andre plünderten.

„Wo ist Latour?“

„Er muß sterben!“

„An die Laterne mit dem Hund!“

Ungeduldig harrte Lazare im Hof des Kriegsgebäudes — die Meute heulte um ihn.

Die Stiege herunter stürzte ein Legionär und eilte auf ihn zu.

„Der Bursche hat sich verborgen! — Er ist nirgends zu finden!“

„Ich lasse das Haus in Brand stecken, ehe er entweichen darf!“

„Hinaus ist er noch nicht!“

„Ich kenne ihn. Ich prüfe jedes Gesicht! — Wo ist die Franzl? Die verfluchte Dirne läßt uns im Stich! — Nein, beim Teufel, da kommt sie! — Sieh das Mädchen dort, Szabo! — Das ist sie — führe sie hierher, mit Gewalt, wenn sie nicht folgen will!“

Franzl, die Geliebte des Richter-Grenadiers Ignaz, schlich scheu die Seitenstiege herab.

Der Falkenblick Lazares aber hatte sie zwischen der ein- und ausdrängenden Menge erspäht. Szabos unwiderstehliche Hand faßte sie und zerrte sie vor Lazare.

„Läßt lange auf dich warten, Franzl“, sagte Doktor Lazare drohend. „In solchen Dingen hat es Eile. Unse Freunde müssen auf dem Platz sein. Dein Ignaz ist glücklich wieder in der Stadt, aber — wo ist Latour?“

Angstlich blickte das Mädchen um sich.

„I woaß nit — sie haben ihn halt versteckt!“

„Wer?“

„Die Herren Offiziere.“

„Lüge nicht! — Du weißt es. Ich hatte dir befohlen, auf ihn zu achten. Wo steckt Latour?“

„I woaß es bei Gott nit! Bei der heiligen Franziska, meiner Schutzpatronin!“

„Nimm Vernunft an, Franzl! — Wenn wir ihn nicht finden, hängen wir dich selber!“

Das Mädchen begann zu zittern.

„Der Fischer, sei Kammerdiener, hat ihm die Uniform auszogen und ihm a Frackl antan und an Huat aufg'setzt. Nachher haben sie ihn nach oben g'führt!“

„Wohin?“

„I will auf d'r Stell' hinsein, wenn i's woaß! — Sie sein wieder oberkemma ohne ihn.“

Lazare sann nach. Er fühlte, das Mädchen sprach die Wahrheit.

Bei der Weitläufigkeit des Gebäudes und den vielen kleinen und versteckten Räumlichkeiten mußte es sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein, den Versteckten zu finden. Wie leicht konnte auch der Sinn der Menge umschlagen und die Vernunft die Oberhand gewinnen — jetzt, da der Sieg errungen war!

Ein teuflischer Plan zuckte ihm durch den Kopf. Er sah die Reichstagsabordnung zum Schutz Latours und beschloß, die Männer für seine Zwecke zu benutzen. Er wollte Latour durch irgendein Mittel herauslocken und ihm dann den Rückweg abschneiden.

Er näherte sich einer Gruppe, in deren Mitte Smolka mit Goldmark und andern Führern sprach. Unter ihnen befand sich, den Arm in der Binde, der junge Legionsoffizier, der sich in die Beratung der Generale gedrängt und für den Befehl zur Einstellung des Feuers gewirkt hatte.

Lazare zog ihn beiseite.

„Sie wissen nicht, wo sich Latour versteckt hält?“

„Nein! Er muß im vierten Stock unter dem Dach sein. Drei bis vier Offiziere allein wissen es.“

„Raten Sie Smolka, sogleich öffentlich zu erklären, daß er und die andern Reichstagsmitglieder den Grafen unter ihren Schutz nehmen und für seine Sicherheit bürgen, wenn er binnen einer Viertelstunde seine Abdankung unterzeichne.“

„Aber wer soll Latour davon benachrichtigen? Keiner weiß, wo er steckt!“

„Seien Sie ohne Sorge; seine Freunde werden es ihm sofort zutragen.“

„Und dann?“

„Dann wird er sein Versteck verlassen. Sobald dies geschieht, öffnen Sie irgendein Fenster des Stockwerks, in dem die Unterzeichnung vor sich gehen wird — nach dieser Seite hier, und Sie zeigen sich, damit wir unterrichtet sind.“

Der Offizier nickte und machte eine Bewegung zu gehen.

„Noch eins: Wo befindet sich Graf Stephan Batthyany?“

„Er führt die Stürmenden gegen das Zeughaus.“

„Gut! — Eilen Sie!“

Der Legionär entfernte sich.

Mit mehreren Abgeordneten kam jetzt der Adjutant des Ministers, Hauptmann Niewiadomski, vom Reichstag her wieder in den Hof. Er hatte dort auf das Eindringlichste den Schutz des Ministers verlangt.

Staatssekretär Pulszky zog Lazare in ein eifriges Gespräch. Dennoch beschäftigte sich Lazare weiter mit der Braut des Grenadiers Ignaz. Seine Augen bohrten sich scharf und drohend in die ihren.

„Keine Weigerung, Franzl! Wir werden auf den Gängen sein. Wenn du nicht wachsam bist, werde ich deinem Ignaz ein Geschichtchen von den Barrikaden erzählen und —“

„O Jesus! Zwungen haben S' mi und schön daher-g'reb' und g'sagt...“

„Schweig! Du weißt, du bist in meiner Hand. Fort — und gehorche!“

Franzl schlich weinend ins Haus.

Smolka, anscheinend selber überzeugt, daß er auf diese Weise das Leben Latours retten könne, machte unterdes dem Adjutanten des Kriegsministers und durch diesen den Offizieren, die seinen Aufenthalt kannten, den Vorschlag der Abdankung.

„Binnen einer Viertelstunde! — Länger wird sich der Zorn der Menge nicht bändigen lassen!“

Die Offiziere kletterten unters Dach in die Gerätekammer.

Graf Latour, unvorsichtig und vertrauenselig, verließ das Versteck und begab sich in ein Zimmer des vierten Stockwerks. Dort traf er mit Smolka zusammen.

Sofort öffnete sich ein Fenster im vierten Stock, und der Legionäroffizier winkte herunter. Zum Zeichen, daß er ihn verstanden habe, hob Lazare den Arm.

„Jetzt ist es Zeit“, sagte er.

Im Zimmer des vierten Stocks schrieb der Kriegsminister unterdes seine Abdankung.

„Mit Genehmigung Seiner Majestät bin ich bereit, meine Stelle als Kriegsminister niederzulegen.

Wien, am 6. Oktober 1848.

Latour, m. p.,
F.M.“

Smolka nahm das Blatt an sich und entfernte sich, um das Volk zu beruhigen; der Legionäroffizier begleitete ihn...

Graf Latour hielt sich nach Ausstellung dieser Urkunde für völlig sicher und weigerte sich zunächst, den Bitten des Majors Borberg und anderer Offiziere nachzugeben und in sein früheres Versteck zurückzukehren. Als er sich endlich dazu entschloß, war es zu spät; die aus der Tür tretenden Offiziere fanden den Gang schon von tobenden Menschen besetzt.

„An die Laterne!“

Die Offiziere zogen sich eilig zurück.

Latour bat sie, ruhig im Zimmer zu bleiben. Er selber durchschritt mehrere Räume und trat durch einen kleinen finstern Gang in ein geheimes Gemach.

Auf dem Weg dorthin begegnete ihm niemand; nur ein Dienstmädchen, das zum Haus gehörte, drückte sich scheu knirschend an ihm vorbei — es war Franzl.

Nach kaum einer Viertelstunde erschien Smolka, der Pole Sierakowski, der junge Legionsoffizier, ein Offizier der Volksgarde und einer der Männer Lazares — ein Ungar, aber wie ein Wiener Arbeiter gekleidet — bei den Offizieren Latours und fragten nach dem Grafen.

„Graf Latour hat das Zimmer verlassen.“

„Wohin?“

„Wir wissen es nicht.“

„Das ist schlimm! — Das Volk will sich nicht mehr mit seiner Abdankung beruhigen! Wir sind beauftragt, ihn unter unsern Schutz zu nehmen und ihn ins bürgerliche Zeughaus in Sicherheit zu bringen!“

Major Borberg zuckte die Achseln.

Der Mann im grauen Rock stand auf der Schwelle.

„Wenn der Herr Graf Latour so leicht auf unsre Hilfe verzichtet“, sagte er mit schneidendem Ton, „dann müssen wir auch für die Folgen jede Verantwortung ablehnen!“

Auf seinen Wink trat die Abordnung wieder auf den Flur hinaus.

Dort wiederholte Smolka laut sein Anerbieten.

In dem kurzen Schweigen, das seinen Worten folgte, antwortete eine rauhe Stimme.

„Auf die Gefahr Ihrer Ehre, Herr! — Ich nehme Ihr Anerbieten an und stelle mich unter Ihren Schutz!“

Es war Latour.

Er hatte den dunklen Gang verlassen und zog eben die Tür hinter sich ins Schloß.

Trotz allem Vorangegangenen ging es wie ein Erschrecken durch die Anwesenden.

„An die Laterne!“ brüllte jemand aus dem Hintergrund, und ein halbes Duzend Männer fiel im Chor ein.

„Nach der kleinen Stiege!“ sagte der Legionsoffizier. „Sie ist die nächste!“

Der Mann im grauen Rock entfernte sich eilig nach der großen Treppe. Der als Wiener Arbeiter verkleidete Ungar blieb. Er band ein Schnupftuch um den langen Hammer, den er trug.

„Vorwärts, meine Herren!“ rief Graf Latour. „Wenn Sie mir helfen wollen, dürfen wir nicht zögern!“

Die kleine Stiege führte rechts im Kriegsgebäude durch vier Stockwerke hinunter zum Erdgeschoß und mündete am Brunnen im Hof.

Sie war sehr schmal und bei jedem Stockwerk mit einer Doppeltür versehen. Sierakowski ging voran, Smolka hielt sich neben Latour, dann folgten der Legionär und der Gardist; zuletzt der Ungar.

Auf jedem Treppenabsatz schwenkte er den Hammer mit dem Tuch, und auf jedem Absatz vermehrte sich die Begleitung durch die in den Gängen tobende Menge. Die

enge Stiege war schon gesperrt; nur mit Mühe vermochte Sierakowski sich mit der Begleitung Latours vorwärtszuschieben.

Bis jetzt war es gelungen, Latour vor jeder körperlichen Mißhandlung zu schützen; aber niemand konnte mehr im Zweifel sein, was folgen mußte.

Fäuste ballten sich. Verwünschungen, wilde Flüche in allen Mundarten des Kaiserreichs. Gnadenloser Haß. Blutgier auf allen Gesichtern...

Man betrat die letzte Stiege.

Schon lag, durch die Türspalte sichtbar, der Hofraum offen, gefüllt mit Menschen, Kopf an Kopf.

Nahe der Tür harnte der Mann im grauen Rock, den Säbel in der Rechten.

Neben ihm lauerten Szabo, der Slowak, und Franz Wengler, der böhmische Schneider.

Die beiden andern, Thomas Jurkowich, der Kroat, und Karl Brambosch, der liederliche Wiener Zimmermaler, bargen sich in dem Haufen, der Latour dicht auf den Fersen folgte.

Mehr getragen als selber gehend, stieg der alte Soldat die Stufen herab; seine Augen flogen groß und seltsam wissend über die Menge; es war, als ahne er sein Schicksal...

Noch fünf Stufen — da trat der Legionsoffizier zurück.

Der Kerl mit dem Hammer und mehrere andre schoben sich sofort in den entstandenen Zwischenraum.

Der Ungar legte Latour roh die Faust auf die Schulter.

„Haben Furcht jetzt, alter Verräter — vor Lohn für alle böse Tat an Ungarland? — Zitterst für Leben deines? —“

Latour sah ihm in die haßfunkelnden Augen.

„Du irrst! — Ich habe oft im Kugelregen gestanden! — Ich fürchte auch den Dolch nicht! Ich habe ein gutes Gewissen!“

Er trat in den Hof.

Seine Augen fielen auf den Mann im grauen Rock. Ein höhnisches Lächeln verzerrte dessen bleiches Gesicht zur Frage, während er die Rechte mit dem schweren Säbel wie zum Zeichen hob.

Bei diesem Anblick erbehte Latour zum erstenmal.

Kannte er dies Gesicht? War es ihm schon irgendwann in seinem Leben begegnet? Er streckte den Arm aus, als wollte er einen Namen rufen.

Da senkte der Graurock den Säbel.

Ein wildes Gedränge entstand.

Smolka, Sierakowski und der Volksgardeoffizier suchten Latour zu schützen.

Lächerliches Bemühen — die anbrandende Menschenflut fegte sie hinweg.

Der böhmische Schneider Franz Wengler schlug ihm den Hut vom Kopf; andre packten ihn bei den Haaren. Er suchte sie mit den Händen abzuwehren und griff in die erhobenen Waffen.

Hauptmann Graf Gondrecourt war der letzte, dem es gelungen war, dem Sturm zu widerstehen und in seiner Nähe zu bleiben. Er deckte ihn mit seinem Körper; mit blutenden Händen stemmte er sich gegen die Heranstürmenden.

Da fiel ein Schlag hinter ihm — ein Knirschen und Krachen wie von zermalmenden Knochen —

„Eljen Kossuth! — Fürs Ungarland!“

Der verkleidete Ungar hatte mit beiden Armen ausgeholt und Latour von rückwärts den Hammer auf den Kopf geschmettert.

„Nimm auch das noch!“ rief er und schwang den Säbel.

„Die Gräfin Lörkhöny sendet es dir!“

Die Klinge zischte quer in das entsetzte Gesicht.

Der Blick Latours fiel auf einen hohen, breitschultrigen Greis, der sich mit Gewalt Bahn brach. Die brechenden

Augen schienen mit der geheimnisvollen Klarheit des Sterbens die verwitterten Züge plötzlich zu erkennen.

„Haspinger!“ schrie er zusammenbrechend. „Zu Hilfe dem Retter deines Kindes!“

Der greise Tiroler stand.

„Der Offizier vom Stubai! — Heilige Mutter der Schmerzen! — Ich komm!“

Der alte Haspinger war von den Wellen des Straßenkampfes zum Hof getragen worden. Die Enkelin, getrennt von ihrem Großvater, flüchtete in die Wohnung des Hausmeisters Döllinger; der Alte, eingeklinkt in die wilde Menge, wurde allein bis an die Mordstätte weitergetrieben.

„Gebt Raum, ihr ruechen Mörder!“

Sein Ruf verhallte ungehört.

Bergebens warf er die breite Brust den Mordbuben entgegen. Unter seinem Arm hindurch stieß Szabo dem Sterbenden den Speiß durch die Brust.

„Der Wolf muß Blut trinken!“ brüllte er mit Schaum vor dem Mund und stieß zum zweitenmal zu.

„Nimm's von Hanka meinigte!“

Zehn, zwanzig Waffen bohrten sich von allen Seiten in den zuckenden Körper.

„Halal! — Keine Gnade dir in Todesstund' deinigte! — Halal!“

Der Slowak stemmte den Fuß gegen den sich windenden Leib und zog den Speiß heraus. Sein Racheruf ging über in einen langgezogenen schrillen, unmenschlich wilden Schrei, und zum drittenmal rannte er das grobe Eisen in den Körper Latours.

Das entsetzliche Heulen drang hinüber bis an das Haus am Hof und verkündete der Gräfin am Fenster, daß der, der sie geächtet, nicht mehr unter den Lebenden weilte...

Durch die grausige Tat und den Blutdunst zur Raserei entflammt, fielen die Gedungenen Lazares über den Toten her. Gesindel, Verbrecher und Dirnen, Mugnießer jeder ge-

waltsamen Umwälzung, ob von oben oder unten, Masgeier der Revolution, Ausgestoßene von links und von rechts, Geächtete der menschlichen Gesellschaft — alles das sammelte sich wie ein Schwarm Schmeißfliegen an einem Kadaver.

Der verkommene Zimmermaler Karl Brambosch schlang eine Schnur um die Eisenstäbe des Fenstergitters, in dessen Nähe Latour erschlagen worden war. Daran hängte man den Leichnam auf und schoß nach ihm wie nach der Scheibe. Man stach nach ihm und schnitt ihm die Kleider vom Leib. Vertierte Weiber zerrten die Glieder auseinander und verstümmelten sie.

Die Schnur am Gitterfenster riß. An den Haaren, an den Füßen schleifte man nun den Leichnam über den Hof.

„Das Militär kommt!“

Dreimal erscholl der Ruf.

Vielleicht suchten Männer, die mit Abscheu von verkommnen Geschöpfen die Sache der Freiheit entweiht sahen, die Bestien durch eine billige Täuschung von ihrem Schändungswerk abzuhalten.

Dreimal flohen die Entmenschten, dreimal kehrten sie zurück und schleiften den zerfetzten Körper schließlich auf den Platz, an der Hauptwache vorüber, bei der die Grenadiere, Gewehr bei Fuß, gefesselt durch den letzten Befehl des Toten, sich nicht von ihrem Posten zu rühren wagten.

Unter Töhlen und Heulen schleppte man die Überreste Latours an den Laternenpfahl vor der Hauptwache.

„Hanka! — Halal!“

Wie ein Besessener sprang Szabo Polko unter der Laterne herum, schrie und fletschte die Zähne — die gräßliche Spannung seit der schaurigen Todesnacht seiner Geliebten hatte ihm im Augenblick der Rache den Verstand verwirrt.

„Slowak elendiger feiert Hochzeit mit Hanka! — Halal!“

Die Teufel hoben einen Burschen in weißer Jacke mit aufgestreiften Hemdsärmeln in die Höhe; er schlang die beiden Militärmantelriemen, die ihm der tolle Slowak Szabo reichte, um den Eisenarm und hängte den Leichnam zum zweitenmal auf.

Am Fenster des Hauses am Hof lehnte Gräfin Martha — die Zeichenmappe in der Hand, das Opernglas neben sich. Ihr Bleistift glitt leicht und geschickt über das Papier. Das Gesicht glühte vor Zufriedenheit, vor satter Genugtuung.

Wieder fiel die höllische Meute über den Toten her.

Endlich hing er nackt und bloß im Wind. Man schnitt ihm die Waden und den Rücken auf, durchstieß ihn mit Spießen, schoß im Fackelschein nach ihm, tauchte Lächer und Lappen in das Blut und hielt sie gleich Fahnen brüllend hoch. In den düstern Spelunken, in denen sich die Verbrecherwelt ihr Stelldichein gibt, wurden während der Nacht die Fetzen seiner Kleidung als Kostbarkeiten verkauft.

So besudelten Mörder und Bestien die Empörung eines Volkes, den Kampf um den höchsten menschlichen Traum: um die Freiheit...

Gleich nach der Ermordung Latours strömte die Menge zum zweitenmal zum Kriegsgebäude, um dem General Frank das gleiche Schicksal zu bereiten.

Der entschlossenen Haltung einiger Führer gelang es, das zweite Verbrechen zu verhindern. Sie brachten General Frank in das bürgerliche Zeughaus. Zweimal versuchte man, ihn seinen Schützern zu entreißen; das erstemal forderte eine Horde seine Auslieferung; sie mußte mit dem Bajonett zurückgetrieben werden. Das zweitemal verlangten sie Legionäre mit einem schriftlichen Befehl des Studentenkomitees. Auch den zweiten Ansturm schlug die geringe Besatzung ab.

Am Abend vermochte General Frank sich in Begleitung zweier Garden zu entfernen. Am Morgen entwich er aus

der Stadt und in das Hauptquartier des kommandierenden Generals, Grafen Auersperg, der mit den Truppen im Schwarzenbergischen Garten und auf dem Belvedere bilagerte. Die Soldaten trugen ihn auf den Schultern durchs Lager; denn die Erbitterung der Truppen über die Greuelszene am Kriegsgebäude wuchs mit jeder neuen Nachricht.

In der Stadt dauerte der Kampf noch fort.

Der Reichstag tagte ohne Pause und ernannte einen Sicherheitsausschuß.

In der Schenke fand zur Feier des Sieges ein Gelage statt; die Garden und Legionäre auf den Galerien wurden gefeiert; die Mitglieder der Rechten, namentlich die Böhmen, bedrohte man offen, und nach dem Stuhl des Präsidenten wurde geschossen.

Im Sitzungssaal hausten bewaffnete Eindringlinge zwischen den Abgeordneten. Doch als ein Kerl mit einer langen Brechstange in der Hand, in Jacke und Schürze, mit seiner Teilnahme an dem Mord Latours prahlte und abscheuliche Einzelheiten erzählte, ließ der stellvertretende Vorsitzende Smolka den Saal räumen.

Auf dringenden Rat entfloß der Erste Präsident des Reichstags, Strobach, mit den Böhmen und den meisten Mitgliedern der Rechten noch in der gleichen Nacht, da Löhrner offen den Antrag stellte, sie in Anklagezustand zu versetzen. Die bedrohten Minister Bach und Wessenberg entkamen in Verkleidung. Der Oberbefehlshaber der Volksgarde, Streffleur, legte im Reichstagsaal sein Amt nieder. Abgeordneter Scherzer wurde sein Nachfolger.

Man entsandte eine Abordnung nach Schönbrunn mit der Forderung eines Ministeriums Smolka, der Absetzung Jellachichs und der Zusicherung allgemeiner Straflosigkeit für Bürger und Militär.

Eine andre Abordnung wurde zu Auersperg gesandt; sie verbot jeden Angriff auf die Stadt.

Im Reichstag forderte Bioland die Verbannung der Erz-

herzogin Sophie und der Erzherzöge Ludwig und Franz Karl.

Vom Zeughaus her gingen fortwährend Nachrichten über den Kampf ein; die Besatzung schlug sich im Gebäude mit Mut und Erbitterung. Die anstürmenden Haufen wurden mit wohlgezieltem Feuer zurückgeworfen.

In den engen Straßen ringsumher lagen die Leichen. Noch war es der Menge nicht gelungen, einen Vorteil zu erringen und das Tor zu sprengen; zweimal nahmen die Ausfallenden die herbeigeschleppten Geschütze und richteten sie gegen die Angreifer.

Die Nacht kam.

Noch immer währte der Kampf. Leichen häuften sich auf Leichen.

Am Eingang der Kienngasse sammelte sich ein neuer Trupp von Volk und Legionären um ein Geschütz, mit dem man das Tor des Obern Zeughauses durch wiederholte Schüsse zerstört hatte. Das Feuer der Besatzung machte es jedoch unmöglich, in den Hof einzudringen.

Legionäre und Arbeiter berieten. Da erschien von der Burg her ein Offizier der Volksgarde mit einer weißen Fahne und einem Trommler. Im Namen des Reichsrats verlangte er das Einstellen des Feuers. Er hatte Auftrag, mit der Besatzung zu verhandeln.

Graf Stephan Batthyany, der dort den Angriff leitete, erteilte Befehl zur Kampfespause.

Zwei Männer, tief in weiße Mäntel gehüllt, näherten sich von der andern Seite, General Bem und Pulszky; hinter ihnen der Mann im grauen Rock.

„Es ist Zeit, General“, sagte Pulszky, „daß Sie selber den Befehl übernehmen. Dem Grafen Batthyany mangelt es an der nötigen militärischen Erfahrung. Wenn Kugeln nicht helfen, nehmen Sie Feuer! Morgen wird es leider schon Leute genug geben, die sich zu Verfechtern der sogenannten Ordnung aufwerfen. Die Masse Mensch ist

meist zu bequem und zu feig, um ihre Sklavenketten zu zerbrechen. Wir haben nur noch diese Stunden für uns. Die Waffen und Vorräte müssen in die Hände des Volkes kommen, nicht in die der Bürger."

General Bem nickte.

"Ich fürchte nur — da die Narren im Reichsrat die Sache in die Hand genommen haben — die Unterhändler dort drüben werden sie beenden. Man wird das Zeughaus durch die Garden besetzen lassen; und auf diese haben wir nur wenig Einfluß."

"Das muß unter allen Umständen verhindert werden. Geben Sie Ihre Befehle, General; ich werde die meinen erteilen."

"Ich werde die Geschütze nach der Schottenbastei beordern und die Schmiede in Brand stecken lassen; dem Angriff von zwei Seiten können sie bei aller Tapferkeit nicht widerstehen."

Er zog sich mit Pulszky und dem Mann im grauen Rock unter den dunkeln Torweg eines nahen Hauses zurück und ließ Stephan Batthyany rufen.

Der Graf kam sofort; seine Wange blutete von einem Streifschuß.

"Ich hoffe, Ihnen in wenigen Minuten die Unterwerfung des Zeughauses melden zu können", sagte er nach knapper Begrüßung. "Ich habe der Besatzung Abzug mit den Waffen und mit allen Ehren anbieten lassen."

General Bem machte eine unwillige Bewegung.

"Lassen Sie das Feuer gegen das Gebäude sofort wieder beginnen!"

Erstaunt blickte Graf Stephan auf den General.

"Mir sind bis zur Beendigung der Kampfpause die Hände gebunden, General! Der Unterhändler befindet sich noch am Tor. Ich hoffe außerdem, er bringt die Annahme meiner Vorschläge!"

"Er darf nicht zurückkehren!"

„Wie meinen Sie das?“

„Geben Sie einem der besten Schützen den Befehl, ihn aufs Korn zu nehmen!“

„Herr, das ist — das ist —“

„Es muß sein!“

„General, der Augenblick scheint schlecht gewählt zu einem Scherz!“

General Bem trat noch dichter an Graf Stephan heran.

„Ich bitte, meine Anordnungen nicht zu bekritteln! Im Namen des Vaterlandes: Gehorchen Sie dem Befehl! Ich stehe hier im Namen Ihres Oheims!“

Graf Stephan zog finster die Brauen zusammen und legte die Rechte an den Degenknauf.

„Ich kenne meinen Oheim! Nie wird er die heilige Sache der Freiheit mit einer bübischen...“

General Bem richtete sich hoch und hob gebieterisch die flache Rechte.

„Halt!“ sagte er, in dem er dem Graurock einen kaum merklichen Wink gab. „Sie werden es noch lernen müssen, junger Mann, daß Geschichte nicht immer mit Kirchenschnörkeln geschrieben wird. Ich schlag’ den Feind mit seinen eigenen Waffen. Das Ziel erreichen ist alles — der Weg dahin gleichgültig. Glauben Sie mir, mit diesem einen Schuß können Sie Ihrem ungarischen Vaterland vielleicht die Freiheit erhalten und —“

„Verzeihung, Herr General“, unterbrach ihn Graf Stephan schroff, „solange ich die Ehre habe, meinen Degen im Dienst der Freiheit...“

Er stockte und wandte sich jäh um.

Von der Barrikade, die von den Legionären und Gardes vor dem nächsten Waffenhaus aufgeführt worden war, knallte ein Schuß.

Der Offizier der Volksgarde, der mit der weißen Fahne eben vom Tor des Zeughauses zurückkehrte, hob die Arme, drehte sich um sich selber und stürzte zu Boden.

Langsam näherte sich von der Barrikade her der Mann im grauen Rock, gleichmütig, die Hände in den Taschen.

„Es ist geschehen“, sagte er mit leichter Verbeugung.

„Bube! Ich werde Sie zur Rechenschaft ziehen!“ knirschte Graf Batthyany.

„Keinen Streit, meine Herren!“

General Bem trat zwischen die beiden.

„Stecken Sie die Klinge weg, Graf! — Der Angriff auf das Zeughaus steht jetzt unter meinem Befehl, und ich allein trage die Verantwortung für meine Maßnahmen.“

Er zog seine Uhr.

„Halb elf. Das Feuer wird noch drei Stunden fortgesetzt. Auf jeden Unterhändler, ob von der Reichsversammlung oder von der Besatzung, wird geschossen. Jedes Unterhandeln wird unter allen Umständen verhindert.“

Finster, grußlos wandte sich Graf Stephan ab.

Pulszky legte ihm eine Hand auf die Schulter.

„Nehmen Sie Vernunft an, lieber Graf. Waffenhandwerk ist immer ein rohes Gewerbe. — Gehorchen Sie; es gilt die Freiheit Ungarns! Und wegen dieser Kugel, da können wir später noch reden!“

General Bem hatte mit dem Mann im grauen Rock gesprochen. Jetzt drehte er ihm rücksichtslos den Rücken.

„Graf Batthyany?“

„General?“

„Sind die drei Schützen, die ich Ihnen sandte, nach meinem Befehl aufgestellt? Und die fünf Männer mit den roten Schärpen an der Barrikade?“

Graf Stephan blickte ihm offen, fast herausfordernd ins Gesicht.

„Drei von den Schärpenmännern sind erschossen. Die Kugeln haben sie — merkwürdig genug — von hinten getroffen.“

„Sie haben die Sache nicht untersucht?“

„Sofort. Es standen in den Häusern hinter ihnen nur Ihre drei Schützen; aber es war von dort nicht...“

Bem nickte.

„Bekümmern Sie sich nicht weiter darum. Die Sicherheit Ungarns und unsre eigene forderte den Tod dieser Männer.“

„Und darf ich fragen, wer sie sind?“

„Die Mörder Latours! — Ich danke Ihnen.“

Er hob flüchtig einen Finger zur Stirn und wandte sich zu dem Mann im grauen Rock.

„Sie sind hoffentlich so klug gewesen, das gleiche zu tun.“

Dem Fall des Unterhändlers war eine Pause der Überraschung und Entrüstung gefolgt.

Dann setzte der Kampf aufs neue ein und wurde mit kurzen Unterbrechungen in steigender Erbitterung geführt.

Graf Stephan Batthyany nahm nicht mehr an ihm teil.

Noch zweimal trafen Boten des Reichsrats zur Unterhandlung mit der Besatzung ein; sie fanden ihren Tod; niemand wagte mehr, das gefährliche Amt zu übernehmen.

Die Lage der Besatzung wurde immer bedenklicher. Der Brand der Schmiede leuchtete dem Kampf, und das Geschütz, das General Bem auf der Schottenbastei hatte auffahren lassen, beherrschte die Höfe.

Bald begannen die Hintergebäude des Armaturzeughauses zu brennen. Vom Garten der Schottener aus versuchte man die Mauer zu unterhöhlen.

Nach Mitternacht zog von der hohen Brücke her ein bewaffneter Haufen gegen das durch Feuer und Geschosse halbgeöffnete, mit Geschützen bewehrte Tor des Obern Zeughauses herab.

Die Herandrängenden verlangten die Einstellung des Feuers und erklärten, mit den Soldaten gemeinschaftlich die Verteidigung des Zeughauses übernehmen zu wollen.

Die Grenadiere kamen aus ihrer Deckung hervor und drängten sich ins Tor. Die Hauptleute Kastell und Möser und der Oberleutnant Paar leiteten diese eigenartigen Verhandlungen.

In diesem Augenblick bemerkte der Hauptmann Kastell ein Leuchten auf dem Rohr eines hinter den Soldaten und dem Volk stehenden Geschützes.

Entsetzt sprang er zurück.

Ein junger Mensch aus dem Volkshaufen hatte sich hinter das Rohr geschlichen und suchte mit einem glimmenden Schwamm die Zündröhre, um das Geschütz hinterwärts auf die Besatzung und seine eigenen Brüder abzufeuern.

„Hund!“ schrie Kastell.

Aufmerksam gemacht durch den Ruf, schlug der Kanonier den Vermessenen mit dem Sekkolben zu Boden, und die erbitterten Grenadiere warfen sich wütend über ihn. Sein Leben verblutete unter ihren Fäusten.

Plötzlich griff die Menge draußen mit Flintenschüssen an.

„Batterie — Feuer!“

Die Geschütze krachten. Zwei Kartätschenladungen segten hintereinander in den dichtgedrängten Haufen.

Totenstille breitete sich jäh über den dunklen Platz. Dann folgte das Achzen und Stöhnen der Verwundeten.

Noch einmal war der Angriff abgeschlagen.

Bis zum Morgen verteidigte die Besatzung den ihr anvertrauten Posten. Sie konnte es aber nicht verhindern, daß die Gegner in die brennenden Hintergebäude einbrachen.

Einem der Besatzungsoffiziere gelang es, unentdeckt durch die Feinde zu kommen und das Feldlager des befehlighenden Generals Graf Auersperg im Schwarzenbergischen Garten zu erreichen.

Der Graf mußte ihnen jedoch selber raten, das Zeughaus bei Tagesanbruch den Volksgarden zu übergeben, da

der Posten nicht länger zu halten sei und er ihnen Hilfe nicht bringen könne.

Mit einer Reichstagsabordnung wurde schließlich die Waffenstreckung vereinbart.

Gegen acht Uhr erfolgte die Übergabe der Zeughausgebäude.

Die Soldaten zogen mit ihren Waffen ab; das Volk ehrte sie trotz seiner Erbitterung, indem es sie mit Hurras auf dem Weg nach dem Schwarzenbergischen Garten begrüßte.

Dann aber stürzte es über die rauchenden Brandstätten in die Waffenkammern und Werkstätten.

Viele Schätze von historischer Merkwürdigkeit fielen ihm in die Hände oder wurden zerstört.

Nun war die Stadt im Besitz der Waffen und eines hinreichenden Kriegsmaterials, um sich gegen jeden Angriff von außen zu verteidigen.

Achtzehnhundertzehn

An der Laterne auf dem Platz am Hof hing noch die zerfetzte Leiche Latours.

Stunde auf Stunde verrann.

Die Raserei erschlaffte im kalten Odem der Nacht.

Leerer und leerer wurde der Platz.

Selbst der freiwillige Wächter des Hasses, Szabo Polko, der Slowak, der sein Opfer nicht verlassen hatte, saß zusammengekauert und in sich gekehrt auf einer nahen Steinstufe und schien den düsteren Schauern seiner Umgebung entrückt. Die Lider waren geschlossen.

Er schlief.

Um die Lippen spielte ein kindliches Lächeln, und manchmal war es, als suchten seine Finger im Traum etwas Hauchfeines zu fassen und unendlich behutsam zu streicheln wie eine langgesuchte und endlich gefundene Geliebte. Dann bewegten sich seine Lippen und murmelten unverständliche, fremde Zärtlichkeiten.

Aber manchmal verzerrte sich sein fahles, blutüberkrustetes Gesicht zur Frage. Er zeigte die gelben Zähne wie ein toller Hund, Geifer floß ihm aus den Mundwinkeln auf die gierig gespreizten Hände.

Zäh ging ein Ruck durch ihn hin.

Geheimnisvoll emporgerissen, öffneten sich seine Augen weit und starrten wild und erschrocken um sich, bis sie an dem im Wind leicht drehenden Leichnam sich zur grauenvollen Wirklichkeit zurückfanden.

Dann sank er nach einem gemeinen ungarischen Fluch wieder in sich zusammen, und nach kurzer Zeit hatten

Schlaf und Traum ihn wieder zurückgeführt in die Arme seiner verlorenen Hanka...

Ihm gegenüber, auf der Schwelle des Eckhauses nahe dem Kriegsgebäude, hockte der alte Nazi Haspinger, den Kopf in die Hand gestützt, die Augen sinnend auf den verstümmelten Toten gerichtet.

Auch der Alte war der Gegenwart entrückt: die Tage seiner Jugend zogen an ihm vorüber wie im Traum. Der Mann da, kaum noch einer menschlichen Gestalt ähnlich, hatte einst sein Liebstes und Bestes, sein Kind, gerettet.

Achtunddreißig lange Jahre schwanden dahin wie ein Nichts vor des Alten Erinnerung; die Gegenwart versank, die Vergangenheit wurde lebendig, so lebendig, daß er sie noch einmal durchtritt und durchlitt.

In dem Jahr, das dem großen Kampf der Tiroler gegen die Fremdherrschaft folgte, 1810, führte das Geschick die beiden Menschen zuerst zusammen, die sich hier in der blutigen Nacht von Wien wiederfanden.

Seit einem halben Jahrtausend hatte das Land Tirol zu Österreich gehört; und die Herzen seiner Kinder waren mit ihm verwachsen. Man reißt ein Volk nicht durch ein Stück Papier und einen tyrannischen Frieden willkürlich auseinander, ohne daß die Büchsen knallen und die blutenden Leiber die heimatliche Erde decken.

Auch die Alpenwände Tirols warfen lange das Echo der treuen Stützen zurück, die sonst nur nach dem flüchtigen Wild des Hochgebirges, der Gemse und dem Adler knallten. Diesmal suchten die Kugeln ihr Ziel in französischen und bayerischen Herzen — ein trauriges Zeichen deutscher Zerrissenheit und Knechtschaft.

Im Preßburger Frieden von 1805 hatte Napoleon Bonaparte, der neue Gewalthaber Europas, das Land Tirol an Bayern „verschenkt“. Aber als die österreichischen

Fahnen im Jahr 1809 aufs neue gegen den Frankenkaiser wehten, flogen die Alarmfeuer von Berg zu Berg. Innerhalb dreier Tage, vom 11. bis zum 13. April, war das ganze Land durch die eigenen Söhne wiedergewonnen. 800 Mann französische und bayrische Truppen wurden bei Innsbruck, Hall und dem Sterzinger Moos gefangen genommen.

Aber die Glücksgöttin des männermordenden Krieges folgt nur selten den Fahnen des Rechts. Nach den Siegen von Eckmühl und Regensburg zog Napoleon gegen Wien; aufs neue brachen die bayrischen Truppen, die deutsch redenden Brüder und Nachbarn ins Land Tirol. General Chasteler, von der Übermacht bei Wörgl geworfen, mußte über den Brenner hin das Land räumen.

Da erschien Andreas Hofer, der am Sterzinger Moos gesiegt hatte, mit seinen Schützen unter den Entmutigten und zog vom Brenner her mit Eisenstecken und Speckbacher und dem kühnen Mönch Joachim Haspinger, der jetzt in der Domwand zu Innsbruck an seiner Seite ruht¹.

Beim Berg Isel oberhalb Innsbruck schlug am 25. und 29. Mai der Bauernführer Andreas Hofer die Bayern und jagte sie aus dem Land. Schon flog die Freiheitskunde durch das ganze Land. Da rollten die Donner von Wagram,

¹ Johannes Simon Haspinger, geboren am 28. Oktober 1776 zu St. Martin im Pustertal, als Ordensgeistlicher Joachim genannt, kämpfte 1796, 1797 und von 1799—1801 mit den Tirolern gegen die Franzosen, trat nach medizinischen Studien 1802 in den Kapuzinerorden, wurde 1805 zum Priester geweiht und erhielt die Predigerstelle im Kloster zu Schlanders im Vintschgau. Er gehörte dem Geheimbund der Tiroler von 1808 an. Die Siege auf dem Isel am 29. Mai und 13. August 1809 waren zum großen Teil sein Werk. Nach der zweiten Erhebung im November wurde er, 1810, von den Bayern geächtet. Von 1815—1836 war er Pfarrer zu Traunfeld in Niederösterreich, lebte dann in Wien und zog 1848 als Feldprediger mit Tiroler Feldjägern nach Italien. Er starb am 12. Januar 1858 in Salzburg und wurde neben Andreas Hofer in Innsbruck beigesetzt.

und der Waffenstillstand von Znaim stempelte den Freiheitskampf der Tiroler zu strafwürdiger Empörung.

Der französische Marschall Lefebvre zog mit 40 000 Mann ins Land. Hofer wich in die Eishöhlen des Pässeertals zurück. Als aber Speckbacher und der Kapuziner Haspinger tollkühn der erdrückenden Übermacht entgegentraten, stand auch Hofer wieder an der Spitze der Seinen. Und wieder beim Berg Isel, am 13. August, jagte er den Frankenmarschall hinaus aus den geliebten Bergen.

Der Frieden von Schönbrunn am 14. Oktober lieferte jedoch Tirol und Vorarlberg der Gewalt des Feindes aus. Verlassen von Wien, unterwarf auch Hofer sich; doch schon am 12. November, durch falsche Siegesnachrichten verführt und von Männern wie Haspinger gedrängt, rief er seine alten Kampfgenossen noch einmal auf.

Doch die Tage seines Glücks waren vorüber. Die Macht Napoleons beherrschte die Berge. Vergeblich kämpfte und rang die kleine Freischar in zahlreichen Gefechten; von Tal zu Tal, von Berg zu Berg drängte sie die Übermacht, bis die Treuesten fielen oder zerstreut umherirrten und in den unzugänglichen Schluchten und Klammern der heimatlichen Berge heimliche Zuflucht suchen mußten.

Auch Andreas Hofer war verschwunden, als hätte die Erde ihn verschluckt. Vergeblich ließ der französische General Baraguay d'Hilliers ihn suchen; er besetzte sein Haus am Pässeier und nahm die Familie gefangen, die selber nicht wußte, wo er sich verbarg. Das allein stand fest, daß er Tirol nicht verlassen und sich geweigert hatte, nach Osterreich zu entfliehen. Ein hoher Preis wurde auf seinen Kopf gesetzt.

Es war gegen Ende Januar und ein heiterer Tag, wenn auch rauh. Die Sonne begann sich zu senken und vergoldete die riesigen Massen der Berge.

Vom Pässeier her, in schwindelnder Höhe auf rauhem

Felspfad, oft über die breiten Eisflächen der Stubaier Ferner, nur dem geübten Auge des Gamsjägers erkennbar, stiegen drei Männer mit langen Alpenstöcken zu Tal.

Die beiden jüngeren trugen die Stützen über der Schulter, der dritte schleppte einen „Kraren“, eine Kiepe, auf dem Rücken.

Der Krarenträger war ein Bauersmann in den Vierzigern; sein Gesicht schien ehrlich und gutmütig, doch ohne Bedeutung und Festigkeit.

Der zweite stand kaum im Anfang der Dreißiger; sein kräftiges Gesicht zeigte Spuren eines zähen Kampfes mit den Gefahren der Bergnatur, vielleicht auch mit den Menschen. Er trug den Stützen handgerecht über der Schulter, den Alpenstock in der Hand, und schritt voran.

Die scharfen grauen Augen musterten aufmerksam jeden Felsblock, jeden Latschenbusch¹; er untersuchte jede Spalte und blieb oft stehen, um einem Geräusch nachzulauschen, das in der reinen Bergluft weit hergetragen wurde, wenn vielleicht ein Vogel den Schnee im Aufflug gelöst oder eine vom Hunger aus dem Versteck getriebene Gemse bei der Annäherung der Wanderer eilig flüchtete.

War ein Spalt zu überspringen, eine Schneewand hinunterzuklimmen, machte er den ihm folgenden Gefährten in gedämpftem Ton darauf aufmerksam, als scheue er sich, selbst in dieser einsamen Höhe die Stimme zu erheben, und leistete ihm Beistand.

Der dritte war ein rüstiger, schlank und hoch gebauter Mann von höchstens dreißig Jahren. Auch er trug die Kleidung eines Gamsjägers, Kniehosen und Eissporen an den starken rindsledernen Schuhen. Doch hätte leicht jeder Eingeborene schon an dem Schritt des Mannes erkannt, daß er kein Tiroler, kein wirklicher Gamschütz war. Die ungewohnte Anstrengung ermüdete ihn sehr, indes seine beiden

¹ Knieholzkiefer.

Gefährten trotz dem langen Marsch in dem gleichförmigen raschen und doch vorsichtigen Schritt der Gebirgler keine Spur von Ermattung zeigten. In seiner Haltung, seiner Art, das Gewehr zu tragen, und seinem Wesen lag etwas unverkennbar Militärisches.

Auf der Höhe eines Joches blieb der Führer stehen und wandte sich um...

... Und der alte Haspinger, der in Wien der Leiche des Grafen Latour gegenüber saß und sich zurück sann in die Vergangenheit, erkannte in dem starken, wettergebräunten Tiroler sich selber — sein eigenes Gesicht...

„Da, Herr“, sagte er, „ist der Scheideweg für den Franz. Er steigt dort aber über das Goggljoch ins Tal. Wenn Du halt no was aufzuräumen¹ habt, 's ist Zeit!“

Der Angeredete wandte sich zu dem Kraxenmann, der sich anschickte, die beiden zu verlassen, um einen Seitenweg durch den wildesten Teil des Gebirges einzuschlagen.

„Wann steigt Ihr wieder hinauf nach der Keller-Alm, um Andreas Hofer die Lebensmittel zu bringen?“

„'s kan oan Tag, fünf oder sechs dauern, Kapitän“, sagte der Träger. „Die Franschen lugn überall im Tal und auf jedem Steig, wo sie aufkriechen können. Ma muaß auf den Zipselzehen gehn und sich gar z'sehr in acht nehmen. Vom Passeier her ist halt gar ka Durchkriechen, und drum muaß i die lange Wandrung über den Grindl machen.“

„Sagt ihm, wenn Ihr wieder hinauf kommt, ich ließe ihn noch einmal bitten, seinen Entschluß zu überlegen. Der Winter, wenn er noch lang und hart andauert, muß ihn endlich aus seinem Versteck treiben. 's ist unmöglich, daß es ein Mensch da oben aushalten kann, selbst wenn er eine Riesennatur hat wie der Andreas. Der Erzherzog² ist voll Sorge um ihn und hat ihm ein sicheres Versteck in Ungarn bereitet. Dort kann er ruhig bessere Zeiten abwarten. Gott

¹ Bestellen.

² Erzherzog Johann, der von den Tirolern sehr verehrt wurde.

wird doch nicht immer seine Augen von unserm Land abwenden und diese Frankenherrschaft auf den Bergen und Fluren dulden! Dann soll auch Andreas wieder auf diesen Bergen stehen und seine wackeren Schützen aufrufen, wie damals am Isel. Bis dahin muß er sich ruhig halten; er hat dem Kaiser schon Verlegenheiten genug bereitet."

Der Gensjäger schüttelte den Kopf.

"I glab' halt nit, daß der Hofer die Berg' verläßt. Der Tiroler taugt nit für a anders Land; 's macht ihm die Brust z' eng. Und die alten Handfesten¹ hab'ns wohl bestimmt, daß der Tiroler nur, soweit die Bergfeuer leucht'n, dem Kaiser dianen darf."

"Seid verständig, Freund", sagte der Kapitän. "Beredet Euren Vetter, den Pater Joachim, auf ihn einzuwirken. Andreas Hofer soll bedenken, daß er Weib und Kind hat."

Wieder schüttelte der Gensjäger den Kopf.

"N' Tiroler sei Sinn, Herr, ist hart wie seine Berg."

"Wird er wenigstens dort sicher sein? Kann sein Geheimnis nicht verraten werden?"

Der Schütze lächelte.

"Tiroler verschergen oanander nit, Herr! Außer Enk wissen nur zwoa Männer um den Aufenthalt des Generals."

"Und wer?"

"Der oane ist der Nazi Haspinger, dös bin i selber, Herr. Und der andre ist der Franz Raffl, und der steht neben Enk."

Der verkleidete Offizier ließ einen langen Blick auf dem etwas stumpfen Gesicht Raffls ruhen.

"Ist er unter allen Umständen zuverlässig?" flüsterte er. "Er scheint mir etwas simpel."

¹ Alte Urkunden. Man nannte Handfesten die Beglaubigung einer Abmachung durch Unterschrift mit eigener Hand und später derartige Urkunden selber, wie Vorrechte, Geleit- und Schutzbriefe.

„'s ist wohl a Patscher, Herr, aber an treues Blut. Zehn Wegstund' wandert er von sein Hof alle Woch', um dem Sandwirt sein Bedürfnis zu bringen. Wir haben ihn gewählt, weil koa Verdacht auf ihm liegen kann und er alle Steg' des Gebirgs kennt am besten auf zehn Meilen in der Rund'. Ueberdies haben wir geschworen in die Hand des Priesters.“

„Eurem Better, dem Kapuziner?“

„Na, Herr. Dem Leutpriester, dem Donay.“

Der Name fiel dem Offizier auf.

„So weiß Donay gleichfalls um das Geheimnis?“

„Na, Herr. Er hat nur unsern Eid, weil er der Pfarrherr ist. Aber er selber wuß nix nit von der Kellerlahr¹. Er ist a Freund vom Andreas und war mit am Sterzinger Moos.“

Der Kraxenmann schien ungeduldig zu werden.

„B'hüt' di Gott, Herr“, sagte er. „Mei Weg ist weit und verhußelt. I muß dahoam sein, eh die Sonn' sinkt.“

Der Österreicher öffnete seine Börse und reichte ihm mehrere Goldstücke.

„Nehmt, Freund. Es ist nicht, um Eure Treue zu belohnen; aber Ihr könnt leicht Geld brauchen für Euer Ehrenwerk. Grüßt mir den Sandwirt!“

Er reichte ihm die Hand. Auch der Gensjäger Haspinger befahl dem Kraxenträger nochmals Vorsicht an; dann trennten sie sich. Raffl, ein ehemaliger Knecht auf Hofers Sandhof, nahm seinen Weg zur Seite ab, mitten zwischen die Eisfelder hinein, und war bald hinter den Abhängen und Wänden verschwunden.

Der Offizier und sein Führer folgten schweigend dem Pfad nach den Tälern. Denn der Österreicher dachte an seine durch den Eigensinn Andreas Hofers vereitelte Auf-

¹ Die Sennhütte auf dem Passeier, in der Andreas Hofer sich verborgen hielt.

gabe, ihn zur Flucht nach Osterreich zu bewegen und ihn dorthin zu begleiten, wo die mit dem Schwert des Siegers unternommene Werbung Napoleons um die Kaisertochter Marie Luise das französische Regiment ziemlich nachsichtig machte; der Tiroler, weil er, je näher sie den von Menschen bewohnten oder wenigstens ihnen zugänglicheren Gebieten kamen, desto mehr Vorsicht und Aufmerksamkeit beobachtete.

Plötzlich blieb er lauschend stehen und hielt die Hand ans Ohr.

„Was gibt's, Nazi?“

„A Schuß, Herr.“

„Hab' nichts gehört!“

Das Ohr des Bergbewohners war schärfer.

„Wieder aner! Der Schall kommt vom Goggljoch her, wo der Franz umi gangen ist.“

Diesmal hatte auch der Osterreicher einen leichten Ton vernommen, aber so undeutlich und fern, daß alle seine Übung von den Schlachtfeldern her dazu gehörte, ihn für den Widerhall eines Schusses zu erkennen.

„Vielleicht ein Jäger? Ein Gamschütz?“

Haspinger schüttelte den Kopf.

„'s ist ka Zeit auf die Gamsen, und a Tiroler Jäger schiaßt nur a Kugel.“

„Dann ist dem Raffl vielleicht etwas zugestoßen! Laßt uns zurück!“

„Nix da! Wenn's g'schehn is, können wir ihm nit helfen und taten uns nur selber ins Unglück bringen. Der Franz Raffl is a Botengänger. Wenn ihn a Streife im Gebirg' antreffen sollt', können's ihm nix anhaben. Zur Not hat er gar nix bei eahm und kennt a alle Steg, daß er si so leicht nit derwischen laßt. Er wird schon glücklich hoam kemmen. — Wir müassen eilen, damit Os zum Hof kemmt, bevor 's finster weard, denn so weit derf i mi nit obiwagen.“

„Und wie komme ich von dort weiter?“

„Ds werdet zur Kathi, meinem Weib, die Wort' sagen: Der Mann vom Grieskogel schickt mi', und sie wird Enß herbergen. Sie is verschwiegen. Dort könnt Ds ausruhn, Herr! Sagt ihr, sie soll's Wagerle rüsten und am Morgen mit aner Haarfuhr¹ Enß nach Spruck² schicken als Knecht. So kommt Ds leicht dorthin, wo Ds Freunde habt.“

„Ihr habt recht, Nazi. In Innsbruck hat es keine Gefahr mehr, wenn auch die Stadt voll Bayern und Franzosen liegt. Es handelt sich nur darum, den Rückweg über Bozen und den Brenner zu vermeiden; denn sie haben feine Nasen! Aber wie werd' ich Euer Haus finden?“

„An' Viertelstund' noch, Herr, und i zoag's Enß von der Felswand dort ober, wo Ds den Weg nit mehr fehlen könnt.“

Sie stiegen noch eine kurze Strecke weiter ab; dann nahm der jetzt selber als Wild gejagte Gensjäger ein Fernglas aus der Tasche und richtete es nach dem Tal.

Es dämmerte im Grund; die Sonne senkte sich schon hinter die Riesenwände des Ötztals.

Da sah der österreichische Offizier den Nazi Haspinger wanken und unter der braunen Farbe der Bergluft erbleichen. Die Hand mit dem Glas sank kraftlos nieder.

„Um Gottes willen! Haspinger, was ist Euch? — Was ist geschehen?“

Haspinger hatte das Glas schon wieder am Auge und schaute hinunter, weit vorgebeugt über die Felswand, als wolle er sich darüber hinunterwerfen. Er hielt sich nur an einem dürftigen Latschengebüsch.

„Sprecht, Mann!“

Haspinger trat zurück und ließ das Glas fallen. Er schlug beide Hände vor das Gesicht und sank in die Knie.

¹ Haar — Flachs, der in Tirol viel gebaut wird.

² Innsbruck.

„Mei Weib! Mei Kind! Heil'ge Mutter der Schmerzen, was hat das Ruchenvoll mit ihnen tan? Und i konnt' nit z' Haus sein!“

Der Offizier packte seinen Arm.

„Faßt Euch, Haspinger! Sprech, was habt Ihr gesehen?“

„Die Franzosen haben den Hof anzunden, wo mei Weib und die Nahndl¹ is! Am Plaz, wo mei Glück auf der Welt wohnt, is nix als a Trümmerhauf'n im Rauch!“

Der Offizier hatte das Glas vom Boden aufgenommen. Er ließ sich von dem Erschütterten die Richtung zeigen, und fand bald in einem der Talwinkel auf einer Halde eine noch rauchende Brandstätte. Die Feuersbrunst mußte erst vor kurzem ausgewütet haben. Die Brandstätte war einsam. Keine helfenden Hände waren zu sehen. Nur zwei oder drei Gestalten, in dieser Entfernung zu winzig, um sie zu erkennen; aber das Blitzen der Bajonette verriet dem Offizier, daß es Soldaten sein mußten, vermutlich eine Wache.

Teilnehmend legte er eine Hand auf die Schulter Haspingers.

„Armer Freund! Aber Ihr dürft Euch durch das Unglück nicht niederdrücken lassen. Ein Haus ist leicht aufgezimmert, wenn die Zeit wieder besser geworden ist. Euer Dach ist nicht das einzige, das Fremdlinge und deutsche Uneinigkeit in Flammen aufgehen ließen!“

„Was schert mi Haus und Hof, Herr! — Aber mei Weib! Mei Kind! Und die alte Nahndl!“

„Sie sind vielleicht vom Hof vertrieben — aber weiter geschehen kann ihnen nichts sein. Es gibt keine Hütte in Tirol, die nicht den Bedrängten die Tür öffnen würde.“

Bitter schüttelte Haspinger den Kopf.

„Ds kennt das fransche Ruchenvoll schlecht, Herr. I

¹ Großmutter.

muß abi ins Tal, um selber zuaz'schaun, wo die Meinen blieben sein."

"Das könnte Euch ins Verderben stürzen! Das ganze Stubaier Tal wird von feindlichen Truppen besetzt sein! Laßt mich gehen und gebt mir nur die nötigen Anweisungen; ich bin jung und kräftig, und mich kennt niemand. Überdies wird mich sicherlich keiner der Bewohner verraten!"

Haspinger wehrte heftig ab.

"Moant Ds wirklich, daß i da aushalten könnt' zwischen dem Eis und dem Felsgestoan hoch droben in Sicherheit, wenn mei Weib und mei herzigs Floans Diandl da unten vielleicht in Tod'snot nach 'n Vater schrein? I muß obi — und wenn der Franzosenkaiser sei ganzes Heer vor den Stubaier gestellt hätt'!"

"Nein, ich werde für Euch..."

"Ds dürft nit obi! Das Soldatenvolk tät glei a Bitterung haben. Wo i Tritt und Schritt kenn' und dem Feind a Schnipperl schlag', tätet Ds ihm in die Händ' laufen. I hab' mei Wort dem Hofer geben, Enß sicher über die Berg z' führen, und werd's halten. Ds müaßt da oben warten, bis i wiederkomm' oder Botschaft send' noch in der Nacht. Dort hinter dem Felsgang und der Latschenwand, tias im G'spalt, is a alte Jagerhüttn. Ra Mensch kennt sie, als die Gamsjager und die Sennhirten. Sie wird Enß vor der Kältn schützen mit dem Krazen¹ da. Ds derft sie nit verlassen, bis dreimal der Adler schreit!"

Er machte ihm das Zeichen vor, so natürlich, daß der Offizier aufschaute, den König der Lüfte auf irgendeiner der hohen Felskuppen oder schwebend in den Wolken über dem Talgrund zu schauen. — Und wunderbar, als hätte das Zeichen des Jägers das Echo wachgerufen, antwortete ihm von unten und oben ein gleicher Schrei. Unter einer

¹ Zottige Wolldecke.

fernen, überhängenden Felswand hervor schoß ein mächtiger Adler und segelte auf ausgebreiteten Schwingen über den Abgrund hin, und hoch oben, kaum sichtbar, zog ein dunkler Punkt in regelmäßigen, weiten Kreisen.

Unwillkürlich faßte Haspinger nach seinem Stutzen. Er schien einen Augenblick lang sein Unglück vergessen zu haben.

„Sechsts, Herr, dös ist a Glückstag! Seit acht Tagen such' ich's Genest von dem Getier vergebens, und jetzt muasß si's schicken, daß i's durch Zufall entdeck'!“ Dann aber fiel ihm das Geschehene ein. „Aber kemmt, Herr, kemmt!“

Er klomm mit seinem Gefährten die fast unzugängliche Felspalte hinan. Hinter einem Vorsprung von dichtem Latschengebüsch und einer Schneewand verborgen lag die halbverfallene Jägerhütte. Haspinger empfahl dem Österreicher noch einmal in aller Hast, sich nicht zu entfernen und die zerfallenen Wände mit Schnee festzustampfen, damit sie am Abend besser die Kälte abhielten. Dann stieg er eilig zu dem vorhin verlassenen Pfad wieder hinab.

Kauschend und spähend setzte er den rauhen, zu Tal führenden Weg fort, bald über gähnende Spalten, bald an Schneewänden hinab, um ihn hier und da abzukürzen.

Nun blieb er mit einem Ruck stehen; ihm war, als hätte er ein Flintenknacken gehört.

Seine Augen schienen jeden Spalt der zerklüfteten Felsmasse, die schneebedeckten Büsche und Wände zu durchdringen — aber nichts ließ sich sehen, kein verdächtiger Ton hören. Er mußte sich getäuscht haben; und schon hob er den Fuß, da fiel sein Blick auf den Boden.

Haspinger stand auf dem oberen Rand der Felswand, von der vorhin das Adlerweibchen aufgefliegen war. Der Weg lief dort kaum drei Schritt breit eine kurze Strecke an der schroff aufsteigenden Bergwand zur Rechten hin; links begrenzte ihn der Abgrund, bis er im scharfen Winkel um die Felsenmauer bog und sich dann zu einem breiten Vorsprung über der fast senkrechten Wand erweiterte.

Der scharfe Nordwind hatte den schmalen Felsengrat von allem Schnee fast reingefegt. Das nackte Steingeröll rutschte unter den Füßen. Aber in einer kleinen Vertiefung war eine dünne Schicht von Schnee zurückgeblieben. Darauf haftete der Blick Haspingers, denn auf dieser Schicht hatte sich unverkennbar die Spur eines Fußes abgedrückt — nicht eines Bergschuhs, sondern eines gewöhnlichen Stiefels.

Diese Spur war frisch und gegen ihn gerichtet; der Mann war also den Weg heraufgekommen.

Der scharfe Blick des Jägers machte alle diese Beobachtungen im Nu. Im gleichen Augenblick fast riß er den Stützen von der Schulter und sprang mit mächtigem Satz zurück.

Aber es war zu spät.

„Halte-là!“

Um ein Kind

„Halte-là!“

Zwei Gewehrmündungen bligten Haspinger aus dem dunkeln Latschengebüsch entgegen und sperrten ihm den Rückweg.

Er wandte sich entschlossen vorwärts; vier, fünf Soldaten in grauen französischen Mänteln lagen an der Biegung des Weges im Anschlag; hinter ihnen stand ein Offizier. Gewehre bligten hinter dem Vorsprung der Felswand.

„Vous êtes prisonnier! — Sie sind gefangen!“

„Mit lebendig, Weibermörder und Mordbrenner!“

Haspingers Adern schwollen. Der Stutzen lag an seiner Wange, die todbringende Mündung gegen den Offizier gekehrt. Der Finger zuckte nach dem Drücker.

„Nazi! Um der Heiligen willen! Nazi, rühr' di nit, oder sie töten mi und 's Diandl!“

Beim ersten Laut sank sein Arm nieder. Allmächtiger Gott! Das war die Kathi, sein Weib! Unter Tausenden hätte er diesen Ton erkannt, wenn er sie auch nicht sah.

„Jesu Christ! — Kathi, wo bist du? Woher kimmst du?“

Durch die Soldaten brach sich eine junge Frau Bahn — bleich, die Augen von Tränen gerötet, die Spuren roher Behandlung und Gewalttat in ihrem ganzen Außern. Sie stürzte zu Haspinger hin und umschlang ihn.

„Er is unschuldig, Herr! Er gibt si! Bringts 'n nit um!“

„Kathi, wo ist 's Diandl? Das Kind?“

„Dort! Dort! Sie halten's gfangen wie mich! Aber wahr und wahrhaftig nit, wir haben's nit gsagt, daß du kimmst!“

Haspinger zog das treue Weib ans Herz; aber schon faßten von allen Seiten rauhe Hände nach ihm, setzten ihm die Bajonette auf Kopf und Brust und bedrohten jede Bewegung mit augenblicklichem Tod.

„Bindet ihn!“

Man riß und schnürte seine Arme auf den Rücken. Haspinger machte keine Bewegung des Widerstandes. Er wußte, es war vergeblich und mußte nur sein und der Seinen Schicksal verschlimmern. Finster fügte er sich in alle Befehle.

„Was is mit 'n Hof? Wo is die Nahndl?“ fragte er rauh.

„Sie haben den Hof angeschürt¹, all unser Hab und Gut is verloren“, jammerte Kathi. „Niemand durft' uns zu Hilf' kommen. Die Nahndl liegt im Sterben vor Schreck und Angst beim Scheiben-Lex! Mich und das Kind haben's mit Gewalt herg'führt; i woaß nit, warum!“

Haspinger warf einen wilden Blick auf den langen Offizier und die bärtigen Soldatengesichter ringsum.

„Was soll dös? Warum bind't man mi und zündet mei Haus? I bin a freier Tiroler! I hab' nix tan, was i nit vor Gott und dem Kaiser verantworten könnt'.“

„Bringt den Burschen hierher!“ befahl der Offizier, ohne auf ihn zu achten. Er trat um den Vorsprung des Felsens zurück nach dem größern Felsenrund.

Man schleppte und stieß Haspinger ihm nach. Sein Weib folgte weinend.

Auf dem breiten Felsvorsprung befanden sich noch zehn französische Soldaten; ein Posten stand am Ausgang des Weges, der weiter hinab zum Tal führte; die andern umgaben eine Gruppe auf einem Felsstück.

Zwei Männer saßen dort mit einem vierjährigen Kind, einem hübschen kleinen Mädchen. Beim Erscheinen der Ge-

¹ In Brand gesetzt.

fangenen streckte es Vater und Mutter die Händchen entgegen und wollte weinend zu ihnen eilen.

Der Mann, der die Kleine auf seinem Schoß hielt, war in einen weiten französischen Soldatenmantel gekleidet, mit hochgeschlagenem Kragen und tief über die Ohren gezogener Pelzmütze, so daß man sein Gesicht nicht gleich zu erkennen vermochte.

Neben ihm hockte ein junger französischer Offizier, kaum zweiundzwanzig Jahre alt, mit den Abzeichen des Kapitänsranges. Seine Züge waren rassig, aber wild und herzerisch. Er sprach nur gebrochen deutsch; auf seinen Wink führte man Haspinger bis auf vier Schritt vor ihn hin. Kathi hing noch immer weinend an ihm.

„Wie heißt du?“

„Nazi Haspinger!“

„Dein Gewerbe?“

„Gamschütz, Herr!“

„Wir kennen dich besser, Bursche. Du bist der Genosse des Spitzbuben Hofer, der sich Statthalter von Tirol zu nennen wagt! Ein gefährlicher Aufrührer, das bist du!“

Nazi fürchte trotzig die Stirn.

„Wir sein koane Spitzbuben, Herr! Wir sein ehrliche Männer, die ihr Land verteidigen.“

„Schweig, fripon¹! Ich werde nicht mit dir streiten. — Woher kommst du?“

„Bom Hochgebirg', Herr — wo si die Männer Tirols wie die flücht'ge Rit² verstecken müssen. I wollt' seh'n, welcher Teufel mei Haus ang'schürt und mein Weib und Kind ins Elend g'bracht hat!“

„Wahre deine Worte, Bursche, oder du wirst noch ganz andre Dinge erleben! — Wo ist dein Gefährte?“

Nazi stutzte, faßte sich aber rasch wieder.

¹ Schelm, Gauner, Spitzbube.

² Geiß — Gemse.

„I woaß von Ioan G'fährten nit!“

„Lügner!“

Nazi fuhr auf, bis sich jedoch auf die Lippen und schwieg.

„Willst du gestehen?“

„Na, Herr. I kann nit sagen, was i nit woaß!“

„Tor! Das Leugnen nützt dir nichts! Unsre Ferngläser haben uns gezeigt, daß ihr zu zweien wart. — Wie heißt der andre? Ich kann diese verdammten deutschen Namen nicht auf der Zunge behalten!“

Er wandte sich mit der Frage an den im Mantel verhüllten Mann, der das Kind hielt.

„Franz Raffl, Monsieur!“

Nazi erbehte beim Klang dieser Stimme. Er versuchte mit seinem Blick die Verhüllung zu durchdringen; aber der Unbekannte vereitelte es; er wandte das Gesicht ab.

Trotzdem wick eine Last von Haspingers Brust. Er atmete auf. Man ahnte also nichts von der Anwesenheit des österreichischen Kapitäns. Man hatte diesen für Franz Raffl gehalten. Er konnte also noch gerettet werden, wenn das Geheimnis gewahrt blieb.

Einige Augenblicke der Überlegung genügten seiner schnellen Entschlußkraft. Er sah ein, unbedingtes Leugnen werde den Verdacht nur steigern und noch strengere Nachforschung nach sich ziehen; anderseits zweifelte er nicht, daß es dem gebirgskundigen Raffl mit leichter Mühe gelingen werde, einer Verfolgung zu entgehen. Der Hinterhalt mußte ihm selber gelten; er war als einer der flüchtigen Teilnehmer des Aufstandes bekannt. Irgendein Zufall oder ein Feind konnte verraten haben, daß er sich in der Nähe seiner Familie aufhielt. Denn daß die Streiferei der Soldaten durch das Gebirge nicht absichtslos war, bewies ihm die Anwesenheit seines Weibes und seines Kindes, deren Grund er freilich noch nicht begreifen konnte.

Aber seine Hoffnung sollte sogleich enttäuscht werden.

Der Kapitän erhob sich und trat vor ihn hin.

„Du wirst uns zu dem Versteck Hofers führen — bei deinem Leben!“

Nazi schrak zusammen.

„S, Herr?“

„Du. Leugnest du, daß du sein Versteck kennst?“

„S woaß nit, wo der General sich aufhalten tuat. Er is längst über die Grenz!“

„Wir wissen bestimmt, daß er sich noch in diesen Bergen aufhält. Du und dein Begleiter von vorhin, ihr seid seine Vertrauten. Ihr wißt, wo er steckt. Ich sichere dir Leben und Freiheit und eine Belohnung dazu, wenn du uns zu ihm führst.“

„S woaß nix, Herr!“

„Kerl, ermüde meine Geduld nicht! Es gilt dein Leben.“

Nazi hob die Schultern.

„Was i nit woaß, Herr, kann i nit sagen.“

Der Kapitän wandte sich halb ab.

„Leutnant Lafère! — Den Schurken an die Felswand dort! Drei Mann fertig zum Feuern!“

Der Leutnant — viele Jahre älter als sein Vorgesetzter, eines jener wüsten, rauhen Gesichter aus den mörderischen Kriegszügen Napoleons, stieß Nazi Haspinger rauh an die Felswand. Kathi warf sich schreiend vor ihn; auf einen Wink des Kapitäns wurde sie gewaltsam von ihm getrennt. Zwei Soldaten hielten sie fest.

„Befenne!“

Nazi schwieg. Er zuckte verächtlich die Achseln.

Der Kapitän machte dem Leutnant, der wohl kein Deutsch verstand, ein Zeichen mit dem Kopf.

„Drei Mann hierher!“ befahl Lafère. „Fertig zum Feuern!“

Die Hähne knackten. Die Mündungen der Musketen drohten nur wenige Fuß von der Brust Haspingers entfernt.

In dieser Not riß sich Kathi von ihren beiden Wächtern los, stürzte dem Kapitän zu Füßen und umfaßte seine Knie.

„Barmherzigkeit, Herr! Bringt den Nazi nit um! Bei der Mutter Gottes, gebt Gnad'!“

„Weißt du, wo sich Andreas Hofer versteckt hält, Weib?“

„Bei meiner Seligkeit, Herr, so wahr i Gnad' hoff' auf mein Totenbett, i woaß nix!“

„Aber er?“

Die junge Frau verhüllte in Angst und Tränen ihr Gesicht. Die rohen Blicke des Leutnants ruhten lüstern auf dem frischen Weib.

Der Kapitän sah Haspinger an und deutete auf Kathi.

„Du bist selber Soldat gewesen; rede also wie ein Mann. Kennt sie dein Geheimnis?“

„Na!“

„Aber du! — Du hast dich selber verraten!“

Finster legte er den Kopf in den Nacken und schwieg.

„Frau, liebst du deinen Mann?“

„O Herr, Gott im Himmel woaß, wia sehr!“

„Und er? — Liebt er dich?“

Sie sah auf. Der Blick angstdurchzitterter Leidenschaft, den sie auf ihn warf, die Hand, die sie nach ihm streckte, antworteten besser als alle Worte.

„Eh bien, ma petite!“

Der Kapitän glaubte nun ein Mittel gefunden zu haben, den Widerstand des Gefangenen zu brechen. Er erhitzte seinen Eifer mehr und mehr bis zur Erstickung aller andern menschlichen Gefühle.

„Bindet sie!“

„Herr!“

„Willst du reden?“

Haspinger preßte die Zähne aufeinander.

„Bindet sie!“

Die Soldaten packten Kathi. Zu Tode erschrocken, leistete sie keinen Widerstand. Das Kind jammerte laut nach der Mutter.

„An den Felsen dort!“

Kathi wurde vorwärtsgestoßen; selbst der rauhe Lafère blickte fragend und zweifelnd auf seinen Vorgesetzten.

„Drei Mann vor!“

Drei andre Henker stellten sich vor die Frau.

„Ich habe geschworen, Mann, den Aufenthalt dieses Nordbuben Hofer zu entdecken, so wahr ich Fourichon de Massaignac¹ heiße! Bei diesem Kreuz, das mir der Kaiser bei Eßlingen gab! Bursche, bedenk' also, daß ich nicht scherze! Und du, Weib, rate deinem Mann, wenn er dich lieb hat, zu reden! Es gilt dein Leben!“

„Gnade, Herr! Gnade für mei unschuldigs Weib!“

„Willst du bekennen?“

Haspinger stierte ihn stumm an. Die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen.

„Fertig zum Feuern! — Schlagt an!“

Wie ein Rasender rang Nazi Haspinger in seinen Banden gegen die vier Soldaten, die ihn hielten.

„Weibermörder! — Elende Feiglinge!“

„Willst du reden?“

„I derf nit!“

„Sei a Mann, Nazi!“ rief Kathi schrill. „Hab' i g'stan- den im Kugelregen mit dir am Sterzinger Moos, kann i a sterben da den Tod fürs Tirolerland! — Die heil'ge Jung- frau wird's segnen an unserm Kind!“

„Eins — zwei —“

In Todesangst fiel Kathi auf die Knie.

„Heil'ge Mutter Gottes, sei mir gnädig! Leb' wohl, Nazi! B'hüt das Stasl²!“

„Willst du reden?“ leuchte Massaignac.

„Fluch enk' und allen franschen Henkersknechten! Die Tiroler Berg' solln euer Grab sein!“

„Cochon! — Dann hab', was du willst!“

¹ Siehe auch „Garibaldi“ und Napoleonbände.

² Anastasia.

Er hob die Hand; aber eine andre faßte sie und drückte sie nieder.

Es war der Mann im Mantel, der noch das Kind im Arm hielt.

„Das ist ein schlechtes Mittel, Kapitän“, sagte er französisch. „Auf diese Weise werdet Ihr's nie erfahren. Droht mit dem Kind! Das liegt beiden am meisten am Herzen. Für das Leben des Kindes wird das Weib bitten, nicht für das eigene!“

Massaïgnac murmelte einen gemeinen Fluch.

„Der Teufel mag bei euch in die Schule gehn! Ihr habt recht; ich war blind! — Gewehr in Ruh'! Setzt ab!“

Die Musketen rasselten zur Erde. Die geängstigte Frau hob ihre Augen tränenüberströmt zum Himmel und sah dann in freudiger Hoffnung auf Gatten und Kind. Sie glaubte, das Mitleid habe in dem Herzen Massaïgnacs gesiegt.

Aber sein böser Blick ließ sie ihren Irrtum erkennen.

Massaïgnac faßte den Arm des Kindes und trat mit der kleinen Stasyl dicht an den Rand, wo der Fels über der furchtbaren Tiefe hing, zu der unzugänglich, schroff und steil die Felsenwand niederstieg.

In seiner Brust schien ein Kampf zu toben; das bessere Gefühl, ein Rest von Menschlichkeit, rang mit dem Teufel des Ehrgeizes und des Hasses.

Nur zwei Schritt von ihm stand der Verhüllte.

„Vielleicht ist Kapitän Bourdillon glücklicher und bringt den andern zum Reden!“

Die in leichtem Ton, aber mit tiefer Bedeutung gesprochenen Worte schienen Kapitän de Massaïgnac zum trohigen Entschluß zu treiben.

„Bourdillon soll mir nicht den Rang ablaufen! Der Auftrag des Generals wird erfüllt! — Von mir! Ich hab' es geschworen, bei meiner Ehre!“

Er wandte sich zu dem Mann im Mantel.

„Wir haben keine Zeit, Versteck zu spielen! Reden Sie zu den Leuten. Sagen Sie ihnen, was auf dem Spiel steht — das Leben des Kindes!“

Der Mann erfüllte nur ungern den Befehl; aber es blieb ihm unter dem drohenden Blick des Offiziers nichts andres übrig.

„Nazi Haspinger“, sagte er verlegen, „du hast deine Pflicht als ehrlicher Mann gegen dein Vaterland erfüllt; du hast aber Pflichten auch gegen Weib und Kind. — Du kannst ohne Besorgnis reden — keiner wird es außer uns wissen!“

Der Mantel war zurückgefallen.

Haspinger starrte ihn an, erstaunt, verwundert — dann stieg die Röte des Zorns in sein Gesicht.

„Eppenberger! — Kommt Es daher?“

„Er is a Verräter, Nazi!“ schrie die junge Frau herüber. „Daß Gott erbarm’! Er hat dem Franzos’ den Weg da aufer gezoagt, denn er hat gwißt, daß du kemmen tuast!“

„Mann! Was habt Es getan? — Alle habn gsagt, daß Es a Lügner seid. — I hab’s nit glauben woll’n! — Und jetzt? Habt Es dös g’lernt auf der Schul’ in Wien? — Wollt Enkn oagnes Land verraten an den Feind?“

„Schweig’!“ herrschte Eppenberger ihn an. „Was verstehst du davon, was dem Land gut ist! Der Napoleon ist Herr im Land durch kaiserlichen Friedensschluß, und der Hofer nichts andres mehr als ein gefährlicher Aufrührer. Und auch du selber wirst ein Kaiserfeind, wenn du dem Hofer beistehst in seinem wahnwitzigen Widerstand!“

Verächtlich maß ihn Haspinger vom Kopf zu den Füßen.

„Mög’ dir Gott vergeben, daß die ehrlichen Tiroler Gebirg’ an Verräter schaun!“

„Du wirst es bereuen! Der Kapitän läßt nicht mit sich scherzen!“

„Und wär’ er der Deirel aus der Höll’ — er wird dem unschuldigen Kind koa Leid tian! Der Himmel ist über

ihm wie über mir. Da ist mei Brust: sollen die Franzosen-
Kugeln sie zerreißen! Du aber bist a meineidiger Schuft! —
I spuck' dir ins Gesicht!"

Mit erhobenen Fäusten stürzte Eppenberger auf ihn zu;
dann aber besann er sich und kehrte ihm den Rücken.

„Er ist voll Troß und Lücke, Herr“, sagte er zu dem
Offizier. „Er spottet Eurer und des Kaisers Ansehen! Sein
Starrsinn ist nicht zu brechen. — Droht ihm mit dem
Kind“, fuhr er flüsternd fort. „Es ist das einzige Mittel,
oder das Geheimnis entgeht uns!“

Zähzorn und kleinlicher Haß brannten auf der Stirn des
Kapitäns.

„Spiel' nicht länger mit mir, Mann! Du kennst mich
noch nicht! Nieder auf die Knie und bekenne, wenn du
dein Kind retten willst.“

Er packte das unschuldige Wesen und drängte es dicht
zum Abgrund.

„Barmherzigkeit, Herr, wenn Ds noch a Mensch seid!
Bringt mi um! Aber laßt 's Diandl!“

„Weißt du das Versteck von Andreas Hofer?“

„I woaß es, Herr — aber i hab' g'schworen —“

„Wo ist's? Sprich!“

„Nia, Herr! — I kann nit!“

Kapitän de Massaignac hob das Kind wie eine Feder
und hielt es über den Abgrund.

„Gesteh — oder ich zerschmettere es an den Felsen!“

Die Mutter sank bei dem Anblick entsetzt in die Knie.

„Heil'ge Mutter Gottes, mei Kind! Mei Kind! —
Nazi, rett' unser Stas!“

„I kann nit, Weib!“

„Unser einziges! Unser alles! Nazi, red' —“

„Mach mi nit rasend! — I derf nit — i kann nit!“

Massaignac schob wütend den Unterkiefer vor; sein Ge-
sicht sah aus wie das eines reißenden Tieres.

„Diable! — Dann hinunter mit dir!“

Er schwang das Kind, als wolle er es in den Abgrund schleudern.

Haspinger rang wie ein Verzweifelter in den Armen der Soldaten; aber sie hielten ihn, obgleich sie selber nicht ohne Teilnahme und Widerwillen das grausige Schauspiel verfolgten.

„Bekenne!“

„Nie!“

Ein Schrei ... mit der Kraft einer gereizten Löwin riß sich die Mutter aus den Händen ihrer Wächter und stürzte auf Massaignac zu.

Er wollte ausweichen — eine Bewegung — ein Schrei aus zerreißender Brust — die Hand des Kapitäns war leer. Er wankte am Abgrund und griff taumelnd in die Luft. Nur der Arm Eppenbergers riß ihn vom Sturz zurück, der ihn seinem Opfer nachzuziehen drohte.

Dhnmächtig lag Kathi Haspinger auf dem Schnee.

„Das Kind! Das Kind! — Mon Dieu, das war nicht meine Absicht!“ stammelte Massaignac.

„Mörder!“ schrie Haspinger mit brechender Stimme.

Die französischen Kriegsknechte hatten, erschüttert von der gräßlichen That, ihren Gefangenen losgelassen. Aber er stürzte sich nicht auf den Kapitän; mit einem wunden Schluchzen in der Kehle kniete er neben seinem bewußtlosen Weib nieder und suchte sie ins Leben zurückzurufen. Seine gefesselten Hände streichelten über die bleichen Wangen.

Alle, die nicht zur Bewachung der beiden Gefangenen gezwungen waren, eilten an den äußersten Felsenrand. Weit hinausgebeugt, schaute totenblaß der Kapitän de Massaignac seinem Opfer in die Tiefe nach.

Ein Schrei — einer der Soldaten war zur Seite getreten, wo der Steg sich um den Felsen zur Seite kehrte, an der man Haspinger verhaftet hatte. Er deutete hinab.

Ein starker, breitästiger Latschenbusch, etwa vierzig Fuß unterhalb der Platte, hatte in Felsenrißen Wurzel ge-

schlagen und sich ausgebreitet. Er war dick mit Schnee bedeckt; er sah aus wie eine breite weiße Hand, die sich aus der Steilwand in die fürchterliche Leere vorstreckte.

Aus seinem Gewirr von Zweigen, Nadeln und Schnee tauchte jetzt ein Kinderkopf wie eine rosige Blüte — das kleine unschuldige Gesicht unter der warmen Pelzhaube ein wenig gerötet von dem starken Geäst. Das knorrige Knieholz hatte die Wucht des Falles gebrochen und das Mädchen wie mit sorgsamem Mutterarmen festgehalten.

Haspinger war bei dem Ruf aufgeschneellt und an den Felsrand geeilt.

Er kannte die zähe Kraft des Latschengebüschs; er hatte selber schon einmal an ihm gehangen, zwischen sich und der Ewigkeit nichts als einen der harzigen Kiefernzweige und die Kraft seiner Faust, die ihn umklammert hielt, bis die Hilfe kam.

„Es lebt! Es lebt!“ schrien die Männer.

Der Ruf drang selbst in die Ohnmacht der Mutter.

Achzend richtete Kathi sich auf.

„Mei Diandl! — Wo is mei Kind?“

Matt kroch sie an den Rand des Abgrunds und streckte wimmernd die gebundenen Hände nach ihm aus.

Das Herz Massaignacs schien gerührt von dem erbarmentwerten Anblick; er befahl, Kathis Bande zu lösen, und gab nach kurzen Bedenken auch den Tiroler los. Mit einem Wink bedeutete er dem Leutnant Lafère, ihn scharf bewachen zu lassen.

Haspinger stierte hinunter in die grausige Tiefe; seine Gedanken galten nur dem Kind im Abgrund, und er erwog alle Möglichkeiten einer Rettung.

Aber die Gefahr wuchs durch die ahnungslose Unvernunft des Kindes selber.

Das Mädchen schien durch den Fall wenig erschreckt. Ohne seine furchtbare Lage zu begreifen, arbeitete es sich spielerisch aus dem Latschengebüsch los. Nun erkannte es

über dem Rand des Felsens die Gesichter seiner Eltern. Es rief sie an und begann dann, mit Händchen und Füßchen an der Schneewand hochzuklettern.

Der Anblick war entsetzlich. Den Zuschauern schnürte sich die Brust zusammen. Sie wagten kaum zu atmen.

Haspinger wollte rufen — wollte dem Kind befehlen, sich nicht zu rühren. Aber es war schon zu spät. Der Ruf erstickte ihm in der Kehle. Vergeblich würgte er nach einem Wort. Nur die starren Blicke saugten sich beschwörend an dem Kindchen fest. Das Gesicht in die Hände gedrückt, kniete Kathi stöhnend an seiner Seite.

Niemals, nicht für den höchsten Preis der Jagd, hätte der kecke Gamschütz es gewagt, diese unersteigbare Wand ohne künstliche Hilfe hinab- oder heraufzuklettern; der kühnste Bergsteiger in ganz Tirol würde den Versuch als wahnwitzig, als frevlerisches Spiel mit dem Tod angesehen haben.

Das Kind aber kletterte hinauf ... Zoll um Zoll ... bald klemmte es Händchen und Füßchen in eine Spalte, bald faßte es einen Latschenzweig, oder spielte mit dem Schnee und ließ ihn jauchzend in die Tiefe rieseln ... Dann hob es das von der Winterluft gerötete Gesichtchen und lachte den Eltern zu.

„Muater! — 's Stasl kimmt — rehr¹ nit, Muater!“

„Was sollen wir tun?“ flüsterte der Gamsjäger.

Die junge Frau hob schweigend die Augen und die Hände gen Himmel; dann lehnte sie sich so weit über den Felsrand, daß sie hinabgestürzt wäre, wenn Haspinger sie nicht gehalten hätte.

Sie stöhnte tief auf.

„Stasl, herzliebes Stasl — wo bist du? I siach di nit! Um Christi willen, das Kind is obig'fallen!“

„Muater“, klang die helle Kinderstimme wieder herauf.

„Wo bist du, Diandl? Wo bist du?“

¹ Nehren — weinen.

„'s is nett da, Muater; fein und warm. A Dachl is über'm Kopf, und Gamshörndl zum Spielen!“

„Halt' di fest, Kind! Ruck di nit von der Stell', bis der Vater kimmt!“

Rathi streckte flehend die Arme nach dem Kapitän aus.

„Ist es möglich, hinabzukommen?“ fragte Massaignac den Tiroler.

„O Herr, was wär' an Vater nit möglich? — Mit mein Seil...“

Er faßte nach dem Ranzen und schrak zusammen; die Tasche war zugleich mit einigen Nahrungsmitteln in der Jägerhütte bei dem österreichischen Offizier geblieben.

Eppenberger, der verräterische Bauernstudent, hatte ihn scharf beobachtet. Seine Bewegung, sein Erschrecken waren ihm nicht entgangen.

„Fragen Sie ihn, wo er seinen Ranzen gelassen hat“, flüsterte er Massaignac in französischer Sprache zu. „Kein Gamschütz in ganz Tirol geht ohne ihn.“

„Wo ist deine Jagdtasche?“ forschte Massaignac mit neu wachsendem Mißtrauen.

Haspinger stotterte eine Ausrede, er habe sie verloren; aber er verwickelte sich in Widersprüche; zuletzt beugte er sich finster über den Abgrund.

Eppenberger winkte den Kapitän zur Seite.

„Sie sehen, wie er Ihnen trotzt! Die Befehle des Generals Baraguan d'Hilliers verpflichten Sie, nötigenfalls meinen Anweisungen zu gehorchen. Ich habe nicht Lust, meine Rache zu opfern und mein Wort zu brechen. Der hochmütige Hofer hat mich tödlich beleidigt, und ich hab' geschworen, es ihm zu vergelten. Ich verlange, daß Sie den Mann und die Frau, wenn Sie zu weichherzig sind, sie selber zum Geständnis zu zwingen, sofort zum General führen!“

Die Mahnung des einfachen Tiroler Burschen weckte den Widerspruch des stolzen Franzosen.

„Und das Kind?“ wandte er ein.

„Lassen Sie den Balg, wo er ist! — Ohne Seile ist er doch nicht zu retten. Wir können aus dem Tal Leute heraufschicken, wenn er bis dahin nicht erfroren oder abgestürzt ist. Durch die Angst um die Kleine gelingt es uns vielleicht auf dem Weg, den Verstockten zum Reden zu bringen.“

Kapitän de Massaignac wandte sich von dem schurkischen Menschen ab. Die Leidenschaft von vorhin war verflogen; aber der Dienst war gebieterisch, der Befehl des Generals nicht zu umgehen. Er selber hatte sich als Adjutant des Generals zu dem Zug erboten und seine Ehre verpfändet, den Zweck — die Entdeckung des Verstecks Hofers — zu erreichen; dem Kapitän Bourdillon, dem andern Adjutanten des Generals, war der Auftrag geworden, den von dem Verräther Eppenberger als Mitwisser des Geheimnisses bezeichneten Raffl auf dem Weg nach seinem heimatlichen Tal aufzuheben.

„Leutnant Lafère!“

„Kapitän!“

„Zwei Mann nehmen den Tiroler zwischen sich; zwei andre die Frau! Wagt er den geringsten Widerstand, wird er geknebelt. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.“

Die Soldaten rissen den Haspinger und Kathi von der Felsenkante und drängten sie nach dem gefährlichen Pfad; Eppenberger machte den Führer.

Der Jammer, die Verzweiflung der Mutter drückten sich in wortlosem, wehem Schluchzen und flehenden Gebärden aus; die erschütterte Mutter wagte es auch nicht, in lautes Geschrei auszubrechen, um das Kind nicht zu erschrecken.

„Um der Wunden Jesu willen, Herr, i kann mei Diandl nit verlassen in seiner Todesnot!“

Der starke Mann flehte mit gebrochener Stimme unter den Kolbenstößen der Soldaten, die ihn vorwärtstrieben.

„Wo hält sich Andreas Hofer verborgen?“

Haspinger wandte sich ab.

„Bedenk', du rettetest das Leben des Kindes!“

„Nazi, Nazi“, jammerte Kathi, „erbarm' di! Unser Diandl! Wir haben tan, was a ehrlicher Mensch tun kann; i wollt' gern sterben, aber das Kind! — Nit wahr, unser Kind derf nit sterben? — Tua den Mund auf — red'...“

Haspinger rang einen gewaltigen Kampf; als jedoch seine vor Tränen halbblinden Augen auf das tückische Lächeln Eppenbergers fielen, hob er in eisenhartem Entschluß den Kopf.

„Es geht nimmer, Kathi“, sagte er heiser. „Tiroler Treu' ist fest wie die Berg! Der da is koa ehrlicher Tiroler nit — sonst hätt' er uns nit verraten können. A Kind kann der Nazi Haspinger verlieren — aber den besten Mann Tirols verraten — dös kann er nit!“

„Fort mit ihm!“

Die Franzosensäuste stießen ihn vorwärts; der Gensjäger schlug segnend ein Kreuz nach der Stelle hin, an der sein einziges, geliebtes Kind, einem schrecklichen Tode verfallen, zurückblieb. Seine Lippen murmelten Gebete.

Mehr getragen als geführt, wurde die unglückliche Mutter fortgeschleppt.

So stiegen die Männer stumm hinab. Eine Viertelstunde verging. Nun schritten sie über eine breite Klamme auf schwanken Bohlen, die den einzigen Übergang der tief hinab ins Tal und hoch hinauf zu den Eismassen und Felswänden sich windenden Kluft bildeten. Da brachte der Pfad auf einer Biegung den Felsenabsatz wieder vor die Augen; er hing seitlich über ihnen, etwa zwei Flintenschüsse entfernt.

Unwillkürlich stockte der Zug. Alle Blicke wandten sich zu der Stelle hinauf, die ihnen bisher durch die Windungen des Weges verdeckt geblieben war.

Das Licht der scheidenden Sonne in dieser Höhe war noch stark, indes sich schon tiefe Schatten in den Tälern lagerten; hier oben vermochte man selbst mit dem bloßen

Auge in dieser Entfernung noch deutlich alle Gegenstände zu erkennen.

Nun erkannte jeder, durch welchen Umstand das Kind vorhin den Augen entzogen und wahrscheinlich vor dem Sturz in die Tiefe bewahrt worden war.

Etwa fünfzehn Fuß oberhalb des Latschenbusches befand sich in der steilen Felswand ein dunkler Fleck — offenbar eine Vertiefung oder ein höhlenartiges Loch, über dem der Felsen hinaushing.

In diese Höhlung, deren Tiefe oder Umfang nicht zu bestimmen war, mußte das Kind hineingekrochen sein. Ob es sich noch dort befand, ob es, von der Kälte erstarrt, schon in die Tiefe gestürzt war, das vermochte man zunächst nicht zu entscheiden. Aber die Mutteraugen erspähten einen Schimmer des Köpfchens, eine Bewegung der kleinen Hand. Die freudige Gewißheit, daß ihr Kind noch lebe, wuchs in dem Herzen der jungen Frau. Sie breitete inbrünstig die Arme aus.

„O Herr! Das Diandl lebt! Mei Kind! Mei Kind!“

Das bessere Gefühl kämpfte in der verhärteten Seele Massaignacs. Der Befehl zur Rückkehr schwebte auf seinen Lippen.

Da fing das scharfe Ohr des Gensjägers einen Laut auf. Er stürzte vor und deutete angsterfüllt auf einen dunklen Punkt.

Der Laut wiederholte sich, näher, deutlicher — er glich einem kurzen, scharf abgerissenen Krächzen.

„Mutter Gottes im Himmel! Die Adler! Die Adler!“

An der im Alpenglühen leuchtenden Felsenwand schwebte hin und her ein dunkler Punkt; ein anderer wiegte sich im Blau des Himmels.

„Die Adler? — Welche Adler?“

„O Herr des Himmels! Seht Os die Adler nit? — Sie kehren zum Nest! Jetzt is mir alles klar — das Diandl is im Adlernest!“

Die Mutter schrie laut auf.

Massaignac wandte sich erschüttert zum Vater.

„Wir wollen umkehren, Mann. Es ist keine Gefahr. Die Vögel werden sich nicht an einen Menschen wagen!“

„O Herr — Es kennt die Adler nit vom Hochgebirg', und dö da sein von den größten, i kenn' sie wohl! — Sie tragen a jung Ritz fort — das Diandl is verloren, wenn Gott koa Wunder nit tut!“

Starr hingen die Augen aller an den riesigen Vögeln.

Die Abendsonne spielte auf den schneebedeckten Felsen und auf ihrem braungoldenen Gefieder. Die Adler schienen etwas Ungewohntes in ihrem Horst zu wittern. Ihr Geschrei tönte jetzt laut und zornig. Das Männchen setzte sich auf einen Felszacken in der Nähe der Höhle und schlug mit den Flügeln. Das größere Weibchen schoß von Zeit zu Zeit gegen den Horst vor und wandte sich dann in knappem Winkel wieder zurück.

Jeder dieser Angriffe kam näher. Die Scheu schien sich zu verringern, die Raubtiere der Luft und der Erde immer vor Menschen zu überwinden haben.

Ein schriller Schrei der verzweifelte Mutter schnitt in die Herzen. Über den Rand des Adlernestes erhob sich das Kind; es wehte mit einem Tüchlein gegen die Vögel, als spiele es mit ihnen.

Das Adlermännchen breitete seine Schwingen aus und erhob sich freischend in die Luft. Nun kreisten die gewaltigen Vögel mehrmals umeinander her; dann schossen sie, als hätten sie sich verständigt, gemeinsam auf das Nest zu.

Das Kind war verloren...

„Jesus Maria!“

Von der Stelle, an der vor einer Stunde Haspinger von den französischen Posten überrascht und gefangen worden war, kräuselte ein bläuliches Wölkchen empor.

Das Adlerweibchen unterbrach seinen Flug; es peitschte ohnmächtig mit seinen Schwingen die Luft und stürzte dann

flatternd in die Tiefe. Erschreckt, fauſte das Männchen an dem Neſt vorüber und ſtieg ſteil in die Luft.

Nun drang auch der Knall eines Büchſenſchuſſes herüber; das Echo der Berge wiederholte ihn in langem Rollen.

„Gerettet! — Heil’ge Jungfrau, hab’ Dank! Du haſt mei Kind beſchützt!“

„Das iſt der Raſſl, Kapitän!“ rief Eppenberger. „Zurück! Wir ſchneiden ihm den Weg ab!“

Die Mahnung des Verräters war kaum nötig. Die Soldaten, von den Offizieren getrieben, klangen ſchon den Felsenneig wieder hinan.

Aber ihnen voran flog mit der Gewandtheit des Gebirgsjägers der Gefangene.

„Steh! — Schießt ihn nieder, wenn er noch einen Schritt tut!“

Haſpinger bückte ſich raſch — eine Kugel pfiff über ihn hin. Er ſtand an der Klamm; ſein Fuß drang faſt in den Fels, ſo feſt ſtemmte er ihn gegen das Geſtein. Mit Rieſenkraft erfaßte er die beiden Bohlen, die den Übergang über die tiefe Kluft bildeten.

„Halt, Schurke!“

Ein Ruck — an dem Geſtein kniſchten die Enden des Holzes — krachend polterte es in die Tiefe, eines hinter dem andern.

Ein Säbelhieb Maſſaignacs über ſeinen Kopf lohnte die Kühne Tat, er hätte ihm den Schädel geſpalten, wenn der zähe Filz des Tirolerhutes den Hieb nicht gemildert und abgelenkt hätte; ſo wurde Haſpinger nur leicht am Hals verletzt.

Dennoch warf ihn die Wucht des Schlages in die Knie. Aber die Bruſt atmete frei und freudig: der Mann, deſſen Sicherheit ihm der geliebte Führer ſelber anvertraut, der ſein Kind vor den Adlern bewahrt — er war durch ihn gerettet vor ſeinen Feinden.

Die Offiziere und Soldaten tobten am Rand der Kluft;

sie ließen ihre Wut durch Faustschläge und Kolbenstöße an dem Gefangenen aus. Ohne Widerstand ertrug er alles geduldig. Vergebens fragte Kapitän Massaignac den Verräter Eppenberger nach einem andern Weg hinauf. Um die Klamme zu umgehen, hatte auch der geübteste Bergsteiger mindestens drei Stunden nötig.

Eppenberger erklärte, daß es noch länger dauern würde, neue Balken für den einzigen Übergang nach dem jenseitigen Bergrücken herbeizuschaffen.

„Wir müssen eilen“, drängte er, „zum Ziel zu kommen, ehe Andreas Hofer vielleicht sein Versteck verändert!“

Wütend stieß Massaignac seinem Gefangenen die Faust in die Seite.

„Du hast selber das Schicksal deines Kindes besiegelt! Jetzt muß es umkommen — auch wenn es nicht den Raubvögeln zur Beute wird!“

„Die Heiligen werden es schützen!“ sagte Haspinger tiefatmend.

Als wolle der Himmel sein gläubiges Vertrauen belohnen, klang ein freudiger Ruf Kathis zu ihm. Sie kniete auf dem Weg, wo sie ihr Kind in seiner Todesgefahr sehen konnte, und hielt ihre Augen fest auf die Felswand gerichtet.

„Gott schickt einen Engel, Nazi ... er wird es retten!“ jauchzte sie.

Oben auf dem Felsenabsatz über dem Adlernest zeigte sich jetzt der Schütze ganz offen, mit einem Werk beschäftigt, über das die Zuschauenden nicht im Zweifel sein konnten. Er legte den Stutzen beiseit und bemühte sich, Seile, die er in dem zurückgelassenen Ranzen Haspingers gefunden hatte, aneinander zu knüpfen und um einen vorspringenden Stein zu schlingen.

Haspinger erkannte nun, was er schon geahnt: der in höchster Not gesandte Helfer war der österreichische Offizier, den er über das Gebirge geleitet hatte. Die andern, selbst

der verräterische Eppenberger, waren von der Tracht getäuscht worden; und da der Mann ihnen meist den Rücken zuwandte, glaubten sie, es sei ein Tiroler — es sei der, nach dem die zweite Streife im Hochgebirge fahndete: Franz Raffl.

„Schießt den Spitzbuben herunter!“ schrie Massaignac.
„Fünf Napoleons, wer ihn trifft!“

Die Musketen knallten — eine nach der andern; doch die Gewehre trugen nicht weit genug.

Der Mann auf dem Felsen hatte das Seil befestigt und stellte durch das Einbinden von Knoten und Latschenzweigen eine Art Strickleiter her. Selbst die mit den Gefahren eines solchen Herabklimmens an dem scharfen überhängenden Gestein nicht vertrauten französischen Soldaten erkannten, daß es sich um ein Wagstück der kühnsten Art handelte. Der kleinste Fehltritt, der geringste Zufall mußten den selbstlosen Helfer hinabschleudern in die Ewigkeit...

Haspinger erbehte. Mit weiten Augen folgte er dem Tun des Mannes, der sein Leben preisgab, um das fremde Kind zu retten. Sein Gebet vereinigte sich, ohne daß die Lippen es sprachen, mit dem lauten seines Weibes.

Kapitän de Massaignac setzte das kurze Fernglas, mit dem er jede Bewegung des Feindes beobachtete, ab.

„Den Stutzen, Laporte! Ich hatte ihn ganz vergessen. Er wird genügen!“

Haspinger erschauerte; auch er hatte nicht mehr an die gute Büchse gedacht, die man ihm bei seiner Verhaftung abgenommen.

Der Sergeant reichte das Gewehr. Massaignac prüfte sorgfältig die Ladung und hob den Stutzen zum Anschlag.

Die Schatten der Dämmerung zogen sich an der glühenden Felswand langsam hinauf. Bald mußten sie den Adlerhorst erreicht haben.

Nun glitt der Fremde an dem schwanken Seil über den Felsen und schwang sich hinaus über den Abgrund.

Ein Schrei entrang sich der Mutter.

Das Krachen des Büchsen schusses antwortete ihm.

Hatte Massaignac getroffen? ...

Niemand wußte es.

Der Helfer schwankte am Seil hin und her; dann ließ er eine Hand los und schwenkte sie spottend herüber.

Eine Salve der Soldaten antwortete der tollkühnen Herausforderung — ohne Erfolg.

„Schießen Sie noch einmal, Kapitän“, sagte Leutnant Lafère, während er das Glas von den Augen nahm. „Die Büchse trägt weit genug; ich konnte deutlich erkennen, daß die Kugel an die Felswand schlug — kaum eine Hand breit über dem Kopf.“

Aber auch Haspinger kannte die Eigenschaften seines Gewehrs. Er wußte, wie gefährlich jede Wiederholung des Schusses werden mußte.

Während Kapitän de Massaignac sich umwandte, das Gewehr zu laden, schüttete er den ganzen Vorrat des Pulverhorns in den Schnee und ließ seine wenigen Kugeln in den Abgrund springen.

Ein Faustschlag ins Gesicht belohnte ihn; aber bis aus den Patronen der Soldaten eine neue Ladung zusammengebracht war, vergingen mehrere Minuten; außerdem paßten die Kugeln der Gewehre nicht in die Gamsbüchse.

Mit einem Fluch wandte Massaignac den Blick wieder der Felswand zu.

Der Mann drüben hatte auf der abschüssigen Wand mit Hilfe des Stricks Fuß gefaßt und sich bis zur Höhle gearbeitet, die jetzt schon der steigende Schatten deckte. Er verschwand darin. Dann erschien er wieder und schwang in der Luft hin und her; der Fremde begann das schwierige Werk des Aufstiegs. Daß er ihn nicht ohne das Kind antrat, ob lebend oder tot, war allen gewiß.

Indes die kühne Tat die Aufmerksamkeit aller Beobachter fesselte, gelang es Haspinger, unbeachtet neben seine

Frau zu gelangen. Er kniete neben ihr nieder, als wolle er sein Gebet mit dem ihren vereinigen.

„Hör' zu, Kathi“, flüsterte er.

„Ich horch'!“

„'s is nit der Raffl da drüben — 's is der fremde Herr, den du nach Spruch schaffen sollst. — Er is unbekannt im Gebirg' und muß umkommen mitsamt dem Stasl, wenn i ihm nit zu Hilf' kimm'. Fürchtst di nit, alloan zu bleiben mit dem Ruechvolk?“

„Ich fürcht' mi nit. Aber du, Nazi — es kann dei Tod sein, wenn du...“

„Sie d'erschießen mi a, wenn i bleib' — die Heil'gen werden mi nit verlassen! — Morgen in der Nacht kimm i zum Hof! Paß auf am Saumschlag, wo's Kreuz steht. Bet' a Muster¹ für mi.“

Er sprang auf, schlug die Arme in die Luft und stieß einen gellenden Jodler aus, daß er weit hinein in die Berge schallte.

„Luchhei! Jöh! — 's Diandl is gerettet!“

Die letzten Schimmer der Abendsonne glühten auf dem Felsenvorsprung wie geschmolzenes Gold; durch die Strahlenbrechung hob sich die Gestalt eines Mannes von dem Gestein ab, in seinen Armen hielt er das Kind.

Durch die Stille der Abendluft wehte ein Siegesruf als Antwort.

Die Franzosen tobten vor Wut; nur der heimtückische Bauernstudent Eppenberger bewahrte seine Ruhe.

„Lassen Sie das Kind, Kapitän; mit der Last wird der Bursche desto eher den Streifen in die Hände fallen. Wir haben dafür den Haspinger. Aber lassen Sie uns eilen, ehe die Nacht vollends heraufkommt, oder wir alle sind in Gefahr, den Hals zu brechen.“

Kapitän de Massaignac erkannte die Berechtigung der

¹ Paternoster, Vaterunser.

Warnung und gab Befehl zum beschleunigten Weitermarsch. Dem Gefangenen wurden aufs neue die Hände gebunden. Kathi ließ man ungefesselt; nur der lüsterne Lafère, dem ihre Schönheit in die Augen stach, kümmerte sich um sie.

Der Felsenvorsprung drüben an der Bergwand blieb leer; das Kind und sein Retter waren verschwunden.

Bergab ging der steile Pfad und bot größte Gefahren und Schwierigkeiten; an vielen Stellen konnte nur Mann vor Mann den schmalen Weg betreten. Die gespannten Hähne bedrohten Haspinger mit ebensoviel tödlichen Schüssen in den Rücken, wenn er nur den geringsten Fluchtversuch machen sollte. Aber er schien nicht einmal daran zu denken, seit er sein Kind gerettet wußte. Ruhig und gehorsam flomm er vor den Soldaten den Weg hinab.

Je tiefer man kam, um so gangbarer wurde der Pfad, um so geringer schien die Gefahr des Entweichens; die Aufmerksamkeit der Wächter begann daher nachzulassen.

Es war nun völlig Nacht geworden; aber über die Berge stieg die Mondscheibe herauf und ließ die Schatten noch fester und dunkler hervortreten.

Das Thal war von französischen Truppen besetzt. Drunten blinkten schon die Lichter des Weilers Kanalt.

Der kleine Trupp verfolgte einen Saumschlag¹, der am Berg hinführte. Zur Seite fiel der Abhang, mit Schnee bedeckt, steil hinunter bis zum Bett eines kleinen, unter der Eisdecke rauschenden Gebirgsbaches. Von hohen Schneewehen überragt, verlor er sich unter einer natürlichen Brücke des Felsgesteins. Ein Kreuz, das in Tirol die Stätte eines Unglücksfalls bezeichnet, erhob sich über diese Brücke.

Der Saumpfad war so breit, daß drei Mann nebeneinander gehen konnten. Zwei Soldaten gingen zur Rechten und Linken des Gefangenen, ein dritter folgte ihm; dann

¹ Gepflasterte schmale Bergstraßen für die Saumtiere (Maulesel), Pferde und Esel.

Kam Kathi mit dem Leutnant und seinen Soldaten. Der Kapitän mit Eppenberger bildete die Spitze des Zuges.

Ohne den Kopf zu wenden, warf Haspinger einen prüfenden Blick um sich; diese Stelle hatte er gewählt. Fünfzig Schritte weiter war jede Flucht unmöglich.

Er hustete leicht.

„Jesus Maria — was g'schieht da?“

Kathi kreischte laut auf und deutete den Berg hinauf. Sie tat, als fänke sie vor Schrecken in die Knie.

Leutnant Lafère fing sie auf; die Soldaten dachten an einen Überfall und wandten sich rasch zur Bergseite.

Diesen kurzen Augenblick benutzte Haspinger. Er stieß den achtlosen Soldaten an seiner Linken über den Rand des Saumpfades in die Schlucht und stürzte sich ihm nach, gleichgültig, wie er hinunter gelange: rollend, fallend, zerschunden.

Der Lärm des Sturzes und ein Ruf Eppenbergers machten die Soldaten auf das kühne Wagnis aufmerksam.

Fünf, sechs Gewehre richteten sich auf die zur Eisdecke des Baches niederrollende Masse. Aber niemand wagte zu feuern, um nicht den eignen Kameraden zu treffen. In der nächsten Sekunde trennte sich, im Mondlicht deutlich sichtbar, eine der beiden dunkeln Gestalten von der andern, sprang auf und huschte nach der Wölbung der Felsbrücke.

Aber da verhinderte ein andrer Vorgang das Schießen; gleich einer Löwin warf sich Kathi Haspinger mit weit ausgebreiteten Armen vor die Soldaten.

„Um Christi willen — schießt nit! Bringt ihn nit um!“

„Verfluchte Dirne! Nieder mit ihr, wenn sie nicht weicht!“

Kapitän Massaignac, den Säbel in der Faust, sprang selber den Abhang hinunter.

Ein gellender, herzerreißender Schrei schlug in die Ohren des Flüchtlings und fesselte seinen Fuß.

Aber Musketenkugeln pfften; das Gebrüll der Verfolger, die in den Grund hinabflommen, hegte ihn — er

stürzte sich in die Schneewehen, die den Eingang des unterirdischen Durchgangs schlossen, und verschwand, wie von der Erde verschlungen, vor den Augen der tobenden Meute.

In der nächstfolgenden Nacht, vom 27. zum 28. Januar, stiegen zwei Wanderer von Abend und den Eisener Fernern her vorsichtig in das Stubai Tal nieder. Es waren der Gensjäger Haspinger und der österreichische Offizier. Haspinger trug statt der verlorenen Büchse, warm eingehüllt gegen die Kälte, sein schlafendes Kind.

Fuß vor Fuß ging's in den Talgrund hinunter. Der Offizier hielt den Hahn seines Gewehrs gespannt und gab acht auf jedes Zeichen einer Gefahr.

„In fünf Minuten, Herr, sein wir am Hof“, flüsterte Nazi Haspinger. „Nehmt das Kind, laßt mi vorausgehn. I will schaun, ob no die franschen Wachen dort stehn!“

Das Gewehr des Österreichers in der Hand, kroch Nazi in den Schatten der Bergwand nieder.

Aber kein Laut ringsum; keine Spur einer Wache.

Einsam und still lagen die Trümmer des niedergebrannten Hofes.

Dreimal erklang leise das kollernde Balzen des Spielhahns, dann lauter und lauter. Oft hatte er sich dieses Zeichens bedient, als er noch zu seinem Weib in die Freite ging — zur alten Sitte des Fensterlns.

Alles blieb still. Nur ein dünnes Winseln antwortete.

„Tyras!“ rief er leise.

Aus den Brandmauern hervor kroch langsam ein dunkles Etwas — das Winseln wurde zu einem freudigen, heisern Gebell. Ein Haushund mit zottigem Fell richtete sich mühsam auf drei Beinen an dem Jäger hoch und leckte ihm Hand und Brust.

„Armes Pummerl“, seufzte Haspinger und fuhr mit der Hand über das Tier hin. Unter dem Zucken und kläglichen Winseln fühlte er, daß ihm der eine Hinterlauf abgeschlagen

oder abgebrannt war. „Haben sie di so zugricht't, die Malefizfranschen?“

Der Hund, als verstände er das Wort, knurrte grimmig. „Hast Menschenverstand, Tyras. I kann dir trauen. Is das Franschenvoll no in der Näh?“

Der Hund kläffte laut und wild.

„Also nit? — Aber wo is denn die Kathi, wo is die Frau, Tyras? Das Ruechenvoll wird sie doch nit mitg'nommen haben?“

Der Hund stieß ein klägliches Geheul aus.

Zum erstenmal überkam Haspinger ein schrecklicher Gedanke. Sein Haar sträubte sich. Sein ruhiger, vorsichtiger Blick wurde wild, unstät.

Er kehrte um. Er wollte dem Gefährten sagen, daß er nach dem Dorf müsse — auf jede Gefahr hin; aber er fand den Offizier mit dem Kind im Arm schon an seiner Seite.

„Die Kleine ist erwacht. Sie erkannte den Hund am Gebell. Sie will zu dem alten Spielgefährten, und da ich Euch sprechen hörte, wußte ich, daß nichts zu fürchten war.“

Der Hund winselte freudig in der Nähe des Kindes und begrüßte es mit allen Liebkosungen. Dann humpelte er zu seinem Herrn zurück, faßte den Riemen des Stuhens, begann sein Geheul aufs neue und zog ihn vorwärts.

„Es is was vorgefallen, Herr, was Schlimmes! I schwör' drauf“, sagte verhalten der Jäger. „Schaun's, wie das kranke Tier mi an die Füäß drängt und schiebt! I soll mit ihm kommen! — I muß ins Dorf, und wenn's mei Leben kost!“

„Aber die Franzosen können noch dort sein!“

„Koa Fremder mehr — das Tier hat mir's g'sagt. I muß mi schleunen — und mir is do, als hätt' i Blei in die Füäß!“

„Ich geh' mit Euch, Nazi! Vorwärts!“

Nazi schritt eilig voran. Vor ihm humpelte winselnd der Hund.

So stiegen sie die Halde nieder bis ins Tal. Bei der Wendung des Weges blinkte ihnen ein einzelnes Licht entgegen.

Im Gebirge gehen die Menschen zeitig zur Ruhe, es fiel also dem mit ihren Gewohnheiten Vertrauten nicht auf, daß in keinem Haus Licht war, sondern schien vielmehr Beweis, daß die Franzosen nicht mehr dort waren.

Das einsame Licht kannte der Nazi wohl — es war das Ewige Lämpchen in der steinernen Kapelle, die mitten im Weiler an der Brücke über dem Gießbach stand.

Dennoch war ihm der Schein ungewöhnlich — auffallend, unheimlich, glänzender als sonst.

Der Hund rannte einen Fußsteig entlang, gerade auf die Kapelle zu.

Haspinger blieb stehen und fuhr sich mit dem Tuch über die Stirn. Dicke Schweißtropfen perlten. Er beugte sich vor, als lausche er auf einen verdächtigen Ton.

Auch der Österreicher hielt seinen Schritt an. War es Waffenklang — oder der Ruf einer französischen Wache?

Nein — aber zwischen das leise Winseln des Hundes mischte sich ein klagender Ton, ein ferner Gesang.

„Kemmt, Herr, kemmt!“

Die Stimme des starken, mit allen Schrecken der Natur und des Krieges vertrauten Tirolers klang, als würge er die Worte aus der tiefsten Tiefe der Seele.

Er eilte so hastig weiter, daß der Österreicher ihm mit dem Kind kaum zu folgen vermochte.

Je näher sie kamen, um so vernehmlicher wurde jener Ton. Der Offizier konnte nicht mehr zweifeln; es war eine Litanei, ein Klagegesang. Er hatte ihn zuweilen bei den Leichenfeierlichkeiten im Gebirge gehört.

Deutlich erkannte man jetzt die Weiberstimmen. Die Töne schwoilen an, als sie um einen dunkeln Stadel bogen und über den Steg schritten.

Vor ihnen lag die kleine Kapelle.

Die Tür zur Straße stand offen, wie bei allen diesen zahlreichen Kirchlein und Kapellen im Gebirge. Schätze bergen sie nicht — nur die kleinen Gaben, die das Gelübde der Gläubigen den wundertätigen Bildern darbringt.

Heller Lichtschein quoll aus der Kapelle. In der Mitte des Raumes stand auf einer Bahre ein schmuckloser Sarg, mit einem Linnentuch überdeckt. Drei alte Frauen knieten in den Bänken zur Seite und sangen.

Der Hund winselte laut. Er humpelte bis an den Sarg und kauerte sich vor ihm nieder.

Als habe der Bliß vor den Füßen Haspingers eingeschlagen, so regungslos blieb er stehen. Dann aber stürzte er vorwärts und riß das Laken mit einem Griff vom Sarg herunter.

„Jesu Christ! — Kathi!“

Eine Leiche lag vor ihm, das Weib seines Herzens — die noch vor wenigen Tagen lebensfrohe, junge, schöne Frau.

Die alten Weiber sprangen erschrocken auf und umringten den schluchzenden Mann.

„Es ist der Nazi!“

„Der Haspinger vom Hof!“

„Der Arme!“

„Mögen die Heiligen ihm Stärke geben!“

Er stierte sie wild an; er schien keinen Menschen zu erkennen. Irr, drohend fuhren seine Blicke im Raum hin und her. Das Kind auf den Armen des österreichischen Offiziers an der andern Seite des Sarges streckte die Hände nach der toten Mutter und rief sie mit zärtlichen Namen.

Endlich rangen sich Laute aus Haspingers Kehle.

„Was is mit der Kathi g'schehn?“

Eine der Alten öffnete schweigend das Gewand auf der Brust; ein mit geronnenem Blut bedecktes Luchlein lag darauf. Darunter klappten breit und dreieckig zwei blaue Male — Bajonettstöße...

„Wer?“

„Die Franschen, Nazi. — Sie hoben sie oberbracht vom Saumschlag!“

Der Gensjäger bückte sich — hob den Stutzen, der ihm entfallen, vom Boden und wandte sich um.

„Der Mann is z'nicht!¹“ tuschelten die alten Frauen.

„Wohin?“ fragte der Dffizier.

Mit hartem, heißem Blick starrte Haspinger ihn und die Frauen an.

„Wohin? — Zu den Franzosen! I muaß totschlagen! Totschlagen! — Eh' i wieder denken kann! — Aus'm Weg!“

Die Frauen sperrten ihm den Ausgang.

„Nazi, mach das Unglück nit größer! Die Franzosen sein fort — heut morgen in der Fruh!“

„Wohin?“

„Nach Meran! — So woast nit, was g'schehn is?“

„Was?“

„Der Franzos hat den Raffl Franz g'fangen am Grindl — 's is a Mann kemmen heut abend vom Passeier, der's bericht't hat!“

„Und der Franz?“

„Heut morgen, wia der Tag graut, hat er sie nach der Kellerlahr-Alm führen müssen; 's ging um sei Leben.“

„Aber der Sandwirt — der Hofer! — Weib, rede!“ schrie der Dffizier.

„'s is aus! — Sie plauschen, daß ihn der Franzos übers G'birg führt nach Mantua!“

Haspinger hob die gläsern stierenden Augen vom Sarg nach oben und schüttelte mit irrem Lachen die Fäuste gen Himmel.

Dann brach er schwer nieder zwischen die Bänke und die aufkreischenden Weiber.

¹ Im Kopf verwirrt.

Verschwunden!

Durch die Blutnacht von Wien zog das erste Ahnen des Morgens.

Noch immer saß der alte Haspinger auf dem Platz am Hof und blickte unverwandt auf den verstümmelten Leichnam des Grafen Latour.

Jahrzehnte versanken...

Der österreichische Offizier, der ihm sein Kind gerettet — von dem er sich am Sarg seiner ermordeten Frau getrennt — nun hing er hier tot am Laternenpfahl; nach achtunddreißig Jahren sah er ihn wieder ... als Opfer der Leidenschaft einer entfesselten Menge.

An den Arsenalen und von der Schottenbastei her dauerte das Feuer fort. Der Glutschein des Brandes rötete den Himmel.

Von der Bogener Gasse her kam ein Mann im Waffenrock der Legionäre, ein weißes Päckchen auf dem Arm, an den Häusern entlang. Er sah sich auf dem Platz um; als er ihn ziemlich leer fand, ging er auf den Laternenpfahl zu. Er überwand den Schauer vor dem gräßlichen Anblick und entfaltete das Päckchen. Es war ein Bettlaken, das der Mann von einem Hausmeister in der Nachbarschaft gekauft hatte. Er versuchte, die verstümmelte Leiche damit einzuhüllen.

Haspinger erkannte ihn. Es war der Student Matthias Cvetkovic.

„Geben's her, Herr“, sagte er. „Mei Arm reicht weiter.“

Und 's ist der letzte Dienst, den i dem da erweisen kann, für den i gern mei alt's Leben her'geben hätt'!"

„Herr Haspinger? — Ich danke Gott, daß ich Sie wiederfinde in dieser schrecklichen Nacht. — Wo haben Sie Ihre Enkelin? Sie ist doch in Sicherheit?“

„I hab' sie dem Jörgi in Verwahr geben müssen, so unger'n i's tat. Aber das Diandl muß a Stund' Ruh' haben, eh wir uns auf den Weg machen zur Heimat. Und i hatt' hier a eilig G'schäft. Enk' aber, Herr, dank' i für das, was Ds eben getan; der da ist mir lieb und mei Wohltäter! — Er hat neben mir g'standen in aner schwarzen Stund'!“

Matthias wehrte mit einer müden Handbewegung.

„Auch ich will Wien verlassen. Ich hab' keine Heimat mehr“, sagte er mit gesenktem Blick.

„Wißt Ds was, junger Herr?“ Haspinger hielt ihm die Hand hin. „Geht mit uns ins Tirolerland! Unter dem Eis und dem Schnee der Fener wohnt man besser, als unter dem ruechen Volk der Stadt. Wenn der Frühling kommt und sei grüne Matten über die Almen zieht — oh, junger Mann, da is schon manch Krank's G'müt aufg'lebt!“

Matthias war tief erschüttert.

Bilder eines reinen friedlichen Glücks unter Arbeit und Mühen tauchten vor seiner Seele auf. Aber die Wirklichkeit riß ihn aus dem schönen Traum — der Slowak Szabo, der Geliebte seiner Schwester Hanke, erfaßte seinen Arm.

„Warum hüllst du den da in das Tuch, Bruder Matthias?“ Seine irren Augen glühten. „Hast nicht gesehen, wie die Hanke neben mir saß — dort auf dem Stein? Wie sie sich gefreut hat, daß sie nicht die einzige ist, die der Wolf zerriß? — Meinst, mit dem Fegen da deckst das Blut? Szabo Slowak elendiger hat geschworen, sollen alle sterben, die schuld sind an Hankas Tod! Alle, alle soll Hand meinigte treffen, wie sie den da getroffen — der Hanke dem Pandur gab!“

„Szabo! — Du, du warst es, der...“

Das Grauen erstickte ihm die Worte im Mund.

Szabo lachte heiser.

„Hussa! Alle Welt ist gegen slowakischen Wolf! Aber der Wolf wird sie alle zerreißen — wie er gefressen hat Hanka meinigte in Brautnacht süße! Haha! — Wirf den bunten Rock fort, Bruder der Hanka, wie ich es tu'! Komm mit mir ins Ungarland! Szabo wird aus dir machen einen Mann!“

Matthias stieß ihn von sich.

„Flieh, eh dich die Strafe der Erde ereilt! Der ewigen Strafe entgehst du nicht.“

Szabo heulte grell auf.

„Glaubst, hast stolzes Ungarblut in den Adern, weil du warst der Nebsmann der Magyarenfrau? Schläfst auch bei zehn Magnatenweibern, Slowak elender bleibst doch lebelang! Szabo, Schweinehirt der Pusta, liegt auch sein einzig Glück in kalter Erde — tauscht nicht mit dir, Weiberknecht!“

Matthias barg das glühende Antlitz in beiden Händen. Ein mitleidiges Gefühl rührte den wüsten Sohn der Pustten; er legte dem Geschmähten den Arm um die Schulter.

„Hankas Bruder“, sagte er milder. „Freund einziger, den Szabo hat — außer dem Rozsa Sandor — auf der ganzen Welt. Geh mit, Matthias! Sollst Schmach deinigte ertränken im Blut — wie Szabo. Sie alle“ — er drohte hinüber zum Haus der Gräfin Martha Lörkhömy — „sie glaubten, Szabo sei ihr Werkzeug — ihr Diener — und halfen doch nur seiner Rache! — Am Galgen hängt der hartherzige Swabi. Der Morgen sieht Szabo nicht mehr in Wien. Wenn wir zum Grab der Hanka kommen, Bruderherz, wird Szabo das Blut von dem Swabi da einträufeln! Wir wollen eine Hez halten... nach Wölfen... nach Menschenwölfen... daß süß Bräutchen meinigtes kann wieder ruhig schlafen — bis die Zeit kommt, daß der Szabo lumpigter sich legt zu ihr ins Grab!“

Der alte Haspinger hatte von den slowakisch gerauschten Worten nichts verstanden; aber mit finstern Blick betrachtete er die breite Gestalt Szabos.

Er trat jetzt näher.

„I muß das Diandl holen“, sagte er kurz. „Entschließt Euch, Herr, ob Es mit uns gehen wollt. — Die G'sellschaft da g'fällt mir nit!“

Szabos Augen bligten ihn an.

„Zu mir, Matthias! Ins Slowakenland gehört Slowak!“

In innerm Kampf sah Matthias von einem zum andern. Seine Sehnsucht nach dem Reinen, dem Schönen zog ihn zu Haspinger, zu Nandl — nach dem Land der einsamen Berge und Gletscher. Sein Blut, sein Mitgefühl lockten ihn zu dem Liebsten seiner Schwester. Er rang mit klopfendem Herzen.

Dann hob er entschlossen den Kopf.

„Gott behüte mich“, sagte er, „daß ich in das Haus eines redlichen Mannes trete, ehe ich nicht selber ein anderer geworden bin! Die Vergangenheit hab' ich heute hinter mich geworfen, und alles werf' ich ihr nach! Euch dank' ich's, Mann — und Euerm reinen unschuldigen Mädchen! Ich will Euch aus Wien geleiten, bis Ihr sicher seid — das sei mein letzter Dienst. Dann aber scheiden sich unsre Wege. Im Kampf mit Not und Armut hoff' ich auch wieder ehrlich zu werden! Geht, Alter! Holt das Mädchen, daß wir dieser unseligen Stadt noch entfliehen unterm Schutz der Nacht!“

Szabo wandte sich kurz ab und schüttelte verächtlich die Hand.

„Geh! In Andern deinigten fließt Wasser! Szabo wittert Blut von Wölfen für Hanka — viel Blut für Grab! Hussa!“

Er sprang wie geheßt über den Platz und verschwand in der Dämmerung.

Der alte Haspinger verstand nur wenig von dem, was

die Seele des Studenten bewegte; aber es war ihm genug, daß auch er zum Aufbruch trieb und mit ihnen Wien verlassen wollte. Gewiß, jede Stunde längern Bleibens war nur nutzlos und gefährlich. Niemand konnte wissen, was der Morgen noch brachte. Den verlorenen Enkel konnte er nicht mehr retten, den Leichnam des Freundes nicht schützen und bestatten. Und die Vorgänge der Nacht hatten ihm gezeigt, wie gefährlich es war, das schöne Mädchen inmitten dieser Gärung aller Leidenschaften zu lassen.

Er bat Matthias zu warten, bis er dem Schwager Lebewohl gesagt und Mandl geholt habe. Matthias sah ihn über den Platz nach dem Haus der Gräfin Martha gehen und, seinem Gelöbniß, es nicht wieder zu betreten, getreu, nur an das Fenster des Hausmeisters pochen.

Das Thor stand offen. Drei Männer traten heraus und schritten an Haspinger vorüber, ohne ihn zu beachten, zwei von ihnen in lange, weiße Mäntel gehüllt; in dem dritten erkannte der Student seinen Feind, den Doktor Lazare.

Um ihm nicht in den Weg zu kommen, zog er sich zurück.

Dann fesselte eine andre Gruppe seine Aufmerksamkeit.

Aus der nächsten Straße rollte ein Karren hinter einem Gaul, von einigen Volksgarden begleitet, bis zu dem Laternenpfahl, an dem der Leichnam des Grafen Latour hing. Der Reichstag hatte Befehl erteilt, die verstümmelten Überreste des Ministers nach dem Militärlazarett zu bringen.

Nur Leute aus der Hefe des Volkes trieben sich noch in der Nähe herum und sammelten sich neugierig.

Matthias sah, daß auch die beiden Männer in den weißen Mänteln in der Nähe stehenblieben und einige Worte miteinander wechselten.

Zwei Lazarettbedienten lösten den Leichnam von der Laterne und legten ihn auf den Wagen.

Kein Laut der Noth wurde hörbar; alle schienen bedrückt.

Nur die beiden Weißmäntel näherten sich dem Karren;

der eine gab dem Führer des Pferdes ein Zeichen, noch einen Augenblick zu halten.

Der andre, das Gesicht tief in den Kragen gehüllt, beugte sich über den Karren und lüftete das Laken.

Der Laternenschein fiel auf seine Züge.

„Du schickst keinen freien Ungar mehr in den Kerker“, sagte er kalt und ließ das Tuch wieder fallen.

Als er sich umwandte, starrte ihn das Gesicht des alten Tirolers an.

„Gott der Herr wird richten über ihn, wie über alle, die Schuld tragen an diesem Blut!“

Die feierliche Stimme des Greises, der an ihm vorüber an den Karren trat und ein Kreuz über das Leichentuch schlug, machte tiefen Eindruck auf den Fremden. Er wandte sich ab und entfernte sich schnell.

Der Wagen rasselte über das blutgetränkte Pflaster.

Haspinger sah ihm mit gefalteten Händen nach.

„Möge Gott seiner Seele gnädig sein und ihm lohnen, was er an meinem Kind getan!“

Dann schaute er sich um nach Matthias; nur die heilige Pflicht der Dankbarkeit hatte ihn vergessen lassen, was seine Seele seit wenigen Augenblicken neu quälte.

Matthias war schon an seiner Seite.

„Wo ist Ihre Enkelin? Wir müssen die Dämmerung noch benutzen, um aus der Stadt zu kommen.“

„I weiß nit, Herr, was i denken soll“, sagte Haspinger besorgt. „Ich hab' ans Fensterl pocht und g'rufen, weil i nit 'nein wollt' ins Haus. Aber 's hat halt kei Mensch Antwort g'geben. Weiß Gott, mir is fast so schlimm zumut, wie damals, als der Hund, der Pummerl, mi zum Sarg von der Kathi g'führt hat!“

Matthias zog ihn über den Platz. Der Tag dämmerte schon und mischte sein Licht mit dem Glutschein der brennenden Zeughäuser.

„Das Mädchen wird schlafen“, meinte er. „Döllinger ist

ein vorsichtiger Mann; wahrscheinlich ist er nur einen Augenblick abwesend und drin im Haus!"

Ihm selber aber war bei dem Trost nicht wohl zumut; er beeilte seine Schritte.

Noch immer stand das Tor weit offen; das Hauptquartier der geheimen Leiter des Kampfes war während der ganzen Nacht nicht leer geworden von Kommenden und gehenden Boten.

Matthias klopfte stark an das Straßenfenster des Hausmeisters; dann trat er in den Flur und rief nach dem alten Diener.

Niemand antwortete. Matthias stieg die wenigen Stufen hinab, die zu der kleinen Wohnung des Hausmeisters im Erdgeschoß führten, und legte die Hand auf die Klinke.

Die Tür war verschlossen; alles Klopfen blieb vergebens.

Im Haus nach Döllinger zu fragen in einer Zeit, in der jeder genug mit sich selber und den Schrecken des Straßenkampfes zu tun hatte, schien nutzlos — hundert Gründe und Geschäfte konnten den Hausmeister für kurze Zeit entfernt haben. Ja, vielleicht hatte er, der größern Sicherheit wegen, Mandl nach einem andern Ort gebracht.

Dennoch empfand auch Matthias unerklärliche Besorgnis. Er fühlte, daß er sich um jeden Preis Gewißheit verschaffen müsse.

Einige Gaffer begannen sich am Torweg zu sammeln. Haspinger stand mitten unter ihnen; in seinem faltigen, gebräunten Gesicht spiegelte sich jetzt heiße Seelenangst.

Mit aller Gewalt warf sich Matthias gegen die Tür. Beim zweiten Stoß gab das Schloß nach und sprang auf.

„Meister Döllinger! Mandl, sind Sie hier? Antworten Sie uns!"

Das Zimmer und das Nebengeläß der Wohnung des Hausmeisters waren leer. Matthias kam erregt mit der Nachricht zu Haspinger zurück.

„Mandl! Wo ist die Mandl!"

Ein Mann keuchte die Straße herauf und drängte die Umstehenden beiseite.

„Schwager Haspinger, ist 's Madl zuck?“

Der alte Hausmeister war's, erhit, außer Atem, prustend und hustend; kaum, daß er zu reden vermochte.

Haspinger schüttelte ihn.

„Sörgi, wo hast 's Diandl? Was is mit dem Nandl?“

„Der Franz...“

„Zur Höll' mit dem Buben! Wo is das Kind?“

Der Hausmeister sank erschöpft auf die Steinbank. Matthias drängte den alten Gensjäger fort.

„Lassen Sie ihn zu Atem kommen, Herr Haspinger! — Meister Döllinger, wo ist...“

Der Hausmeister weinte wie ein Kind.

„Fort — verloren! Gott woaß, wo!“

„Aber so sprechen Sie doch! — Was ist denn vorgefallen?“

„Das Kind hat da g'schlofn“, berichtete er endlich. „Drin auf mein Bett. Vor aner Stund' so eppa is a Madl gekommen — i kenn's, 's hat gedient am Hof, drüben im Kriegsgebäud'. Franzl hoast's. Sie hat nach mein Schwager, dem Haspinger, g'fragt und nach der Nandl. Der Fragen hat g'sagt, sie brächt' a Botschaft vom Franz Stochhammer; er läg' zum Tod verwundet im Blauen Roß in der Mariengäß und möcht' um aller Welt willen den Großvater oder sei Nicht' no amal sehen.“

„Weiter, weiter!“

„Das Nandl hat's ghört und is glei auf gewesn und hat mitgehn wolln mit aller Gewalt. I hab's anfangs nit leiden wollen, bis du wiederkommst, Schwager Nazi. Aber das Madel hat g'sagt, der Franz läg' im Sterben, und das Nandl is ganz toll worden und hat sich nit halten lassen. I sollt bleiben, um auf di zu warten.“

„Gott sei Dank“, unterbrach ihn Haspinger. „Nachher laß uns gehn — zum Franz! Der Tod süht alle Sünd'!“

Der Hausmeister hielt ihn zurück.

„Zulezt is mir angst worden, Schwager Nazi, wia du nit zruckkemma bist. I bin a Sprung umighupft zum Blauen Roß —“

„Und das Diandl — der Franz?“

„'s war alles Lug! 's is koa Franz da, nit tot, nit lebend!“

Haspinger fuhr mit der Hand nach dem Hals.

„Aber die Mandl?“

„Koa Spur von ihr — niemand hat sie g'sehn! I hofft', sie wär' schon wieder da und bin gelaufen wie a Toller!“

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und begann zu ächzen. Bleich wie der Tod lehnte Haspinger an der Wand.

„Verloren — alle boadn — ihn und sie!“

Matthias stützte ihn.

„Ermannen Sie sich, Herr Haspinger“, bat er. „Ein unglücklicher Irrtum oder ein Bubenstreich — aber das Mädchen kann nicht verschwunden sein! Es muß sich wiederfinden. Lassen Sie uns hinaus in die Straßen! Wir weichen nicht von Wien, bis wir sie finden!“

Er geleitete den Taumelnden fort auf den Platz. Lärmend trampelte eine Schar Vorstadtgarden, Gesindel hinterher, nach den Zeughäusern.

Seine Augen fielen auf ein fahles Gesicht. Doktor Lazare stand wenige Schritte vom Tor unter den müßigen Gaffern.

Als Matthias seinen Blick scheu senkte und den Alten noch schneller mit sich zog, sah er den beiden spöttisch nach, und ein boshaftes Lächeln zuckte über seine Züge.

Der Ring um Wien

Als Kaiser Ferdinand dem Fürsten Windischgrätz die Bekämpfung der Wiener Freiheitsbewegung übertrug, wußte er wohl, was er tat.

Die Wiener kannten diesen Mann; er allein bedeutete ein ganzes Heer. Als von den Prager Aufständischen am 12. Juni 1848 die Frau des Fürsten am Fenster erschossen wurde, hatte der alte General erst dann Tränen für seine Lebensgefährtin übrig, als die Erhebung niedergeschlagen war.

Am 7. Oktober reiste der Kaiser von Schönbrunn ab; diesmal nicht heimlich und flüchtend, sondern in großem Aufzug mit einer militärischen Begleitung von fünftausend Mann. In Olmütz schlug er sein Hoflager auf.

Von Süden her zog der Banus von Kroatien, der schöne „Schürzenheld der Erzherzogin“, wie ihn in nie vergessenem Spott der Graf Ludwig Batthyany, der Oheim des Grafen Stephan, genannt. Er antwortete der Abordnung des Reichsrats, die eine Erklärung forderte: Ein österreichischer General habe dahin zu marschieren, wo er Kanonendonner höre, und nicht abzuwarten, bis er gerufen werde. Das Aufhängen scheine in Wien Mode geworden; die Reihe könne daher auch an die Reichstagsmitglieder kommen; das wolle er verhindern...

In Wien blühten die Klubs auf; die Aula und das durch den Zeughaussturm bewaffnete Volk waren die Herren der Lage; die Garden der Vorstädte machten der Bürgerwehr das Leben schwer; die vorläufige Regierung lag in Händen der Studenten und der bewaffneten Klubs. Der

Kaufmann Tausenau, der die Garden versorgte, veröffentlichte eine Liste von zwölf Männern außer Latour, die noch gehängt werden sollten.

Der Bürgerkrieg mit all seinen Schrecken und Grausamkeiten bevölkerte die Straßen und entfesselte jede Leidenschaft. Wer es vermochte, flüchtete aus Wien; darunter waren viele Reichstagsmitglieder, die für ihr Leben fürchteten.

Schon am 9. Oktober besetzte Fürst Windischgrätz die Eisenbahnlinie von Prag für die Truppenzüge; am 17. Oktober ernannte ihn der Kaiser zum Feldmarschall und zum Oberbefehlshaber aller österreichischen Truppen mit Ausnahme der in Italien. Am 21. Oktober war das Nordheer auf der Ebene des Marchfeldes, im Norden Wiens, versammelt.

Die Abordnung der Wiener mit ihrer Forderung, alle Truppen zurückzuziehen, die Maßnahmen des Reichsrats, gegen die die geflüchteten Mitglieder von Prag aus Verwahrung einlegten, wurden jetzt mit Ernst zurückgewiesen. Die Abgeordneten lud man nach Kremsier¹ in Mähren. In Wien rief man den bewaffneten Widerstand aus und plänkelte in einzelnen Gefechten mit den Truppen Auerspergs und Jellachichs.

Wie Doktor Schütte der geheimen Leitung des Aufstandes im Haus der Gräfin Martha Lörkhöny mitteilte, hatte die Linke des Frankfurter Parlaments zwei ihrer Mitglieder: Blum und Fröbel, nach Wien gesandt; Trampusch und Hartmann hatten sich angeschlossen, um den Wienern ihr Einverständnis mit der Freiheitsbewegung auszudrücken und sie zu unterstützen.

Robert Blum, Fröbel und Hartmann gehörten der Fraktion des Donnersberges an, den ausgesprochenen Republik-

¹ Am 22. November 1848 wurde dort in der erzbischöflichen Residenz der verfassunggebende Reichstag eröffnet und am 7. März 1849 wieder aufgelöst.

lanern; Trampusch dem „Deutschen Hof“, der entschiedenen Linken. Hartmann vertrat einen böhmischen, Trampusch einen mährischen Wahlkreis.

In Wien forderte Robert Blum in der Aula, im Gemeinderat und in den Wiener Blättern mit flammenden Worten schärfste Verteidigung Wiens gegen die Truppen des Kaisers und übernahm selber den Befehl einer Kompanie der Kerngarde, mit der er sich am Kampf beteiligte.

Frankfurt entsandte später noch zwei andre Abgeordnete nach Wien: Welker und Mosle, um zu vermitteln und den Stand der Dinge zu untersuchen; sie waren in Wien am 20. Oktober eingetroffen, reisten aber sofort in das kaiserliche Hoflager weiter und sprachen sich dort für die Berufung des Reichstags nach Kremsier aus.

Die Truppen, mit denen Fürst Windischgrätz Wien am 20. Oktober eingeschlossen hatte, bestanden einschließlicher des Banus und des Grafen von Auersperg aus 59 Bataillonen, 67 Eskadrons und 204 Geschützen. Mit ihnen mußte eine zweieinhalb deutsche Meilen lange Einschließungslinie gebildet und das ungarische Heer in Schach gehalten werden.

Die Barrikadierung der Wiener Straßen durch die Aufständischen war vortrefflich geleitet, der Oberbefehl über die „mobile Garde“, zu der alle jungen Kräfte strömten, dem General Bem übertragen worden. Die „stabile Garde“ sollte das Innere der Stadt besetzt halten. Für die Kämpfer war ein fester Sold ausgesetzt.

Schon vor Kampfbeginn flüchteten indes manche der Führer, so der betrügerische Belieferer der Garden Tausenau, Füsler, Häfner und andre; täglich lichtete sich in gleicher Weise der Reichsrat, obgleich der Abgeordnete Schusselka erklärte, es sei ganz unmöglich, die Stadt Wien bei der hohen Begeisterung ihrer Bewohner zu erobern.

Nachdem Windischgrätz sich anfangs begnügt hatte, die Zufuhr abzuschneiden — am 17. Oktober gelangte die letzte

Fuhre von 110 Zentnern Pulver und einer Million Patronen aus Ungarn auf der Donau nach Wien — und die Volksgarden in den umliegenden Landgemeinden zu ent-
waffnen, zog er die Truppen jezt enger und enger um die Stadt. Selbst Leichenzüge wurden zurückgewiesen; die Toten mußten auf dem „Glacis“ begraben werden.

Unterm 20. Oktober erklärte Windischgrätz den Belagerungszustand; am 23. Oktober stellte er die folgenden Bedingungen:

Unbedingte Unterwerfung;

Ablieferung der Waffen;

Auslieferung der Hauptführer, des Generals Bem, der in der Leopoldstadt die Verteidigung leitete, des ungarischen Unterstaatssekretärs Pulszky, des Doktors Schütte und der Mörder Latours.

Die Mörder Latours waren indes schon zum größten Teil in den Kämpfen geblieben. Zur Entscheidung über die Bedingungen gab Windischgrätz eine achtundvierzigstündige Frist. Während dieser Zeit gingen die Truppen über die Donau. Am 23. Oktober begannen die Wiener selber den Kampf am Linienwall von Döbling.

Dichter und dichter zog sich ein furchtbares Verhängnis um die unglückliche Stadt. Die Führer des Aufstands sahen sich schon am selben Tag genötigt, den Belagerungszustand und das Standrecht zu verhängen.

Denn der verbrecherische Abschaum des Volkes nutzte die günstige Gelegenheit des Wirrwarrs aus, brandschatzte mit den Waffen in der Faust die Bürger und begann, die Staatsgebäude zu plündern.

Die kaiserlichen Truppen griffen am 24. Oktober die Brigittenau an und besetzten sie trotz dem mutigen Widerstand der polnischen Legion; am 25. Oktober den Augarten; sie drangen auf der andern Seite in den Prater vor und schlugen eine Brücke über den Donaukanal.

Doch in der schwerbedrängten Stadt wollte man an den

Zusammenbruch der Bewegung noch nicht glauben und hoffte, das ungarische Heer unter General Moga, Perczel und dem kühnen Obersten Ivanka rücke zu ihrer Befreiung heran gegen die Stellung des kroatischen Banus.

In der That hatten die Ungarn schon am 20. Oktober Generalmajor Ottinger bei Bruck angegriffen und hinter die Fische zurückgedrängt, so daß das ungarische Heer sich in die Ebene von Trautmannsdorf ergoß. Doch schon am 24. Oktober war jede Spur dieser Hilfe wieder verschwunden: der ungarische Diktator, Kossuth, hatte die Truppen zurückgerufen. Viele ungarische Offiziere weigerten sich auch, außerhalb Ungarns gegen ihre alten Waffenbrüder zu fechten.

Während man in Wien Fenner von Fenneberg dem schwankenden Messenhauser an die Seite setzte, um den Gedanken an Übergabe zu bekämpfen, verstrich die gestellte Frist.

Der Kampf begann.

Am Sonnabend, dem 28. Oktober, um zehneinhalb Uhr, eröffneten die Batterien der alten Kaiserstadt das Feuer. Eine halbe Stunde später stürmte die Division des Feldmarschalleutnants Ramberg und die Brigade des Generalmajors Wyß die Leopoldstadt. Ein furchtbares Artilleriefeuer, Schrapnells, Kartätschen und Raketen, fegte den Weg. Die Kroaten unter Generalmajor Zeisberg nahmen die Vorstadt Landstraße Schritt um Schritt in blutigem Kampf und drangen bis zum 'Glacis' vor.

Um fünf Uhr waren die beiden Vorstädte in den Händen der kaiserlichen Truppen: zusammengeschossene, zweistöckhohe Barrikaden, kugeldurchlöcherter Häuser, von Pionierärzten zertrümmerte Wände — Blut, Leichen, Verwundete überall; Männer, Frauen, Kinder, Bürger, Garden, Studenten. Jeder Fußbreit war mit Blut getränkt.

Indes der Kampf rings um Wien in einer Ausdehnung von zwei Meilen wütete, traf mittags um zwei Uhr die

Nachricht bei Windischgrätz ein, daß die Ungarn aufs neue aus der Richtung Bruck in vollem Anmarsch gegen Wien seien und die Truppen Ottingers vor sich her drängten.

Unter dem Donner des heißen Straßenkampfes in der Jägerzeile und der Landhausstraße begab sich Windischgrätz nach dem Laaer Berg. Von dort aus konnte man die ganze Ebene bis zur ungarischen Grenze übersehen, und dort traf er seine Entscheidungen zur Schlacht.

Aber die Ungarn kamen nicht.

Die beiden Vorstädte waren genommen. Während der Waffenruhe am Sonntag schwand die Hoffnung der Wiener auf Entsatz. Trotzdem waren die Meinungen über die Frage der Übergabe sehr geteilt. Messenhauser, der am 12. Oktober zum Oberkommandanten der Wiener gewählt worden war, schickte am Abend — gegen den Willen derer um Fenneberg — eine Abordnung des Gemeinderats ins Lager, um zu unterhandeln und möglichst günstige Bedingungen zu erlangen.

Die Abordnung kehrte bald mit der Antwort zurück.

Windischgrätz hatte gesagt:

„Da die Herren in Wien mich ja schon lange kennen, wissen sie, daß ich mein Wort nicht zurücknehme. Sie hätten sich den Weg sparen können. Ich werde zu den alten Bedingungen weder etwas hinzufügen noch etwas davon wegnehmen.“

Noch am Abend begann in Wien die Ablieferung der Waffen. Sie dauerte bis Montag Mittag fort; am Nachmittag sollten nach der erfolgten Übergabe die Truppen einrücken.

Aber zugleich verbreitete sich am Sonntag Abend die Nachricht, daß das ungarische Heer, 24 Bataillone, 23 Schwadronen und 71 Geschütze stark, aufs neue gegen Wien heranrückte. Diese Meldung gelangte am Montag Morgen auch nach der Stadt, wo der Gemeinderat schon die Übergabe vorbereitete.

Auf der Stelle schlug die Stimmung um und erfüllte die Bedrückten mit neuem Mut.

Und wirklich: um zehn Uhr griffen die Ungarn an, Mannswörth, Schwechat und Neu-Kettenhof zu gleicher Zeit. Gegen Mittag aber hatte der Banus das ungarische Heer schon in die Flucht geschlagen und über die nahe ungarische Grenze zurückgetrieben.

Der dicke Nebel um die Stadt, der kaum das Blitzen der Geschütze sichtbar werden ließ, hinderte die Wiener, den Verlauf der Schlacht zu erkennen. Die Ablieferung der Waffen stockte. Das Feuer gegen die kaiserlichen Truppen begann von den Wällen aufs neue.

Eine Beschießung der Vorstädte Mariahilf, Gumpendorf und Wieden war die blutige Antwort des Fürsten. Alles bereitete sich vor auf den letzten entscheidenden Kampf.

Die Truppen des Kaisers

Die schweren Nebel des Tages senkten sich; die letzte Oktobernacht stieg klar und hell herauf.

Zehn, zwanzig Wachtfeuer brannten in den beiden aneinandergrenzenden, zerstörten Gärten, die zuerst das Lager der am 6. Oktober aus der Stadt gezogenen Truppen, dann das der Studenten und Legionäre gesehen hatten, und schließlich das Hauptquartier Meissenhausers und wieder die Eroberung der kroatischen und ruthenischen Truppen. — Nun war jede Spur der sonst sorgfältigen Pflege und Schönheit vernichtet.

Statt der träumenden Blumen und Bäume drängten sich die Truppen des Kaisers, Troßwagen und Geschützstaffeln die Heugasse und den Kennweg entlang. Selbst auf den Terrassen des Gartens, an den schönen Platanen stampften Kroatenpferde oder die schweren Rosse der Kürassiere den Boden. Vor den Eingängen standen starke Posten. Auf den Treppen war ein fliegendes Feldspital eingerichtet, im Gartenhaus eine Marktenderschenke: überall das ungezügelte, wüste, bunte Leben des Krieges.

Die Gärten bildeten die Verbindung zwischen den lagernden Truppen des Banus, der Brigade Kreuzer und denen, die die Favoritenlinie und den Bahnhof gestürmt hatten. Ein Teil der Truppen, die am Mittag die Ungarn schlugen, ruhte jenseits der Belvederelinie; ein wühlendes Durcheinander von allen Völkern und Zungen, allen Uniformen und Waffengattungen.

Unweit der Straße stand auf der Höhe einer Terrasse eine halbe Batterie abgeproßt, die drohenden Mündungen

gegen Wien gerichtet; um eine der fliegenden Marketen-
reien hatte sich dort eine bunte Gesellschaft gesammelt.

Eine alte kroatische Here in einem abgetragenen Sereff-
saner Mantel, eine Husarenmütze auf dem Kopf, das Ge-
sicht von Wetter, Schmutz, Ruß und den Anstrengungen
des Nomadenlebens an der Grenze geschwärzt und gefurcht,
flirrte mit Gläsern und Flaschen; in zwei großen Pfannen
am Feuer schmorten Speck und Mais, Fleisch mit rotem
Pfeffer und Würste; das finstere Weib schalt mit den bei-
den schlanken, braunen Sereffsaner Mädchen — ihren
Enkelstöckern, die sich zwischen den sitzenden und liegen-
den, schlafenden, schwatzenden und singenden Kriegern hin-
durchdrängten, um alle Forderungen und Bedürfnisse, auf
Ungarisch und Deutsch, Böhmisches und Polnisch, Italienisch
und Slavonisch geäußert, zu befriedigen.

Frauen und hübsche Mädchen in fleidsamer Tracht, mit
langen, bis über die Hüfte fallenden, von Silbermünzen
durchflochtenen, rabenschwarzen Zöpfen und ausdrucksvollen
braunen Gesichtern waren nichts Seltenes im Heer des
Banus Jellachich. Ganze Familien hatten die schnell zu-
sammengerafften kroatischen Regimenter begleitet, die zum
Teil nicht einmal Waffenröcke trugen und noch in ihren
Gatjen, Bundas und Kitteln steckten, nur durch die Be-
waffnung als Soldaten kenntlich. Alles war halb zer-
rissen und beschmutzt von den eiligen Märschen, den Kämp-
fen und den langen Biwaks in Wind und Wetter — vom
goldbeschnürten Dolman des Husarenoffiziers bis zum
roten Kapuzenmantel des Sereffsaners.

Der Vater der beiden flinken Mädchen, ein Korporal
vom Ottochaner Grenzregiment, saß an einem Baum-
stamm; er hatte die Bakantschen, die Soldatenschuhe aus-
gezogen; gemächlich verband er sich eine leichte Schuß-
wunde an dem sehnigen Bein, ohne sich in die Wirtschaft
seiner Mutter und seiner Töchter zu mengen; nur von Zeit
zu Zeit ließ er sich einschenken. Ein Rotmantel, so lang

und hager ihn Gott geschaffen, lag neben ihm auf dem Boden, den Kopf bis an die Ohren in die schmutzige Pelzmütze gesteckt; den Rauch aus der schwarzen Holzpfeife blies er durch die Nase.

Der größte Teil der Lagernden gehörte den Regimentern Parma und Latour an, die am Sonnabend auf dieser Seite der Stadt gestürmt hatten, galizische und böhmische Regimenter, in denen viele Polen und Italiener dienten: unbändig und schwer zu zügeln.

Um das Feuer saßen Jäger vom fünften Bataillon, Offiziere von Baumgarten-Infanterie, den Regimentern Nassau und Latour, Artilleristen und Beamte. Grenadiere und Grenzer, ringsum auf den Boden gestreckt, schliefen trotz dem Lärm, plauderten oder brachten ihre Waffen in Ordnung; rechts ab lagerte eine Gruppe von Rotmänteln und flüsterte untereinander. Zwischen ihnen bewegten sich ab und zu die braunen Köcke der Artillerie.

Von Zeit zu Zeit schlich eines oder das andre der beiden Mädchen zu der Gruppe der Sereffaner und beugte sich horchend über eine Gestalt am Boden, oder legte einen alten Mantel darüber sorgsam wieder zurecht, damit den darunter Liegenden die Kühle der Nacht nicht störe.

Aus dem Mantel blickte der fluge Kopf eines schlafenden Knaben. Hellbraune Locken umgaben ein hübsches und festes Gesicht. Zuweilen murmelten seine halb geöffneten Lippen einen Namen oder ein begeistertes Wort, als befände er sich mitten im Kampf.

Ihm zur Seite, halb vom Mantel bedeckt, lag ein gutes Jagdgewehr; eine preußische Soldatenmütze, wie sie die Kadetten zu tragen pflegten, war ihm vom Kopf gefallen. — Die wilden, dunkeln Gesichter der Sereffaner mit den langen, hängenden Bärten wandten sich von Zeit zu Zeit nach dem fest Schlafenden.

Dieser Knabe war nicht die einzige auffallende Erscheinung.

Einige Schritte weiter, in einer Gruppe von zerlumpten Grenzern, saß ein Greis; die Bunda, die ihm um Schulter und Brust geschlagen war, stand seltsam zu der Tiroler Kleidung, die von Schmutz und Wetter geschwärzt, verdorben und zerrissen war: Nazi Haspinger. Der Kampfgefährte Andreas Hofers, der Gefährte des ermordeten Grafen Latour, hielt den weißhaarigen Kopf in die Hand gestützt und starrte vor sich hin ins Feuer. Sein Begleiter, der Student Matthias, trug die gewöhnliche Tracht der Slowaken, die durch die Nachbarländer ziehen, um ihr kärgliches Brot als Topfflicker und Fallenhändler zu verdienen: die Bockförs oder Schnürsohlen, die weite Guba und darunter im Gürtel als einzige Waffe den Fokos, das kleine ungarische Handbeil. Sein feingeschnittenes Gesicht zeigte nicht den Schmutz seiner Brüder; seine dunklen Augen blitzten feurig und zugleich schwermütig unter der blassen Stirn.

„Hast mir gemacht Freude großigte, Maczy, als du deinen Namen sagtest“, nickte ihm ein alter Korporal zu; er nötigte Matthias die Holzflasche mit Slibowitza auf. „Hätt' ich groß Leid gehabt, wenn ich hätt' gestochen Bajonett meinigtes durch den Leib von Sohn von altem Gevatter.“

„Es galt weniger mein Leben“, erwiderte Matthias gedämpft. „An dem wäre nicht viel verloren gewesen. Aber ich habe dir die Geschichte dieses alten Mannes hier erzählt, Mischka — daß er seine Enkelin verloren hat in Wien!“

„Pah — wird sich finden wieder. Hab' ich dir versprochen zu helfen suchen! Geht morgen wieder los. Hat Hauptmann unsrigter erlaubt, daß du bleiben sollst bei uns mit Mann altem, weil du kennst Straßen alle — und Turm, auf dem Kaiser unsrigter sitzt.“

Matthias lächelte leicht über den hartnäckigen und kindlichen Glauben seiner Landsleute; sie konnten sich die Kai-

serstadt, von deren Glanz so oft in ihren einsamen Grenz-
wachen die Rede war, nicht ohne den Kaiser denken; sie
glaubten, er wohne auf dem hohen Stephansturm und
werde dort von seinen Feinden belagert.

Matthias hatte seit Nandls spurlosem Verschwinden den
alten Haspinger nicht wieder verlassen. Alle Nachforschun-
gen nach dem Mädchen waren vergeblich gewesen, obwohl
sich beide ernstest Gefahren aussetzten. Endlich führte Mat-
thias den alten Tiroler nach der Vorstadt Wieden und
brachte ihn dort in einer kleinen Hofwohnung an der Feld-
gasse bei einem armen Slowaken unter, der seit Jahren
mit seiner Familie dort als armer Schuhflicker lebte, und
dem er früher oft Wohlthaten erwiesen hatte.

Von diesem Mann tauschte der Student die Slowaken-
kleider ein, um darin unbeachteter seine Nachforschungen
fortsetzen zu können. Nach dem Haus der Gräfin Törkhöny
wagte er nicht zurückzukehren; und er hatte auch um so
weniger Veranlassung dazu, als schon am andern Tag der
alte Hausmeister Döllinger von den Anhängern des pol-
nischen Generals Bem hinausgeworfen wurde und aufs
Land flüchtete.

Nun überfiel den alten Tiroler ein hitziges Nervenfieber.
Unaufhörlich phantasierte er von dem Feldwebel Franz
Stoßhammer und von der verlorenen Nandl, oder glaubte
mit dem ermordeten Minister Latour durch die Eisfelder
seiner Heimat zu wandern. Matthias pflegte ihn, und seiner
Aufopferung allein war die Genesung Haspingers zu dan-
ken. Finsterer und trauriger aber noch als zuvor erwachte
er zum Leben, zur Genesung.

Erst wenige Tage vor dem Sturm auf die Vorstädte
konnte der Student wieder mit seinen Nachforschungen be-
ginnen. In dem wüsten Gewühl, das alle Gassen der Kai-
serstadt füllte, in der Erregung aller Leidenschaften und der
immer näherrückenden Gefahr entdeckte er indes nicht die
geringste Spur.

So überraschte sie der Angriff der kaiserlichen Truppen, und nur der glückliche Umstand, daß Matthias in dem Korporal der Grenzer einen Landsmann erkannte, bewahrte sie vor dem schrecklichen Schicksal, das bei der Erbitterung und der Beutegier der wilden Soldateska auch viele Unschuldige traf.

Zwischen den Feuern der Soldaten her, quer über die Anlagen, trabte auf stolzem Rappen ein Kürassier der Offiziersgruppe zu. Über dem langen, weißen Mantel ragte der Helm; der schwere Pallasch flirrte an Sporn und Bügel.

„Guten Abend, meine Herren! Oder eigentlich: guten Morgen! Ich hoffe, es gibt etwas zu trinken bei Ihnen — die Nacht ist kalt!“

„Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht Rünsberg ist! Steigen Sie ab, Mann; Leute, die noch vom ungarischen Pulverdampf geschwärzt sind, können wir hier gerade brauchen!“

Der junge Offizier von den Muersperg-Kürassieren schwang sich aus dem Sattel. Hinzuspringende hielten sein Tier. Der weiße Waffenrock mit den scharlachroten Aufschlägen war noch beschmutzt von Staub und Pulverdampf; auf dem schwarzen Panzer zeigte sich der Eindruck einer Kugel.

„Den Teufel, Baron — Sie waren sicherlich mit beim Sturmritt! — Erzählen Sie, wir brennen vor Begier, Näheres zu hören!“

„Zunächst einen Schluck!“

Ein Kapitän vom Regiment Parma reichte ihm seine Flasche.

„Auf Ihr Wohl, Edelga! Ich freue mich, daß wir uns wiedersehen!“

Rünsberg setzte die Flasche an den Mund, und ließ sie nicht eher sinken, als bis sie leer war.

„Kamerad, ich bin Ihnen von Herzen dankbar. Der Henker hole das Verpflegungsamt! Seit diesem Morgen habe ich keinen vernünftigen Tropfen gesehen, und selbst in Heggendorf war für blanke Zwanziger nichts zu haben!“

„Waren Sie im Hauptquartier? Sind die Ungarn auf der Flucht?“

„Geduld, Geduld! — Wir haben sie bis hinter die Leitha verfolgt. Sie sind im vollen Rückzug über die Grenze. Das Gesindel in Wien kann sich den Mund wischen und den Heiligen danken, daß die Übergabe vorher geschlossen war. — Wann rücken wir ein?“

„Aber wissen Sie denn nicht, Baron, daß sie die Vereinbarungen gebrochen haben? Daß es aufs neue zum Kampf kommt?“

Rünsberg setzte sich im Kreis der Kameraden am Feuer auf den Boden; aber die Hand mit dem Fleischstück, in das er eben hungrig hineinbeißen wollte, sank ihm nieder.

„Teufel! Ich hörte so etwas, aber ich konnte nicht daran glauben — und ich hatte nicht viel Gelegenheit zu einer vernünftigen Unterhaltung im Hauptquartier. Dorthin brachte ich die Depeschen des Fürsten Liechtenstein. Drum wollt' ich mich selber überzeugen und durch die Vorstädte reiten!“

„Seien Sie froh, daß Sie nicht über die Posten hinausgekommen sind! Die Schufte haben gestern nachmittag auf unsre Truppen mit Artillerie gefeuert und das Gefecht an mehreren Stellen wieder aufgenommen. Sie wechselten vom Stephan fortwährend Zeichen mit den Ungarn, und wir hofften auf einen Ausfall. Aber es scheint, nur zwei hatten den Mut, den Magyaren zu Hilfe zu kommen, und wir fingen den einen im Nebel. Wieden und Mariahilf sind noch von den Burschen besetzt. Auf dieser Seite stehen unsre Leute bis zur Gewerbehochschule. Landhaus und die Leopoldstadt bis zur Brücke sind unser.“

„Es ist Blut genug darum geflossen. Die Polen haben

sich vortrefflich geschlagen; auch die Studenten — man muß es zugestehen!“

„Haben Sie nähere Nachrichten? Sie wissen, daß wir schon am Mittag nach Schwechat beordert wurden. Sind Freunde von uns geblieben?“

„In der Jägerzeile hat man acht Stunden gekämpft. Das Regiment Schönhals litt bedeutend. Hauptmann Spatay und Baron Theobald sind gefallen, vier andre Kameraden verwundet. Es war eine Freude, unsre Kroaten zu sehen. Wie die Schlangen krochen sie heran und schossen die Kerls zusammen. — Sehen Sie die zwölf Seressaner dort?“

„Sie scheinen sich's wohl sein zu lassen.“

„Zeisberg hat ihnen für gestern und heute freie Zechen gewährt. Mit den zwölf roten Burschen und fünfzig Freiwilligen des fünften Jägerbataillons hat der General selber die große Barrikade an der Marxer Linie angegriffen und genommen.“

„Sieht ihm ähnlich. Hatten Sie Verluste bei Nassau, Baron Geussau?“

„Hauptmann Prohaska wurde auf dem Kirchhof durch die Brust geschossen. Das Kreuzfeuer aus dem Bahnhof war furchtbar; wir mußten ihn räumen; aber wir haben's den Hunden eingetränkt und ihnen die Nester über dem Kopf angesteckt.“

„Leider ist's grausam genug zugegangen! Die Soldaten haben in ihrer Wut in der Johannagasse bis zum Morgen geplündert und, ich muß es sagen, auch gemordet!“

„Können Sie's den Leuten verdenken, daß sie sich für die Schmach vom 6. Oktober rächen?“ fragte der Offizier von Nassau. „Sie hatten geschworen, den Schimpf mit Blut auszulöschen!“

„Aber nicht mit dem Blut Unschuldiger! Draußen im Liniengraben habe ich gestern drei Leichen gesehen, Männer, die mit kaltem Blut hinausgeführt und erschossen wurden! Und heut begegnete ich einem verzweifelnden Ba-

ter — er suchte seinen ältesten Sohn, der nie die Waffen gegen uns geführt hat! Sein zweiter Sohn ist erst vor wenigen Monaten in Vicenza geblieben.“

„Suchen Sie unter Ihrem eigenen Regiment, Herr Kamerad! Die Leute von Parma und Latour haben's nicht besser getrieben als die unsern.“

„Ich weiß! Aber die Offiziere meines Bataillons haben wenigstens nicht zum Morden und Brennen ermuntert, sondern ihre Pflicht getan und nach Kräften den Roheiten gesteuert!“

Der vom Regiment Nassau sprang dunkelrot auf.

„Zielen Sie auf mich? — Gewiß, ich selber befahl, die Baracken in Brand zu stecken, weil man daraus auf meine Leute geschossen hatte!“

Freiherr von Odelga zuckte die Achseln.

„Ich rede von Thatfachen, nicht von Personen. Was ich sage, werde ich zu vertreten wissen, sobald wir in Wien eingerückt sind. Graf Colloredo hat die nutzlosen Grausamkeiten auf das entschiedenste gemißbilligt. Für jetzt, bitte ich, sich zu erinnern, daß ich es bin, der diesen Posten kommandiert!“

Er nahm den Mantel um und winkte seinem Oberleutnant.

„Lassen Sie uns die Runde machen. Entschuldigen Sie mich, Baron Rünsberg, aber der Dienst ruft.“

Er reichte dem Kürassier die Hand und wandte sich nach der Stadt.

Durch den Weggang des älteren Kameraden wurden die jüngeren Offiziere wie von einem Druck befreit; das leichte Geplauder, die Erzählungen der einzelnen wilden Kampfszenen, die Drohungen gegen die Feinde wechselten mit Hoffnungen von Wohlleben und Vergütung aller Mühseligkeiten in der jetzt der Herrschaft und der Rache der Truppen verfallenen Hauptstadt.

„'s ist einer aus dem Land, wo's kälter ist als in den Bergen der Kaska, Stojan Widaitsch“, sagte ein alter Se-
ressaner mit der noch frischen Wunde eines Säbelhiebes im
Gesicht. Er wies dabei mit der Spitze der kurzen Pfeife nach
dem schlummernden Knaben. „Einer der Vornehmen des
Kaisers, die am kalten Meer wohnen, hat das Kind ge-
schickt, um zu sehen, wie man ein Krieger wird!“

„Das Land dort oben gehört nicht dem Kaiser, Anton
Boghitschewitsch“, belehrte ihn einer der Jüngeren in dem
Kreis, indem er die Zanka, das kleine runde Brot, von
der Eisenplatte nahm und heiß in den Mund steckte.

„Du redest, wie du's verstehst, Tomitsch Mijat“, er-
widerte bedächtig der Alte. „Die Heiligen und der Kaiser
herrschen überall! Wer sollte dem Kaiser widerstehen, wenn
die tapferen Heiden mit ihm sind? Wir werden ihn
fragen, wenn er erwacht ist; denn er redet etwas von der
Sprache, die sie in Fiume sprechen, und ich verstehe die
seine.“

„Du hast die Welt gesehen, Anton Boghitschewitsch, und
weißt davon zu reden!“ stimmten die andern ehrerbietig bei.

Anton strich sich behaglich den grauen Schnurrbart.
Dann füllte er den Hornbecher aus dem zwischen ihnen
liegenden Fäßchen und trank den brennend scharfen Slibo-
wiza hinunter, als wäre es Quellwasser.

„War ich nicht in meiner Jugend in dem goldenen Stam-
bul — als Gefangener des Tyrannen von Widdin? Als
mein Vater auf dem Salatschfeld erschlagen wurde —
nachdem er zehn Moslems des Osman Djura mit eigener
Hand tötete? He? — Aber wer hält den Wolf der Kaska?
Ich könnte euch eine wunderbare Geschichte erzählen von
der Zeit, als mich in dem Harem zu Stambul die weiße
Schöne ihren Gebieter, den schwarzen Aga, erschlagen ließ
und mit mir auf dem fränkischen Schiff über das Wasser
floh.“

„Erzähle!“

Er wehrte ab.

„Laßt mich schweigen! Sie starb an dem häßlichen Fieber, obgleich sie schön war wie die Mutter Gottes in der Kirche zu Broad, und den armen Heiden liebte. War ich seitdem nicht ein Soldat des Kaisers in Wien und in der großen Stadt in dem fremden Land, aus der wir den schwarzen Sultan der Franzosen verjagt haben? — Ohe! Ich könnte euch Geschichten erzählen von nackten Weibern, die vor allen Leuten dort springen, schöner als die Almas im Palast des Großherrn! Und wie sie mich in ein Haus lockten — und mit Slibowitza berauschten, der lauter Schaum war und besser schmeckte als der Wein, den der Bischof von Ugram beim heiligen Nachtmahl trinkt — bloß weil ich ein schmucker Bursch war und schöne Lieder sang!“

„Oh, Anton Boghitschewitsch“, sagte einer aus der wilden Schar, „die Sonne deines Angesichts ist längst wie die Runzeln eines alten Weibes geworden, und deine Geschichten hast du uns hundertmal erzählt. Sage uns lieber, wie der junge Krieger dort zu uns kam; der General hat mit dir allein darüber gesprochen.“

Anton Boghitschewitsch schielte den Illyrier unwirsch von der Seite an, der die Erinnerungen seiner Jugend unterbrach.

„Was soll's? Bei den Heiligen, es würde dir nicht schaden, wenn du die Geschichten eines alten Mannes zweimal hörtest! Wie der Prussianknabe zu uns kam, willst du wissen? — Weiß ich's? Er trieb sich seit zwei Tagen im Lager herum; und als der hochgeborene General am Sonnabend mit uns und den Jägern die Barrikade stürmte, war er mitten unter uns! Die Heiligen wissen, wie. Er schoß den schwarzrückigen Kerl nieder, der eben auf den General anlegte. Wahi! Ich schnitt dem Burschen mit meinem Säbel den Kopf ab, weil die Kugel ihn nicht gemacht ganz kaputt! — Möge deine leichtfertige Zunge verdorren, Ma-

rina, wenn du den Knaben nicht schlafen läßt! Der hochgeborene General hat ihn mir auf die Seele gebunden!"

Der zarte Wink galt einem der Mädchen, das eben wieder neben dem Knaben kniete und ihm die Haare aus der Stirn strich.

„Wein her, Rumria!" rief man der andern aus der Offiziersgruppe zu. „Laß die alte Here, deine Großmutter, das Fäßchen Ofener öffnen! Es ist nicht mehr als billig, daß wir den Sieg über die Ungarn in ihrem eigenen Traubenblut feiern!"

„Erzählen Sie, Baron Rünsberg!"

Der Auersperg-Kürassier strich die Tropfen des feurigen Weins aus dem Schnurrbart.

„Die Vorposten des Banus", erzählte er, „waren am Sonnabend jenseits Schwadorf und Fischamend mit den anrückenden Ungarn zusammengetroffen und geworfen worden. Die Nachricht traf Windischgrätz, als eben der Angriff auf die Vorstädte beginnen sollte. Vom Laaer Berg aus prüfte er das doppelte Schlachtfeld. Es war ein Glück, daß er das Feuern in der Leopoldstadt und hier bei euch nicht aufgab. Gestern mußte Grammont mit seiner Brigade — sie hat in der Jägerzeile viel gelitten — zum Banus stoßen und mit der Division Kempen Ebersdorf, Schwechat und Gomersdorf besetzen, um den Ungarn den Übergang über die Schwechat zu verlegen. Die Seressaner standen bei Lanzendorf, auf dem Berg die Brigade Jablonowski als Ersatz; Wallmoden lagerte am Kanal, Rannersdorf gegenüber. Das Neugebäude war mit zwei Bataillonen und 66 Kanonen besetzt; am Abend, als die ungarischen Kolonnen auf der Straße von Schwadorf mit 27 Bataillonen, 20 Schwadronen und 71 Geschützen vorrückten und die Höhen besetzten, waren wir zum Empfang bereit."

„Der Teufel hole die pfefferfressenden Schurken! Wir mußten die Nacht und heut den ganzen Tag unter den Waffen bleiben."

„Macht's morgen mit den Wienern ab, meine Herren! — Kundschafter brachten die Nachricht, eine starke Truppe sei auf Neustadt marschirt. Fürst Windischgrätz schickte ein Grenadierbataillon der Brigade Schütte von der Mariahilfer Linie zum Schutz des Pulverlagers ab. Wir selber bivaktierten die Nacht zwischen Lanzendorf und Hochau, 33 Schwadronen stark; die beiden Regimente Mersperg, Hardegg-Kürassiere, zwei Schwadronen Sachsen-Kürassiere, die Franz-Joseph-Dräger, Zivalarts-Ulanen und Kreß-Chevaulegers. — Wir freuten uns wie die Kinder auf ein tüchtiges Reiterscharmügel mit unsern Freunden, den Husaren; denn in den drei Wochen waren uns die Beine steif geworden vom Postenstehen und Depeschenreiten — alles andre ging ja euch an!“

„Jeder hat seinen Teil gehabt, Baron!“

Der junge Kavallerist lachte.

„Meine Hochachtung vor dem Jhren! — Es war ein schändliches Wetter am Morgen, Nebel, so dick, daß man kaum die Köpfe der Pferde sehen konnte. Um neun Uhr zündeten die Magyaren Mannswörth an und trieben die Gradiskaner auf Ebersdorf zurück. Dort stand die Brigade Dietrich. Schwechat und Neufettenhof wurden beschossen und unsre Infanterie auf das linke Ufer der Schwechat gedrängt; dann kam glücklich Befehl zum Aufbruch. Wir gingen vor; langsam, denn die Brücken über den Kanal und die Schwechat sind verdammt schmal.“

„So wußten die Ungarn nichts von Jhrer Nähe?“

„Nicht das geringste! Hätte Fürst Liechtenstein sich mehr beeilt, so hätten wir sie im dichtesten Nebel vollständig überrascht. Erst als wir mit dem rechten Flügel bei Rauchenwarth, mit dem linken bei Zwölfaring aufgestellt, ihre linke Flanke bedrohten, merkten sie den Braten und warfen uns ihre drei zwölfpfündigen Batterien entgegen.“

„Und dann frisch drauflos, den Säbel in der Faust!“

„Ja, mein Junge, das wäre allerdings Reiterart ge-

wesen; aber das fiel dem Fürsten nicht ein! Wir mußten in Kolonne halten und das schändliche Feuer der Zwölfpfünder wohl eine Stunde ertragen — noch dazu von den Höhen, während wir nichts entgegenzustellen hatten als einen lumpigen Sechspfünder. Ich sage euch, es war ein schändliches Gefühl, wehrlos die Kugeln in unsern geschlossenen Reihen einschlagen zu sehen! Dem Rittmeister Voß von uns zerschmetterte es den Fuß. Major Robin von Hardeggs wurde das Pferd unterm Leib erschossen. Dem Mann neben mir im Zug — John hieß er — riß ein Geschos den Kopf des Gauls fort und ging durch Rüraß und Brust. Das Blut spritzte über mich hin. Auf Ehre! — Es war eine verfluchte Empfindung, als ich das Kommando hörte: „Aufgerückt!“ denn ich wußte, nun kam die Reihe an mich!“

„Und was dachtest du in dem Augenblick, Baron?“

„Was ich dachte? — Daß den Fürsten der Teufel holen möge dafür, daß er uns hier zum Kanonenfutter mache, statt sich mit einem tüchtigen Angriff auf die verräterischen Halunken zu werfen und sie vor sich her zu jagen.“

„Und wie endete die Sache?“

„Ich kann Ihnen sagen, die zwei Minuten waren wie zwei Jahre! Zum Glück hatten die Schurken ihr Ziel geändert. Die nächste Kugel schlug zwanzig Schritt von mir auf und sauste an der Schwadron vorbei. — Ich glaube, ich habe ein Vaterunser und ein Ave gesprochen in der vertrackten Minute“, fügte er nach einer Pause ernster hinzu. „Wir verloren fünfzig Mann. Zehn Offiziere allein wurden verwundet.“

„Aber die Ungarn? Wer befahl denn Ihnen gegenüber?“

„Von den Gefangenen hörten wir, Oberst Görgei!“

„Der den Grafen Zichy auf der Donauinsel Esipel gegen alles Völkerrecht hängen ließ — bloß weil er dem Kaiser die Treue hielt?“

„Ja. — Ich hoffe, wir halten mit ihm bald Abrechnung.“

„Er ist einer ihrer besten Führer — er soll die Leichtigkeit der Honveds vorausgesagt haben. Aber erzählen Sie weiter.“

„Zeisberg griff in diesem Augenblick mit zwei Bataillonen Rhevenhüller-Infanterie in der Front an, unterm Schutz zweier glücklich aufgestellter Batterien, die ihr Geschütz zum Schweigen brachten. Oberst Fejervari mit den Wallmoden-Kürassieren bedrängte den Feind. General Kempen brach mit dem linken Flügel vor, und zugleich kam endlich der Befehl an den Fürsten, mit der ganzen Reiterei vorzugehen. Die Ungarn waren schon im Rückzug. Hätte Liechtenstein nicht so unverantwortlich gezaudert und sich mit einem tüchtigen Angriff auf den Feind geworfen, statt sich darum zu kümmern, daß Rauchenwarth noch von den Ungarn besetzt war und uns im Rücken blieb — wir hätten sie aufgerieben, daß kein Pferdeschwanz mehr über die Leitha gekommen wäre. Der Henker hole die...“

„Leutnant Rünsberg!“

Die Zechenden schauten sich nach der Stimme um.

Alle sprangen auf und standen kerzengerade in militärischer Haltung.

Zwei Schritt vom Feuer, zwischen diesem und der Gruppe der Seressaner, von der Flamme beleuchtet, stand ein alter Offizier im weißen, lang niederhängenden Mantel. Weiterhin im Dunkel der Bäume hielt eine Ordonnanz zu Pferd den im ganzen Heer wohlbekannten Schimmel.

Der alte Offizier, dessen Waffenrock nur mit den drei Sternen am Kragen und dem Kreuz des Theresienordens geziert war, trug eine einfache Feldmütze. Er zählte über sechzig Jahre; seine Haltung war straff und fest. In dem hageren Gesicht mit der großen, kräftigen Nase und den tiefen, etwas matten Augen lag trüber Ernst; das kräftige Kinn unter dem hängenden grauen Schnurrbart und die Stirn drückten einen hohen Grad von Festigkeit und eiserner Ruhe aus.

„Der Fürst!“

Die ringsum eingetretene Stille wurde nur durch das entfernte Geräusch des Lagers und das Klirren der Waffen unterbrochen. Dem Beispiel der Offiziere folgend, hatte alles sich rasch erhoben. Nur die Seressaner saßen noch um ihr Fäßchen. Da sie nicht wußten, was eigentlich vorging, machten sie nur langsam Anstalten, ihren Platz zu verlassen.

„Leutnant Rünsberg von Auersperg-Kürassieren?“

Der Baron grüßte, wenig erfreut über das gute Gedächtnis dessen, der ihn anredete.

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

„Wie kommen Sie hierher? Ihr Regiment muß jenseits der Fische stehen?“

„Durchlaucht halten zu Gnaden; ich überbrachte soeben Depeschen des Generalmajors Fürsten Liechtenstein ins Hauptquartier und habe Urlaub für diese Nacht.“

„Sie werden sofort zurückkehren und sich zu drei Tagen Arrest melden. Dem da“, er wies auf den Eindruck der Flintenkugel im Küras, „mögen Sie es danken, daß Sie nicht geschäft werden.“

„Durchlaucht...“

Der junge Offizier erblaßte.

„Der Soldat hat zu gehorchen, Herr, nicht zu kritteln! Dazu sind die Zeitungsschreiber in Wien gut. Ich liebe das unter meinen Offizieren nicht! — Gehen Sie!“

Der Baron grüßte. Dann hörte man die sich langsam entfernenden Schritte des Kürassierpferdes.

„Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren. Ich weiß, daß Sie Dienst genug gehabt haben. Wenn ich nicht irre, befehligt General Rarger hier?“

Einer der Offiziere trat einen Schritt vor.

„Zu Befehl, Durchlaucht. Ich habe die Ehre, der Adjutant des Herrn Generalmajors zu sein. Befehlen Euer Durchlaucht, daß ich Meldung bringe? Der Herr General befindet sich im Belvedere.“

„Nein, nein, vorläufig nicht. Wer kommandiert die Postenkette hier?“

„Hauptmann von Odelga. Abwesend zur Prüfung der Posten.“

Der Blick des Feldmarschalls flog über die Gruppen und blieb auf einem jungen Jägeroffizier haften, der den Arm in der Binde trug.

„Sie heißen?“

„Leutnant Ziellach vom fünften Bataillon!“

„Ziellach? Sind Sie der Offizier, der mit Generalmajor Zeisberg die Barrikade an der Marrer Linie nahm?“

„Zu Befehl!“

„Bravo, Herr — Kapitänleutnant! Ihre Freiwilligen sollen nicht vergessen werden.“

„Darf ich Euer Durchlaucht zu bemerken erlauben, daß die Ehre uns nicht allein gebührt! Wir wurden tapfer von jenen dort unterstützt.“

Er wies hinüber zur Gruppe der Rotmäntel.

„Ah — die Seressaner! Ich habe die Berichte erst flüchtig gelesen; aber ich erinnere mich. Das also sind die Zwölf?“

„General Zeisberg hat sie beschenkt und läßt sie auf seine Kosten bewirten. Er verdankt ihnen das Leben!“

Fürst Windischgrätz trat einige Schritte näher an die Gruppe heran, die, jetzt von der Nähe des gefürchteten Oberfeldherrn unterrichtet, in demütiger Haltung nebeneinander stand.

Windischgrätz hob den Finger.

„Ich sehe, euer General hat für euch gesorgt, Kinder. Hoffentlich ist das Getränk gut, sonst müßte ich selber danach sehen, daß solche wackeren Burschen nicht Not leiden!“

„Brennt wie Feuer, hochwohlgeborener Herr Generalfeldmarschall, und läuft sich durch Kehle wie Milch süßigte“, schmunzelte der alte Boghitschewitsch. „Belieben Euer Hoch=

wohlgeboren Gnaden zu kosten? Marina, bring' ein Glas frisches!"

„Danke, danke, mein Freund! Laß es gut sein!"

„Halten Euer Hochwohlgeboren zu Gnaden, gibt es nir Besseres für Nebel und — wär's halt nit mal erstigte, daß Euer Hochwohlgeboren Gnaden nähmen Schluck von dem alten Boghitschewitsch!"

Der Feldmarschall blieb, auf seinen Säbel gestützt, vor dem verwitterten Burschen stehen, der wohl noch älter war als er selber. Aufmerksam und nachdenklich betrachtete er das Gesicht.

„Wenn die Narbe nicht wäre und vielleicht deine Jahre, meint' ich, ich müßte dich kennen!"

Der alte Rotmantel grinste.

„Der hochwohlgeborene General hat ein Gedächtnis sehr gutes, aber der Boghitschewitsch hat halt noch beßrigtes." Er faßte die Denkmünze auf seinem schmierigen Rock. „Hab' ich den wohlgebornen Herrn Hauptmann doch herausgehauen in Frankreich, wo ich gekriegt Kaisers Münze da!"

Die Augen des Fürsten bligten auf.

„Wahr, alter Bursche, wahr! Jetzt kenn' ich dich! Dank dir! — Gib die Hand!"

Der alte Sereffaner wand und drehte sich verlegen wie ein junges Mädchen.

„Ist so schmutzig, Gnaden General; schickt sich nicht für armen Kerl!"

„Dann laß mich deinen Brantwein kosten! Es hat mir kein Wein an der kaiserlichen Tafel so gut wieder gemundet wie damals der Trunk aus deiner Feldflasche nach der Höllenarbeit von Barcis-sur-Aube!"

Rumria, das jüngste der Sereffanermädchen, stand schon hinter ihm, auf dem Blechteller ein Glas mit rotem Wein und ein andres mit Slibowika gefüllt, und knirzte. Aber die alte Hexe, ihre Großmutter, zog sie bei den langen

Zöpfen zurück und bedrohte sie, trotz aller Achtung vor der Durchlaucht, mit der langen eisernen Gabel, die sie als Zepter an den Pfannen schwang.

„Schau mir einer den Balg! Weißt nix, wie man spricht mit vornehmigten Herren? Und bist nit dabei gewesen, wie die Großmutter deinigte mit dem Boghitschewitsch in Frankreich! War ein schmuckes Weibel damals noch, Erzellenz Gnaden General, und hab' dem Herrn geschmort mehr als einen Gulasch!“

„Aber heute nicht mehr, Alte“, lacht der Fürst. „Unsre Zeit ist vorbei — die Jugend ist an der Reihe. Dies für dich!“ Er nahm das Glas Slibowika vom Teller der jungen Seressanerin und warf zwei Dukaten darauf. „Auf deine Gesundheit, alter Kamerad — und daß du noch lange dein ‚Zivio!‘ ruffst!“

Die Seressaner klatschten in die Hände und lachten, als sie den eignen Schlachtruf aus dem Mund des Feldherrn hörten.

Windischgrätz machte dem kurzen Zwischenfall ein Ende.

„Der Kaiser bewilligt dir die goldene Denkmünze, mein Alter, statt deiner silbernen“, sagte er. „Du wirst diese dem deiner Kameraden geben, der das Beste bei dem Sturm der Barrikade getan hat!“

„Euer Gnaden Hochwohlgeboren, weiß ich keinen, der getan Besseres, als der Bursch da!“

Er winkte seinen Kameraden, zurückzutreten. Der Fürst sah erstaunt, halb noch von dem roten Mantel umhüllt, einen Knaben auf der Erde sitzen, der ebenso verwundert um sich schaute und sich noch halb schlaftrunken die Augen rieb.

„Wird sich werden guter Soldat, Hochwohlgeborne Gnaden“, lachte der Seressaner und tätschelte wohlgefällig den Knaben auf den Kopf. „Hat sich erschossen er ganz allein drei von des Kaisers verfluchtigten Feinden — und dabei den Hund, der gerade gezielt auf Erzellenz General. Steh

auf, Söhnchen. Fürcht' dich nit und zeig' dich Seiner Gnaden, dem fürstlichen Herrn!"

Der Knabe sprang rasch auf. Alle Schlaftrunkenheit war im Nu verschwunden.

Obgleich er den Feldmarschall bisher nur in der Ferne gesehen hatte, erkannte er aus der Ehrerbietung, die alle dem Mann zollten, daß er vor dem Fürsten stand.

Der Knabe war etwa fünfzehn Jahre und hatte ein frisches, aufgewecktes Gesicht. Die dunkelblauen Augen unter der freien Stirn und die Mienen verkündeten Entschlossenheit und Selbstvertrauen weit über seine Jahre hinaus. Er trug den einfachen schwarzen Rock der preussischen Kadetten und hielt das Mützchen mit der schwarz-weißen Kolarde bescheiden in der Hand.

„Postausend!“ wunderte sich der Fürst. „Das ist ja ein preussischer Waffenrock! Wie kommt der unter meine Rotmäntel? Oder ist das vielleicht die versprochene Hilfstuppe der Berliner Demokraten¹?“

Das Gesicht des Knaben färbte sich rot.

„Ich bin kein Demokrat, Herr Feldmarschall!“ sagte er trotzig.

„Und wer sind wir denn?“

„Ich bin ein Preuße!“

„Das seh' ich. Wenn ich nicht irre, ist das die Uniform der preussischen Kadetten. Wie heißen Sie?“

„Otto von Röbel²!“

„Sind Sie Kadett?“

Der Knabe zögerte mit der Antwort.

„Es ist die Uniform meines Bruders aus der Zeit, da er im Kadettenhaus war“, sagte er endlich entschlossen.

„Wie kommen Sie also hierher?“

„Ich will als Freiwilliger gegen die Aufrührer dienen!“

¹ Schreiben an die Wiener Demokraten vom 13. Oktober 1848.

² Vergleiche auch die Bände „1848“ und „Im Hexenkessel“.

„Was soll das heißen?“

„Die Revolutionäre in Berlin haben am 18. März meinen ältesten Bruder erschossen. Er war Offizier. An seiner Leiche hat mich mein Vater zum Kämpfer des Königtums von Gottes Gnaden und zum Feind der Revolution geweiht.“

„Ihr Herr Vater kann doch nicht so töricht gewesen sein, einen — Knaben in den Bürgerkrieg eines fremden Landes zu schicken?“

„Mein Vater weiß nicht, daß ich hier bin.“

„So sind Sie entlaufen?“

„Ja — von der Schule!“

„Hm — so so!“

„Durchlaucht“, bat Otto von Röbel, „schicken Sie mich nicht fort, bis Wien wieder erobert ist! Ich bin zwar noch sehr jung, aber ich schieße sehr gut. Ich habe es mir geschworen: wo die Demokraten sich gegen den König empören, da will ich den Soldaten beistehen — und ein Röbel muß sein Wort halten.“

„Gut, gut — aber es ist meine Pflicht, deine Übereilung wiedergutzumachen. Ich werde Befehl geben, daß du sicher nach Berlin zurückgelangst.“

Otto sprangen Tränen in die Augen.

„Oh, Sie behandeln mich wie ein Kind, und ich bin doch schon ein halber Soldat!“

„Du wirst es werden, du hast das Zeug dazu; ich wünsche deinem König viel solcher Söhne; dann wird er Berlin nicht mehr zu verlassen brauchen. — Kapitänleutnant Zielach! Wissen Sie etwas von dem jungen Menschen?“

Der Jägeroffizier trat vor.

„Zu Befehl. Es ist richtig, was der Seressaner sagte — er war mit bei dem Kampf um die Barrikade. Ich sah ihn vorspringen und seine Flinte einem Legionär ins Gesicht schießen, der eben auf General Zeisberg anlegte. Seine Erzellenz haben versprochen, weiter für den Knaben zu

sorgen, und ihn auf sein Bitten den Seressanern anvertraut."

"Dann ist es etwas andres. Ich will Zeisberg nicht vorgreifen. Sie mögen bei uns bleiben, junger Mensch. Sind Sie mit Geld versehen?"

Die Tränen in den Augen Ottos schwanden so rasch, wie sie gekommen waren. Er holte aus seiner Rocktasche eine kleine blecherne Sparbüchse und schüttelte sie.

"Ich habe noch fünfundzwanzig Taler und zwei Goldstücke."

"Oh, das ist mehr, als mancher Bataillonskommandeur in diesem Augenblick im Beutel hat! Das Silber ist bei uns ziemlich rar. — Melden Sie sich vor Ihrer Rückkehr noch bei mir. Ich will Ihnen einen Gruß an Ihren Herrn Vater mitgeben, der so stramme Stammhalter hat! — Haben die Wiener Sie während der Schlacht auf dieser Seite belästigt?" wandte der Fürst sich an den Adjutanten.

"Die Geschütze am Kärntner Torwall haben wiederholt gefeuert, von den Barrikaden der Favoritenstraße ist mehrfach auf unsern Posten geschossen worden."

"Das muß bestraft werden. Benachrichtigen Sie General Rager, daß ich ihn zu sprechen wünsche."

Der Adjutant entfernte sich in der Richtung nach dem Belvedere. Fürst Windischgrätz nahm auf einem Feldstuhl am Feuer Platz und wärmte Hände und Füße an der lodernden Flamme. Die Offiziere standen ehrerbietig um ihn her.

"Die Rebellen haben doch keinen Ausfall versucht?"

"Man begnügte sich mit Schießen."

"Keine Überläufer mit Nachrichten aus der Stadt?"

"Nein, Durchlaucht. Die Posten hatten Befehl, nur Frauen und Kinder durchzulassen und alle Männer zurückzuweisen. Nur ein Gefangener..."

"Was?"

"Zwei Männer, in der Kleidung von Landleuten, ver-

suchten sich am Vormittag im Nebel durch die Posten zu schleichen. Der eine wurde ergriffen. Der andre entkam, wahrscheinlich ein Bauer, der als Führer diente. Der Gefangene scheint Ungar zu sein; er behauptet, ein Bauer von jenseits der Leitha, der vor zehn Tagen Korn nach Wien gebracht hat und dort mit seinem Knecht zurückgehalten worden ist."

"Was ist mit ihm geschehen?"

"Man hat ihn einstweilen dort drüben eingesperrt, damit er keine Nachrichten zum Feind bringen kann."

Ein Offizier trat in den Kreis und blieb grüßend vor dem Fürsten stehen.

"Offizier der Feldwache!"

"Name?"

"Hauptmann Odelga."

"Wo stehen Ihre letzten Posten?"

"An der Karlskirche!"

"Alles in Ordnung?"

"Zu Befehl, Durchlaucht. Doch", er trat einen Schritt vor, "ich habe eine besondere Meldung zu machen."

"Treten Sie zurück, meine Herren", sagte der Oberbefehlshaber mit einer bezeichnenden Handbewegung. "Sprechen Sie!"

"Bei dem Posten am Ende der Heugasse hat sich ein Mann gemeldet, der den kommandierenden General im geheimen zu sprechen verlangt. Ich kam dazu und habe ihn hierher gebracht."

"Wo ist er?"

"Dort unten in Bewachung meines begleitenden Offiziers. Er fragt nach dem Banus oder General Zeisberg, und hat mir dies Zeichen ausgehändigt."

Odelga übergab einen alten Kronentaler, der an zwei Stellen, wie zum Durchziehen einer Schnur, durchbohrt war.

Der Fürst nahm das Geldstück und versuchte unter dem alten burgundischen Kreuz die Jahreszahl zu erkennen.

„Das Feuer ist zu entfernt — Ihre Augen sind jünger als die meinen. Sehen Sie zu — von wann ist das Gepräge?“

„1712!“

„Gut! Einer unsrer Freunde in Wien; nach dem Zeichen einer der tätigsten.“ Er sah sich um. „Ich will den Mann selber sprechen. Lassen Sie ihn hierher kommen — es bedarf keiner Heimlichkeiten weiter; denn morgen ist Wien wieder unser!“

Hauptmann Odelga verbeugte und entfernte sich.

Der Feldmarschall wandte sich zu den Offizieren.

„Ich muß Sie bitten, meine Herren, mir noch einen Augenblick ihren Platz zu überlassen. Ich werde Sie nicht lange stören; ich weiß, wie nötig ihnen die Ruhe ist.“

Man hatte sich auf etwa dreißig Schritt in den Schatten der Bäume zurückgezogen; dort standen Offiziere und Soldaten zusammen und wagten nur zu flüstern.

Kapitän Odelga kehrte zurück; in seiner Begleitung befand sich ein Fremder, tief in einen Mantel gehüllt. Ein Hut mit breiter Krempe verdeckte den oberen Teil des Gesichts, den eine Brille noch unkenntlicher machte.

„Durchlaucht, dies ist der Mann.“

„Treten Sie zurück, Herr Hauptmann. Ich werde Sie rufen.“

„Durchlaucht...“

Der Offizier zauderte.

„Nun?“

Der Fremde verneigte sich mit der Sicherheit eines Mannes von Welt vor dem Fürsten und wandte sich dann spöttisch zu Odelga.

„Wenn Sie fürchten, daß ich Waffen bei mir habe, bitte ich, mich zu untersuchen.“

„Torheit, Odelga!“ verwies Windischgrätz. „Lassen Sie mich mit dem Herrn allein!“

Fürst Windischgrätz betrachtete den Fremden aufmerk-

sam. Sein Gesicht gewann wieder die starre Ruhe, die nur bei der Begegnung mit Otto von Röbel einem freundlicheren Ausdruck gewichen war.

„Nach dem Zeichen, das mir zugestellt wurde, sind Sie einer der Unsern und haben uns schon einige Dienste geleistet. — Ihr Name?“

„Entschuldigen mich Durchlaucht. Ich möchte ihn vorläufig nicht nennen.“

„Wie Sie wollen. Sie haben den Vorteil, daß Sie mich kennen, ich aber nicht Sie. Was bringen Sie?“

„Euer Durchlaucht werden sich erinnern, daß General Zeisberg seit acht Tagen dreimal ausführliche Berichte über die Vorgänge in Wien und in der Nacht zum Sonnabend den Plan der Barrikaden und die genaue Einteilung der Wiener Streitkräfte erhalten hat!“

„Unter welchem Zeichen?“

„G. T. mit zwei Kreuzen.“

„Richtig. — Ich wußte, daß General Zeisberg einen trefflichen Spion in Wien hatte.“

„Auf den Namen kommt es ja nicht an, Durchlaucht. Was ich tue, tue ich nicht um Gewinn, sondern aus Vaterlandsliebe, wie sehr meine Stellung in Wien mich und meine Gesinnungsgenossen auch verdächtigen mag.“

„Die Berichte sind von Ihnen?“

„Ja, Durchlaucht. Ich bin mit der Abordnung aus der Stadt gekommen, die Sie in Heßendorf erwartet.“

„Und wie entschuldigt man den schändlichen Treubruch?“

„Man wird die Macht der Radikalen vorschieben und die besten Versprechungen geben. Aber man wird morgen Ihre Truppen genau wie heut mit Kartätschen empfangen.“

„Können Sie mir berichten, was heut in der Stadt vorgegangen ist? Ich habe die Unterschrift des Kommandierenden unter der Kapitulation, die man so niederträchtig gebrochen hat.“

Der Fremde lachte spöttisch.

„Ein Blatt im Wind! Messenhauser ist ein willenloses Werkzeug in den Händen der Radikalen. Man hat ihn mit der Pistole auf der Brust gezwungen, abzugeben.“

„Wann? Vor oder nach dem Bruch der Kapitulation?“

„Nach dem Bruch.“

„Das ist sein Todesurteil! — Berichten Sie!“

„Euer Durchlaucht wissen, daß trotz dem Widerspruch der Aula und der Garden die Waffenablieferungen der Kapitulation gemäß gestern begonnen haben. Sie dauerten heut morgen noch fort. Aber schon während der Nacht war dem Klub im „Zgel“¹ die Nachricht zugegangen, daß die Ungarn am Morgen angreifen würden. Die Führer drangen darauf, die Ablieferung der Waffen einzustellen und die Ungarn durch einen Ausfall zu unterstützen.“

Fürst Windischgrätz zuckte die Achseln.

„Schade, daß es nicht geschehen ist! Es hätte die Sache mit einem Schlag beendet.“

„Pulzky und die ungarischen Abgesandten sorgten dafür, daß die Garden und die Legionäre von vornherein die Abgabe ihrer Waffen verweigerten. Messenhauer befand sich während des ganzen Vormittags auf dem Turm, um den Gang des Treffens zu beobachten. Der Hauptausschuß der demokratischen Vereine im „Zgel“ beschloß seine Absetzung.“

„Ich habe von dem Nest gehört. Wer sind die Führer?“

„Fröbel und Blum, die Reichstagsabgeordneten, Doktor Becher und Zellinek, Hauck, der Kommandeur der Kerntruppen, Fenneberg mit seiner Frau, Schütte, der auf den Kopf Eurer Durchlaucht einen Preis von hundert Dukaten gesetzt hat, Pulzky und Graf Stephan Batthyany.“

„Sie vergessen einen!“

„Der wäre?“

„Einen der Führer der Legion: Doktor Lazare. Er wird als einer der gefährlichsten bezeichnet.“

¹ Eine bekannte Gaststätte am Wildbretmarkt.

„Ich sehe, Euer Durchlaucht sind vortrefflich unterrichtet.“

In seinem Ton lag leiser Spott.

„Weiter! — Wir haben bemerkt, daß vom Stephans-turm Raketen und andre Zeichen mit dem Feind gewechselt wurden. Von wem ging das aus?“

„Messenhauser leitete die Sache selber. Er wollte anfangs keinen Widerstand leisten; aber die Drohungen der Führer, die sich oben versammelten, machten ihn bald andern Sinnes. Man forderte mit der Pistole in der Hand Wiederaufnahme des Kampfes oder Messenhausers Abdankung. Der Nebel verhinderte, den Gang der Schlacht zu erkennen. Um elf Uhr warf der Oberbefehlshaber einen Zettel vom Turm, der sofort gedruckt und verbreitet wurde. Hier ist ein Blatt. Er gab die erste Gewißheit von dem Angriff der Ungarn, an dem noch viele zweifelten.“

Fürst Windischgrätz nahm das Papier und las es.

„Der Hauptausschuß ließ die vorausgedruckten Zettel überall anschlagen und forderte zur Bewaffnung und zum Kampf auf. Bewaffnete und aufgeregte Weiber durchtobten die Straßen. Gerüchte jagten sich. Um ein Uhr und eine Stunde später kamen weitere Nachrichten vom Turm in die Druckerei; hier sind sie! Messenhauser fordert darin zur Wiederbewaffnung auf; der letzte Zettel von dreieinhalb Uhr befahl, alle früheren Stellungen und Posten wieder zu besetzen und Ersatz bereitzuhalten. Infolgedessen wurde das Feuer auf die Truppen wieder aufgenommen. Abeles sollte von den Wieden aus einen Angriff leiten; aber die Führer der Vorstadtgarden weigerten sich. Dann kam die Gewißheit der Niederlage der Ungarn, und Herr Messenhauser verlor den Mut.“

„Man sah noch am späten Abend Feuerzeichen vom Turm —“

„— auf Täuschung der Bevölkerung berechnet! Um sechs Uhr wurde Messenhauser gezwungen, abjudanken. Hauck

mit seinen wilden Truppen besetzte den Turm und drohte, alles zu ermorden. Der ganze Platz war von den Bewaffneten gefüllt. Becher und Löbenstein hielten ihm oben auf dem Turm das Bajonett auf die Brust und drohten ihn, in die Tiefe zu stürzen, wenn er sich weigerte. Er dankte ab. Fenneberg wurde zum Oberbefehlshaber ausgerufen und gab sofort Anweisungen zum Kampf für morgen.“

„Aber die Abordnung, die soeben im Hauptquartier war — wenn ich nicht irre, ein Doktor Rubenik darunter — hat erklärt, sie käme im Namen des Gemeinderats und Messenhausers.“

„Er hat eine Stunde darauf das Kommando wieder übernommen, da die Bürger die Herrschaft des Pöbels unter Fenneberg fürchten. Die größte Verwirrung herrscht in der Stadt; aber die Radikalen sind zum äußersten Widerstand entschlossen und halten die Tore besetzt. Jeder wird mißhandelt, der von Übergabe spricht. Man wird morgen neue Unterhandlungen anknüpfen lassen und den Truppen scheinbar das Rote-Turm-Tor und das Stubentor öffnen. Aber beim Einmarsch will man in den engen Straßen über sie herfallen und einen Verzweiflungskampf wagen. Zugleich sollen die Hofburg angezündet und mit allen Kunstschätzen vernichtet, die kaiserliche Gruft zerstört und an die öffentlichen Gebäude Feuer gelegt werden.“

Der Feldmarschall fuhr auf.

„Sie übertreiben, Herr!“

„Ich habe als Ohrenzeuge Euer Durchlaucht die Beschlüsse gemeldet, die im ‚Igel‘ gefaßt worden sind. Euer Durchlaucht sind gewarnt.“

Fürst Windischgrätz sann einen Augenblick nach.

„Wissen Sie ein Mittel, um dieses Unglück zu verhüten? Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie mich zu jedem Dank bereitfinden sollen.“

„Ich verlange nichts als die Anerkennung, daß ich, was ich tue und tat, aus Liebe für das kaiserliche Haus und die

gute Sache tat. Wenn der Schein gegen mich ist und ich meine Tätigkeit im Schleier des Geheimnisses verbergen muß, so habe ich wichtige Gründe dafür."

"Wer Sie auch sein mögen, ich werde es anerkennen. Sie dürfen auf meinen Schutz rechnen, wann und wo Sie ihn in Anspruch nehmen. Jetzt reden Sie!"

"Ich rate Euer Durchlaucht, zwar die Truppen vor den andern Toren zum Einmarsch bereitzuhalten, aber das Kärntner Tor und das kleine Burgtor als Angriffspunkt zu wählen. Das Burgtor wird am schwächsten besetzt sein; man glaubt, der Burg wegen dort vor einer Beschießung sicher zu sein. Die Truppen müssen zum überraschenden Angriff bereit sein."

"Der Wink scheint gut. — Noch eins: Haben Sie Gelegenheit, die in meinem Erlaß an die Wiener bezeichneten Führer in meine Hände zu liefern?"

"Ich werde sie wenigstens nach Kräften überwachen; aber es sind nicht mehr alle in der Stadt."

"Wie? — Dem?"

"Ich sah ihn noch vor zwei Stunden. Auch die Deutschen sind noch da. Sie glauben sich unverleßlich in ihrer Eigenschaft als Abgeordnete des Frankfurter Parlaments."

"Der Teufel hole den demokratischen Firtlefanz! Ich werde diesen Herren Blum und Konsorten zeigen, was ich von ihrem Parlament halte!"

"Doktor Schütte hat ein Versteck gefunden oder ist schon entkommen; ich habe ihn seit mehreren Stunden nicht gesehen."

"Zum Henker mit ihm! — Aber Pulszky — er ist die Seele von allem!"

"Der Staatssekretär, Durchlaucht, hat Wien schon heute vormittag verkleidet verlassen, um sich zum ungarischen Heer zu begeben."

Der Feldmarschall erhob sich rasch.



„Das ist nicht möglich! Wien ist rings von meinen Truppen eingeschlossen.“

„Dennoch muß es ihm gelungen sein; denn er ist mit seinem Begleiter, dem Grafen Stephan Batthyany, der ebenso gefährlich oder noch gefährlicher ist, nicht nach der Stadt zurückgekehrt.“

„Und Sie sagen, daß Pulszky verkleidet versucht hat, durch den Ring um Wien zu entkommen?“

„Ja, Durchlaucht. Ich sah ihn selber am Kärntner Thor. Er trug Hut, Rock und Peitsche eines Bauern aus der Leithagegend.“

Die Augen des Feldherrn blitzten.

„Dann haben wir ihn! — Hauptmann Obelga!“

Der Offizier trat heran.

„Durchlaucht?“

„Lassen Sie sogleich den Gefangenen hierher bringen. — Ah, da sind Sie ja! Gut, daß Sie kommen! Ich habe mit Ihnen zu reden.“

Die Worte galten den Generalen Krieger und Karger und dem Feldmarschalleutnant Hartlieb, die mit ihrer Begleitung, nachdem sie die Anwesenheit des Feldmarschalls erfahren hatten, vom Belvedere eintrafen.

„Einen Augenblick, mein Herr. Ich bin noch nicht fertig mit Ihnen. — Kommen Sie hierher, meine Herren.“

Die Generale näherten sich grüßend.

„Die Nachrichten, die ich eben empfangen und die unzweifelhaft richtig sind, machen einen andern Plan nötig. Sie, Herr Feldmarschalleutnant, werden bei Tagesanbruch Ihre linke Flanke gegen die Wieden ausdehnen und die Übergänge über den Wienfluß besetzen. Die Brigade Jablonowski nimmt die Belvedere-, Favoriten- und Magleindorfer Linie. Die Brigade Colloredo die Gumpendorfer und Hundstürmer Linie. Das Hauptquartier wird auf die Straße nach Himberg, an der Favoritenlinie, verlegt. Dorthin senden Sie alle Meldungen. Um zehn Uhr rücken Sie

in die Vorstädte ein und gehen langsam bis zum ‚Glacis‘ mit der Vorhut vor. Gegen das Burgtor und das Kärntner Tor werden in der Stille starke Sturmtruppen gebildet. Sie müssen aber in den Seitenstraßen zurückgehalten werden und dürfen von den Wällen aus nicht gesehen werden. Ebenso stellen Sie die Artillerie verdeckt auf, aber zur augenblicklichen Verwendung bereit; hinter die Ingenieurschule oder die Stallungen Zwölfpfünder. Die Vorstädte werden möglichst in aller Ruhe entwaffnet; sobald es gelungen ist, die Posten bis an das ‚Glacis‘ vorzuschieben, darf niemand aus den Vorstädten mehr nach der Stadt gelassen werden.“

Die Generale grüßten.

„Um zwölf Uhr erwarte ich Sie im Hauptquartier, meine Herren. Sorgen Sie dafür, daß die Truppen bis morgen früh acht Uhr Ruhe haben. Sie sind erschöpft. Und es ist möglich, daß es morgen noch harte Arbeit gibt. — Ah, da kommt der Herr Unterstaatssekretär.“

Feste Tritte ließen sich hören; zwölf Mann unter Begleitung des Leutnants der Feldwache führten den Gefangenen herbei. Stolz und aufrecht schritt er in ihrer Mitte.

Der Gefangene trug, wie der geheimnisvolle Fremde angegeben, den Rock der Landleute an der ungarischen Grenze und den breitkrempigen, das Gesicht verdeckenden Hut. Seine Hände waren auf den Rücken gebunden. Die Wache ließ ihn vier Schritte vor der Gruppe der Generale haltmachen.

Der Fürst musterte ihn.

„Sie sind heute morgen ergriffen worden, als Sie sich durch die Vorposten des kaiserlichen Heeres schleichen wollten?“

„Ich war auf dem Weg nach meiner Heimat; ich kenne kein Verbot, mich dahin zu begeben oder Wien zu verlassen.“

„Wien ist im Belagerungszustand. — Sie sind Ungar?“

„Ja!“

„Ihr Name?“

Der Gefangene schwieg.

„Ich bin der Oberbefehlshaber, Fürst Windischgrätz. Ich weiß, daß Sie kein Landmann sind. Auch Ihre Kleider sind nur Maske.“

„Ich habe die Ehre, Euer Durchlaucht zu kennen.“

„Ich glaube, ich kenne auch Sie. Sie sind der ehemalige Unterstaatssekretär des Königreichs Ungarn, Herr von Pulszky?“

„Euer Durchlaucht irren!“

„Nehmen Sie dem Herrn den Hut ab.“

Der Leutnant erfüllte den Befehl; man sah ein edles, Kühnes, noch jugendliches Gesicht von echt magyarischem Schnitt.

Ein leiser Ruf des Erstaunens tönte aus der Menge, die sich beim Verhör nach und nach wieder näher drängte.

„Das ist nicht Herr von Pulszky“, sagte Fürst Windischgrätz verdrießlich. „Dieser Mann ist mindestens zehn Jahre jünger. Aber Sie sind ebensowenig der Bauer, Herr, für den Sie sich ausgeben. Ihr Name?“

„Er scheint das Gedächtnis verloren zu haben; aber ich kann ihm zu Hilfe kommen“, erklang eine schneidende Stimme hinter dem Gefangenen. „Es ist der Graf Stephan Batthyany, der Nefte und Bote des Anführers der Ungarn und selber ein Führer der Wiener Rebellen beim Sturm auf die Zeughäuser in der Nacht zum 7. Oktober.“

Alle Blicke wandten sich auf den Sprecher. Es war der verhüllte Fremde, der außerhalb des Lichtkreises der Feuer im Schatten stand.

Auch Graf Stephan drehte sich um und warf auf den Spion einen scharfen, verächtlichen Blick. Seine Stimme klang ihm bekannt; aber der Feuerschein war zu schwach,

die Vermummung zu dicht, als daß er den Verräter zu erkennen vermocht hätte.

„Sind Sie Graf Stephan Batthyany?“

„Euer Durchlaucht haben es gehört!“

„War Ihr entkommener Gefährte der Staatssekretär Pulszky?“

Graf Stephan schwieg.

„Verdammt! Schade, daß er entwischt ist. Ich hoffe jedoch, er wird nachträglich Ihr Schicksal teilen.“

„Durchlaucht“, sagte Graf Stephan fest, „ich bin Offizier des ungarischen Heeres und als solcher Ihr Kriegsgefangener.“

„Sie irren, mein Herr. Ein Hochverräter hat keinen Anspruch auf die Rechte eines ehrlichen Soldaten.“

Graf Stephan verlor einen Augenblick die Farbe bei dem kalten und ruhigen Ton des Mannes, der über sein Leben zu entscheiden hatte.

„Wenn Euer Durchlaucht meinen Anspruch als ungarischer Offizier nicht gelten lassen wollen“, sagte er schnell gefaßt, „kenne ich doch kein Gesetz, das mir als Bürger verbietet, nach Wien zu gehen oder es zu verlassen. Ich habe nie im kaiserlichen Heer gedient.“

„Darüber zu entscheiden wird Sache des Kriegsgerichts sein. Ist dieser Herr bei seiner Verhaftung bewaffnet gewesen?“

„Man hat ein paar Doppelterzerole bei ihm gefunden“, berichtete der Offizier der Wache.

Windischgrätz zuckte die Achseln.

„Sie sehen, welches Schicksal Sie erwartet. Wien ist in Belagerungszustand. Wer mit den Waffen in der Hand ergriffen wird, ist dem Standrecht verfallen. — General Rarger!“

„Euer Durchlaucht!“

„Sie werden morgen früh acht Uhr ein Kriegsgericht versammeln und über diesen Herrn entscheiden. Das Urteil

des Gerichts muß vollstreckt werden, bevor Sie ausrücken.“

Der General verneigte sich.

„Wenden Sie die kurze Frist, Graf Batthyany, die Ihnen in diesem Leben noch übrig ist, dazu an, zu bereuen. — Führen Sie den Gefangenen zurück.“

Graf Stephan biß die Zähne fest aufeinander, um jedes Wort des Widerspruchs oder der Bitte zu unterdrücken; ein Blick auf das harte Gesicht des Fürsten belehrte ihn, daß es vergeblich wäre.

Die Wache verließ mit ihm den Kreis.

Fürst Windischgrätz sprach noch einige Augenblicke mit den Generalen; dann verabschiedete er sie.

„Wo ist der fremde Herr? Ich habe mit ihm noch zu sprechen!“

„Ich stehe zu Ihrem Befehl, Durchlaucht!“

Der Spion drängte sich durch die Umstehenden.

Als der junge Ungar von seiner Wache abgeführt wurde, war ihm der Fremde gefolgt, bis sie aus der Umgebung des Fürsten gelangt waren. Dann trat er zu ihm.

„Sie müssen doch wissen, Graf Stephan, wem Sie morgen den Strick verdanken“, höhnte er halblaut. „Der Schlag auf der Gumpendorfer Barrikade wird seine Sühne finden!“

Batthyany schoß das Blut in die Stirn.

„Verräter!“

Der Fremde ließ einen Augenblick den Kragen seines Mantels fallen. Die matten Augen in dem blassen Gesicht funkelten in hämischer Genugthuung.

„Viel Vergnügen, Herr Graf, mit der hänseligen Braut! Zum drittenmal werden Sie mir nicht mehr in den Weg kommen.“

Eine Bewegung — ein Laut aus dem nahen Buschwerk.

Der Spion schlug schnell wieder den verhüllenden Mantel hoch.

„Wenn Sie mir noch eine Bestellung an Ihre Base, die Gräfin Martha, mitzugeben haben, beeilen Sie sich. Sonst Gott befohlen! — Das, Herr Graf, ist meine Art des Zweikampfs!“

„Schurke!“

Lazare lachte unterdrückt und spöttisch auf und ging nach dem Feuer zurück.

Hinter der Lärushecke traten zwei dunkle Gestalten hervor.

„Hast's g'sehn?“ fragte der alte Haspinger erregt.

„Er war es, so wahr mir Gott helfe!“ erwiderte Matthias, der Student.

„Wenn sie's in Wien wüßten, hängten sie ihn an den ersten Laternenpfahl. — Vater Haspinger“, fuhr er nach kurzem Überlegen fort, „mir geht schon lange im Kopf herum, ob der da nicht bei dem Verschwinden der Mandl die Hand im Spiel gehabt hat. Jetzt halt' ich den Schurken zu allem fähig. Lassen Sie mich ihm folgen! Ich will ihn nicht aus den Augen verlieren!“

„Und der junge Graf?“

„Möge Gott ihm helfen in seiner letzten Stunde!“

„Pfui! Nein, es soll koaner hinwerden wie a Dieb, der dem alten Haspinger gholfen hat in der Not! Als der Graf uns an dem schlimmen Morgen auf der Barrikade aus den Händen von dem Ruchenvolk befreit hat, hat er a nit g'fragt, ob er si an Feind macht in dem schlimmen Gesellen. Hab's wohl verstanden, er hat's nit leiden wollen, daß der Lump auf mi schießen tät mit dem Handbüchserl — damals in der Früh.“

„Was wollen Sie tun, Vater Haspinger? Die Gelegenheit kehrt vielleicht nie wieder, den Mann zu belauern!“

„'s ist recht; aber oaner von uns muaß dem Herrn Grafen Hilf' leisten, damit er an Freund hat in der Not!“

Matthias überlegte schnell, auf welcher Seite die größte Gefahr lag. Die Erinnerungen der Heimat kamen hinzu: als Knabe hatten er und die arme Hanke dem jungen Grafen oft als Spielgefährten gedient.

„Hier können Sie nicht helfen, Vater Haspinger. Sie verstehen die ungarische Sprache nicht. Ich werde mein Leben daran setzen, ihn zu befreien. Aber Sie müssen der Sache fern bleiben.“

„Bist a brave Haut.“ Haspinger drückte ihm die Hand. „Unser Herrgott wird dir beistehn. Wann's g'lingt, sag' ihm, daß der alte Haspinger di g'schickt hat. I geh' dem Lumpen nach in die Stadt zuck.“

„Unmöglich! Sie können ohne mich verunglücken! Bleiben Sie hier!“

„Plausch ka dumms Zeug, Bursch! Der alte Haspinger hat so manche Gams auf dem Hochg'birg bschlichen und is ka Schußbartl¹, wann's gilt, das oanz'ge zu suachen, was ihm lieb noch af der Welt. I kimm' schon in die Stadt, ohne di! Gott wird mi schützen! Und wann die Kaiserlichen morgen früh nach Wien kemmen, findst mi wieder hinterm Stephansturm!“

Der Student wußte, daß Widerspruch nichts helfen würde; der Augenblick drängte, wenn es nicht für beider Vorhaben zu spät werden sollte.

„So gehn Sie mit Gott. Tu jeder das seine! Sie haben die Lösung gehört?“

„Latour vorwärts!“

„Richtig. Nehmen Sie meinen Hut. Er ist weniger auffällig. Wenn Sie glücklich über die Posten hinaus sind, wird es nicht schwer sein, in die Stadt zu kommen. Sobald wie möglich folge ich.“

¹ Unbesonnener Mensch.

Sie kehrten in die Nähe des Feuers zurück. Fürst Windischgrätz sprach eben wieder mit Lazare.

„Wie werden Sie in die Stadt zurückgelangen?“

„Sehr leicht, sobald ich über Euer Durchlaucht Vorposten hinaus bin. Aus Wieden, Mariahilf und St. Ulrich flüchten fortwährend Leute in die Stadt. Dort glauben sie vor den Kroaten sicher zu sein. Ich kommandiere selber die Wache am Burgtor.“

„Wie haben Sie sich denn entfernen können?“

„In Begleitung der Abordnung, die ins Hauptquartier gegangen ist. Ein Vorwand, in die Vorstädte zu gehen, ist schnell gefunden.“

„So gehören Sie also selber zu den Führern?“

„Ich glaube, Euer Durchlaucht werden sich jetzt überzeugen haben, daß man mich mit Unrecht beschuldigt, ein Feind der guten Sache zu sein. — Unter der Maske eines solchen habe ich ihr gedient. General Zeisberg, der bis jetzt meine Berichte empfing, wird für mich bürgen. Wenn ich Euer Durchlaucht nicht offen entgegengetreten bin, so geschah es nur, um unter so vielen Menschen nicht unnötig das Geheimnis preiszugeben.“

Er überreichte dem Fürsten eine Karte. Windischgrätz stutzte, als er den Namen las.

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen — man hat Sie mir als eins der gefährlichsten Mitglieder der revolutionären Partei bezeichnet, mein Herr!“

„Ich hoffe, Euer Durchlaucht Meinung berichtigt zu haben und durch fernere Dienste zu berichtigen.“

„Sie sind, wie ich hörte, der Vertraute der Gräfin Lörkhyöny — einer durch ihre Zügellosigkeit berühmten Ungarin.“

„Die Wohnung der Gräfin Lörkhyöny ist der Sammelplatz der Leiter des Aufstandes. Sie selber hat mich zu dem Zweck, an die kaiserlichen Truppen alle Pläne der Revolution weiterzugeben, auf dem laufenden gehalten. Die

Gräfin, Durchlaucht, ist früher schwer in ihren Rechten gekränkt worden; aber sie wünscht nichts mehr, als sich mit der Regierung zu versöhnen.“

Der Feldmarschall machte eine verächtliche Bewegung.

„Treten Sie noch einen Augenblick zurück, mein Herr!“

Er besprach sich kurze Zeit mit den drei Generalen; dann winkte er Lazare wieder heran.

„Ich habe mich entschlossen, Ihnen zu trauen und Sie zu entlassen. Sie sollen Schutz und Vergessen des Vorgefallenen genießen und belohnt werden. Merken Sie sich jedoch, daß ich Sie und Ihre Freunde zu finden wissen werde, wenn hinter Ihren Diensten Verrat lauert; ich liebe Verräter nicht! — Hauptmann Odelga!“

Der Offizier trat vor.

„Geleiten Sie diesen Herrn über die Posten bis zu der Stelle, wo Sie ihn trafen!“

Der Spion grüßte — der Fürst erwiderte kalt. Lazare folgte dem Hauptmann.

Sie kamen dicht an Haspinger und Matthias vorüber.

Der alte Tiroler hatte die Guba über seine Jacke gezogen und den breiten Ledergurt abgelegt. Seine hohen Stiefel, die bis an die Kniehosen reichten, und der breitrandige Hut des Slowaken setzten ihn weniger der Aufmerksamkeit aus.

Haspinger drückte Matthias die Hand.

„Behüt di Gott! Am Stephan treffen wir uns wieder!“

Er verlor sich zwischen den Gruppen.

Fürst Windischgrätz bestieg seinen Schimmel. Er verbot den Generalen, ihn zu begleiten, da ihn seine Adjutanten am Ausgang der Heugasse erwarteten, und nickte der alten Marktetenderin zu.

„Auf Wiedersehen, Mütterchen, in Wien! Haltet Mannszucht morgen, Kinder! Um eure Tapferkeit bin ich nicht besorgt! Gott befohlen!“

Zwei Stunden später lagerten um die Wachtfeuer her, in ihre Decken und Mäntel gehüllt, die Krieger in tiefem Schlaf.

Auch die alte Bosniakin, die Marketerin bei dem Grenzer-Regiment, lag neben dem halberloschenen Feuer, in ihren langen zottigen Wollmantel gehüllt, bereit, beim ersten Ton des Weckens wieder munter zu sein und ihren „Kindern“, den Soldaten, etwas Warmes zur Stärkung gegen die kalten Morgennebel und die Kugeln der Wiener zu kochen.

Die Nachtnebel schwebten über dem Boden. In ihren Schleiern verloren sich die Gestalten der Schlafenden, der Feuerschein und die entfernt auf und nieder wandelnden Wachen.

Am Feuer hockten dicht beisammen Marina und Kumria, die beiden Mädchen, und flüsterten. Von Zeit zu Zeit warfen sie einen mißtrauischen, ärgerlichen Blick auf den Studenten Matthias, der ihnen gegenüber saß. Auch er war noch wach; an seinen Bewegungen ließ sich auch seine innere Unruhe erkennen.

Die Mädchen hatten einen kleinen Kessel an das Feuer gesetzt und bereiteten ein Getränk. Sie schienen sich verständigt zu haben, und die ältere wandte sich entschlossen zu Matthias.

„Warum legst du dich nicht aufs Ohr, Maczi Slowak, wie die andern tun? Ich will dir noch einen Becher heißen Wein mit Gewürz reichen. Dann leg' dich nieder und schlaf.“

„Und warum schlaft ihr nicht? Ich hab' gehört, wie die Ancza, eure Großmutter, euch vor einer Stunde schon befohlen hat, in das Zelt zu kriechen. Und dennoch sitzt ihr hier.“

„Was kümmert's dich? — Wir haben miteinander zu reden. Wir mögen nicht schlafen.“

„Ich auch nicht.“

„Hör', Matthias“, bat Kumria. „Ich hab' gesehen, daß du ein gut Herz hast; denn du pflegst den alten, wunderlichen Mann, deinen Begleiter, wie ein Sohn. — Wir haben etwas vor. Du störst uns. Tu uns den Gefallen und leg' dich schlafen!“

„Ihr stört mich auch!“

Kumria trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter.

„Wohnt in dem Herzen der Dirnen auf der weiten Pusta des Ungarlandes nicht so gut die Liebe wie in der Brust eines Kroatenmädchens?“

„Gott hat die Liebe in die Herzen aller Menschen gelegt.“

„Ich wußte es, daß du mich verstehen würdest; denn du sprichst so eigen, so schön, schöner noch als die blanken Offiziere, und trägst doch nur eine grobe Guba und bist ein armer Slowak. Darum will ich dir vertrauen. — Kennst du den Jllés?“

„Nein!“

„Schau, er ist mein Liebster, wenn's auch der Vater nicht leiden will. Ich darf nur heimlich mit ihm sprechen, wenn Vater und Großvater schlafen. Er ist auf Posten in dieser Nacht und ... und ich wollte zu ihm gehen ... und ihm und dem armen Herrn, der morgen sterben soll, warmen Wein zur Stärkung bringen.“

Aufmerksam schaute der Student sie an.

„Wen meinst du mit dem armen ‚Herrn‘?“

„Den schmucken Ungarn — den die Grenzer gefangen haben — den sie dort drüben in der hübschen Hütte gefangenhalten. Die Offiziere sagen, man wolle ihn morgen hängen! Marina und ich haben geweint, daß er so jung und so schön sterben soll. Und weil wir ihm nicht helfen können, wollen wir ihm wenigstens noch Gutes tun in seiner Not. Der Jllés wird schon zulassen, daß ich ihm den Wein bring', wenn ich schön mit ihm tu!“

„So hast du Mitleid mit dem Herrn?“

„Ob ich es hab'! Wenn ich und die Marina ihm helfen könnt', wollt' ich geben, ich weiß nicht was! Aber die Mutter Gottes hat es gemacht, daß wir nur sind arme Cereffanermädchen.“

„Wenn du wolltest — du könntest es schon!“

„Oh, Maczy Slowak, rede nicht so. Du weißt, daß ich's gern tät!“

„Hör' mich an, Kumria! Du sagst, daß du den Illés im Herzen trägst!“

„Ich lieb' ihn mehr als mein Leben!“

„Und wenn nun die Wiener ihn gefangengenommen und erschossen hätten?“

„Ich würd' mich zu Tod grämen!“

„Kumria, ich weiß ein feines Fräulein, das den Armen liebt, wie du deinen Illés!“

Zweifelnd sah Kumria ihn an.

„Sie ist die Tochter meines Herrn, des Grafen Palffy, die Komtesse Cäcilie. Ich sah sie schon als Kinder miteinander spielen. Sie hat meiner Schwester Hanka wohlthun wollen; wär's nach ihr gegangen, sie läg' jetzt nicht vom Wolf zerrissen im Grab.“

Kumria quollen die Tränen aus den Augen.

„Dann ist's deine Pflicht, Maczy Slowak, dem blanken Fräulein das Herzeleid zu ersparen. Ich und die Marina stehen dir bei. Sag' nur wie?“

„Der Illés hat jetzt Wache vor dem Gartenhaus?“

„Noch eine Stunde lang, bis der Mond aufgeht.“

„So gib ihm deinen Trank. Berede ihn, daß er dich ein Glas davon dem Gefangenen bringen läßt. Sorg', daß deine Schwester Marina ihn ablenkt.“ Er zog ein Messer aus der Tasche. „Bist du drinnen, schneide dem Grafen mit dem da den Strick durch, der seine Arme bindet. Sag' ihm, er solle auf der Rückseite des Gartenhauses, am dritten Feld von links her, gegen das Holz drücken. Ich hab' es untersucht — die Bretter sind leicht. Wenn ich von außen

mein Handbeil dazwischen stemmen kann, ist ein Ausgang zu schaffen."

"Aber wird der Illés nicht bestraft?"

"Er braucht nur das Maul halten und nicht verraten, daß du da warst. Dann werden sie glauben, er habe sich selber frei gemacht und die schwache Wand durchbrochen."

"Nicht ein Wort wird er von mir sagen, und wenn sie ihn zu Tode schlügen."

"Dann eil' dich; die Zeit drängt. Noch eins: Ihr beide müßt mit dem Illés plaudern, damit er kein Geräusch hört."

Kumria lachte.

"Der läßt mich so bald nicht fort."

"Kannst du mir einen Mantel verschaffen? Und eine Mütze?"

Kumria sann einen Augenblick nach. Dann schlich sie zu dem kleinen Preußen, Otto von Möbel, hob vorsichtig den Mantel, unter dem er schlief, und bedeckte ihn mit ihrer eigenen Decke. Eine der großen Pelzmützen war leicht gefunden; der Slibowika hatte seine Schuldigkeit getan; die wilden Söhne des Krieges schliefen tief.

"Hier!"

"Danke dir! Die Heiligen mögen uns beistehen."

Der Slowak raffte die Kleidungsstücke zusammen und verschwand im Dunkel.

Kumria und Marina nahmen den Topf mit dem heißen Getränk und zwei große Gläser; damit schlichen sie durch die Schlafenden. Wo sich auch ein müdes Auge geöffnet hätte — die bekannten Mädchen hätten es nicht beunruhigt.

Aber sie ahnten nicht, daß sich hinter ihnen jemand erhob und ihnen vorsichtig nachschlich.

Marina streichelte dem wachhaltenden Soldaten die Wange.

"Ist doch eigentlich unser Landsmann, Illés! Denk', es ist Christenpflicht, ihm die letzte Nacht zu erleichtern. So

jung und so reich und so vornehm; und morgen schon sterben!“

„Ich will nichts von dir wissen und tanz' mein Lebtag nicht mehr mit dir“, schmolte Kumria. „Ich will den Khuso, den Seressaner, heiraten, den mir der Vater bestimmt hat, wenn du's nicht tust.“

Die Drohung war zuviel für die Überlegung des Ottochaners. Illés fragte sich hinter dem Ohr.

„Wenn ich nur wüßt, daß ihr Weibsvolk schweigen könntet. Weiß freilich nit, warum der ungarische Verräter den Brantwein trinken soll, und nit ein ehrlicher Soldat!“

„Bei der Mutter Gottes von Temesvar, wir schweigen, als wären wir dreimal tot! Wenn du's nur tust!“

Das heiße Getränk hitzte Illés die Adern. Marina schenkte die beiden Becher voll und reichte ihm den einen; unter dem Arm schlüpfte ihm die Kumria mit einem Fuß weg und öffnete die Tür des Gartenhäuschens. Marina hielt ihn fest.

Kumria tappte im Dunkeln.

„Schlafen's, gnädiger Herr?“ flüsterte sie.

Stephan saß finster brütend auf der Erde, denn das kleine Gemach besaß weder Tisch noch Stuhl.

„Wer ist hier?“

„Still, gnädiger Herr! Die Kumria. Sie kennen sie nicht. Sie sind ein reicher Magnat — aber ich möcht' Ihnen helfen. Rasch, geben Sie die Händ' her!“

Der Gefangene begriff und sprang auf. Kumria tastete im Dunkeln nach den gebundenen Händen und durchsägte mit der scharfen Klinge die Knoten.

„Nehmen's das Messer, gnäd'ger Herr. Draußen auf der Rückseit' ist einer, der kennt die Gräfin, die Cäcilie. Er will Sie retten. Zählen Sie von links das dritte Brett an der Hinterseit' und helfen's ihm ausbrechen, daß es kein Geräusch gibt.“

„Mädchen, wie soll ich dir danken?“

„Kumria hat auch ein Herz, gnädiger Herr Magnat. Es würd' brechen, wenn sie wüßt', ihr Liebster sollt sterben wie ein Dieb. Trinken Sie das! Es wird Ihnen gut tun, wenn's auch nur schlechter Branntwein ist.“

Graf Stephan trank das Glas leer. Das Getränk belebte seine Nerven. Er streifte einen Ring vom Finger.

„Zum Andenken, Kind, nimm! Und wenn Stephan Batthyany oder seine Braut dir je einen Dienst erweisen können, so zeige den Ring und fordere Hilfe.“

Er steckte ihr den Goldreif an den Finger; sie eilte zur Tür.

„Gott tröst' den Herrn und stärk' ihn in der schweren Stund'!“ grüßte sie halblaut, daß es der Soldat draußen hören konnte; dann trat sie ins Freie und hängte sich an seinen Hals.

„Danke dir, Illés! Werd' dir's nit vergessen mein Lebenslang.“

Graf Stephan kniete mit klopfendem Herzen an der Wand; er suchte den Blutumlauf in den erstarrten Händen wieder herzustellen und zählte die Fächer ab. Da klopfte es von außen dreimal — er erwiderte.

„Versuchen Sie die Nägel zu lösen!“ flüsterte es kaum hörbar durch die Holzwand.

Stephans Finger glitten hastig darüber hin; jetzt fühlte er, warum der unbekannte Retter nicht von außen beginnen konnte; das Holzwerk war im Innern verfälszt, von innen befestigt.

Mit dem starken Messer machte er sich an die Arbeit. Er hörte die Mädchen draußen mit der Wache plaudern. Endlich glückte es ihm, einen Nagel herauszuheben. Sogleich fühlte er von der andern Seite einen Gegendruck. Der Slowak zwängte das Beil in den Spalt — leise und vorsichtig wurde das Holz aufgedrückt.

Ein Krach — das Beil war zu tief hineingefahren.

„Horch!“ Illés stutzte. „Muß einmal die Runde machen, was es gibt!“

Die Mädchen zitterten. Illés schritt rund um das kleine Haus. Zwanzig Schritt davon lag Matthias regungslos am Boden — doch der Schatten verbarg ihn.

Ohne Ergebnis kehrte Illés zurück.

„Jetzt macht, daß ihr fortkommt! Dort sehe ich die Ablösung!“

Die beiden Seressaner Mädchen entflohen. Alle Mühe war vergebens gewesen.

Ein Korporal mit der ablösenden Mannschaft kam im festen Soldatentritt von der obern Terrasse her.

„Ablösung vor! — Nix passiert?“

„Nichts, Korporal!“

Der Korporal schloß die Tür auf und leuchtete mit der Laterne hinein. Der Gefangene lag ruhig am Boden und schlief.

Er schloß wieder.

„Hab' gehört, 's ist ein vornehmer Herr, ein Wiener Spion. Morgen in der Früh wird er gehenkt!“

Die Wache marschierte ab — Illés mit ihr. Der neue Posten war dummer und verschlafener als der Liebste der hübschen Kurnia. Zweimal machte er die Runde um das kleine Gebäude; dann lehnte er am Türpfosten und träumte von den wilden Fluren seiner Heimat...

Noch einmal krachte und splitterte es leise; aber er hob kaum den Kopf.

„Jetzt, Herr!“

Stephan drängte sich durch die Spalte.

„Hier! Am Boden, Herr!“

Wie Schlangen wanden sie sich auf dem Erdboden fort über den verdorrten Rasen, bis sie den Schutz der nächsten Bäume und Büsche erreichten.

„Ich danke dir, mein unbekannter Freund“, raunte Graf Stephan. Er erhob sich. „Aber wie weiter? Man wird mich wieder ergreifen, ehe ich durch die Posten komme.“

„Nehmen Sie, gnädiger Herr!“

Matthias reichte ihm Otto von Nöbels Mantel und die Pelzmütze; im Nu war Graf Stephan in einen Seressaner verwandelt.

„Die Lösung ist: Latour vorwärts!“

„Und das Feldgeschrei?“

Matthias stand verdukt. Er wußte zu wenig von militärischen Dingen und hatte deshalb nicht darauf geachtet.

„So muß ich versuchen, ohne das Feldgeschrei durchzukommen. — Hast du Waffen?“

„Nein, Herr Graf! Ich kann Sie vor einem schimpflichen Tod retten; aber ich darf Ihnen keine Waffen gegen die Soldaten des Kaisers geben.“

Stephan Batthyany schwieg.

„Sag' mir deinen Namen“, bat er nach einer Pause, „damit ich ihn im Gedächtnis bewahre.“

„Es ist eine Schuld, die ich abtrage, Herr — eine Schuld gegen Gräfin Cäcilie, Ihre Braut, auf deren Gütern ich geboren bin — eine Schuld der Dankbarkeit gegen Sie selber. Erinnern Eure Gnaden sich des alten Tirolers, den Sie am Morgen nach dem Sturm des Zeughauses von dem zudringlichen Schuft befreien?“

„Von Lazare?“

„Der Sie eben verriet! — Ich war der Begleiter des Alten. Forschen Sie nicht weiter, Herr Graf! Was Sie von mir erfahren könnten, wäre nur beschämend für mich. Das Schicksal hat mich geweckt. Ich habe viel gutzumachen, ehe ich meinen Namen nennen darf. Eilen Sie! Ihr Weg ist weit. Wenn Sie glauben, mir Dank schuldig zu sein, dann denken Sie an meine armen Brüder, die Slowaken, wenn Ungarn ein mächtiges Reich wird.“

Stephan Batthyany reichte ihm die Hand und drückte sie fest; dann wandte er sich zum Gehen.

„Nicht von der Stelle!“

Der Ruf war zwar leise, das Hindernis aber so unerwartet, daß beide Männer zurückschraken.

Vor ihnen sperrte den Weg eine kleine Gestalt. Mehr ließ die Dunkelheit nicht erkennen. Nur blitzte in der erhobenen Rechten ein Terzerol.

„Was gibt's?“ fragte Graf Stephan auf Kroatisch.

„Ich verstehe nicht, was Sie sagen, oder was Sie vorhin gesprochen haben“, antwortete eine jugendliche Stimme.

„Aber ich weiß, daß Sie Deutsch sprechen und der Graf Batthyany sind, der entfliehen will.“

„Still!“

„Der preußische Knabe!“ murmelte Matthias. „Er hat uns belauscht.“

Stephan suchte vergebens nach einer Waffe; er wußte, jedes Geräusch mußte tausend Feinde umher wecken und seine Flucht vereiteln.

„Rühren Sie mich nicht an!“ sagte Otto von Röbel. „Mein Terzerol ist geladen, und mein Schuß würde sofort die Wachen rufen.“

„Was wollen Sie?“ knirschte Stephan. „Warum stellen Sie sich meiner Flucht in den Weg?“

„Ich bin ein Edelmann wie Sie, Herr; ich werde mich freuen, wenn Sie dem Galgen entgehen, obgleich Sie ihn für den Hochverrat verdient haben.“

„Was wissen Sie von den Gefühlen der Männer!“

„Ich bin ein Fremder in Ihrem Land. Doch ich weiß, daß die Treue überall das höchste Gut der Edelgeborenen sein soll. Ich möchte Sie retten. Aber ich darf Ihre Flucht nur unter einer Bedingung zugeben.“

„Nun?“

„Sie dürfen die Waffen nicht mehr gegen den Kaiser tragen.“

„Unmöglich! — Ich bin ein freier Sohn Ungarns! Ich kämpfe für seine Rechte.“

„Laten Sie dies auch, als Sie für die Aufständischen in Wien fochten?“

Stephan schwieg. Wie sollte er diesem Knaben die Zusammenhänge erklären?

„Ich folgte einem Befehl, den ich erhielt!“ sagte er endlich.

„Kein Befehl könnte mich zwingen, gegen meinen König zu fechten. — Ich bin noch jung, Herr Graf“, fuhr Otto fort, „aber ich möchte gern gut und gerecht sein. — Man hat mir gesagt, daß Sie edelmütig und tapfer sind. Ich bitte, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Ihren Säbel nur noch gegen fremde Feinde, nicht mehr gegen den Kaiser zu brauchen.“

Graf Stephan blickte vor sich nieder.

„Ich bin ein Batthyany. — Gut, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, die Waffen nicht mehr gegen die Truppen des Kaisers zu brauchen. Es gibt noch andre Wege, auf denen ein Ungar für sein Vaterland sterben kann!“

Otto von Röbel senkte das Terzerol.

„Gehen Sie, Herr Graf. Das Feldgeschrei ist: Franz Joseph!“

Er drehte sich um und schlich leise nach dem Biwakplatz zurück. Kumria und Marina waren in tausend Angsten unter ihre Strohütte gekrochen.

Graf Stephan und Matthias schritten schnell vorwärts. Zehn Schritt weiter hörten sie ein Pferd scharren.

„Vorsichtig.“

Sie pirschten sich an. Der Gaul stand allein. Neben dem Roß, in seinen weißen Mantel gehüllt, lag der Reiter in festem Schlaf. Der Schein eines entfernten Feuers fiel durch die Büsche und brach sich in dem matten Glanz des Kürasses.

Ein Gedanke durchzuckte Matthias. Er winkte Graf Stephan, schlich näher und beugte sich über den Schlafenden. Im Dunkeln glaubte er Leutnant Künsberg zu erkennen, der vor zwei Stunden an das Wachtfeuer der Feldwache gekommen und von dem Feldmarschall überrascht worden

war. Baron Künsberg hatte wahrscheinlich wenig Eile gehabt, sich in Arrest zu begeben und sich, von Müdigkeit und Wein bewältigt, vor dem Ritt noch ein paar Stunden zur Ruhe gelegt.

Der Reiter hielt den Zügel seines Pferdes um den Arm geschlungen und schlief so tief, daß Matthias den Riemen lösen und das Roß leise fortführen konnte, ohne daß der Schläfer sich nur regte.

„Herr Graf, in den Sattel! — Antworten Sie, wenn man Sie fragt, Sie ritten mit Depeschen zum Banus. Das Hauptheer steht bei Schwadorf, die Posten bis Somarein. Sie müssen versuchen, rechts der Straße die Leitha zu gewinnen.“

Stephan saß im Sattel. Das Gefühl, ein Pferd unter sich zu haben, gab ihm seine Sicherheit wieder.

Noch einmal drückte er Matthias die Hand.

Dann trabte er ruhig nach dem großen Gang, der zum Ausgang des Gartens nach der Heugasse und der Belvedere-
linie führte. Jeden Aufruf der Wachen beantwortete er slawonisch. Das Glück begünstigte ihn. Eine Stunde später verließ er zwischen den lagernden Heerhaufen die Straße nach Ungarn und wandte sich querfeldein gegen den Grenzfluß, hinter dem er noch die Posten der Seinen wußte.

Graf Stephan Batthyany war entkommen.

Der Morgen dämmerte über Wien.

Sinter den Mauern

Fest hatte sich der Ring der Truppen des Generals Fürst Windischgrätz um die österreichische Hauptstadt Wien geschlossen.

Ein trüber Herbstmorgen zog am 31. Oktober 1848 über der von außen und innen bedrohten Stadt herauf.

Durch die geheimen Verbindungen, die man trotz allen Mühen noch immer nicht entdeckt und vereitelt hatte, war am frühen Morgen, selbst in der innern Stadt, an den Straßenecken unter den unzähligen Anschlägen, die sie tagaus, tagein bedeckten, eine Rundgebung des Fürsten Windischgrätz mit der Nachricht von der Niederlage und der Flucht des ungarischen Heeres angeschlagen worden.

Im Gemeinderat wurde lebhaft gestritten; die Zahl derer, die für unbedingte Unterwerfung, für die Wiederaufnahme der am Tag vorher gebrochenen Übergabevereinbarungen stimmten, wuchs mit jedem Wort.

Messenhauser verhielt sich schweigend und unruhig; zuletzt mußte, von der Mehrheit überstimmt, selbst der wilde Fenner von Fenneberg eingestehen, daß eine weitere Verteidigung Wahnsinn sei.

Gegen zehn Uhr morgens ließen Oberkommando und Gemeinderat den Beschluß der Ergebung anschlagen.

„Heldenmütiges Volk von Wien! Sei so groß in Deinem Fall, wie Du es in der Erhebung warst! Für die Freiheit leben ist größer, als tollkühn unsere Zwecke durch uns und mit uns vernichten. Wir haben die Ehre gerettet; darum ist nichts verloren. Legt die Waffen nieder und zeigt den einrückenden Waffenmännern, daß der Ordnungssinn, daß der wahre Heldenmut sich dem Unabwendbaren männlich fügt!“

Zugleich wurde Befehl gegeben, überall weiße Fahnen auszustrecken zur Beendigung der Feindseligkeiten.

Aber das Volk von Wien hatte nicht die geringste Macht mehr über sich selber. Jede Obrigkeit war vernichtet. Die Furie des Bruderkrieges schwang ihre blutige Fackel durch die Straßen.

Die Stadt war überfüllt von den Garden und den Flüchtlingen der Vorstädte. Die Trupps der Arbeiter und Legionäre begannen überall sich zu sammeln: an den Toren, vor dem Stephan, auf dem Platz am Hof, an der Burg, vor der Aula. Doch trotz dem allgemeinen Wunsch nach Beendigung des aussichtslosen Kampfes eilten noch immer da und dort Männer von Gruppe zu Gruppe, deren Worte Brand, deren Mahnung Feuer in das Pulverfaß der erhitzten Gemüter waren.

In dem großen Raum des Gasthauses zum „Egel“ am Wildbretmarkt versammelten sich an diesem Vormittag die Führer der Radikalen.

Vor der Tür des Versammlungszimmers standen zwei Bewaffnete, auf ihre Musketen gestützt — Mitglieder des demokratischen Freikorps, die heute nur bewährte Leute einließen. Die fortwährend ab- und zuströmende Menge wurde zurückgewiesen.

Um den mit Bierseideln und Weinflaschen bedeckten Mittelstisch saß und stand man in stürmischem Gedankenaustausch.

Der ‚somnambule Politiker‘, wie der Musiker Doktor Becher von seinen Freunden genannt wurde, antwortete kräftig und eindringlich auf die Einwendungen, die Robert Blum, ein untersehter Mann, ihm entgegenwarf.

Die dunklen Augen auf beide geheftet, sinnend und selbstvergessen, lehnte an Blums Stuhl sein Freund Julius Fröbel im schwarzen Samtrock, den Stürmer mit der wallenden Feder auf dem Kopf. Der schwächliche Zellineß stand zwischen mehreren Offizieren der Garde und der Arbeiterkompanien.

Robert Blum stemmte die breite Faust auf den Tisch.

„Sie sehen, das Philistertum, das in Wien leider noch ebenso mächtig ist wie im ganzen Deutschen Reich, hat den Kampf aufgegeben. Ihn fortsetzen, hieße Sie alle der Niedermekelung preisgeben und das teure Blut eines hochherzigen Volkes nutzlos opfern. Es wird ohnehin unsers ganzen Ansehens als Abgeordnete des Deutschen Reiches bedürfen, die Wiener vor der Tyrannei dieses Windischgrätz zu schützen.“

„Reden Sie keinen Unsinn, Blum!“ rief ihm ein Mann von etwa dreißig Jahren im Waffenrock der Garden zu, der eben ins Zimmer trat. „Mitgefangen, mitgehungen! — Fürst Windischgrätz ist nicht der Mann, sich einen Pfifferling um Ihr Parlament zu scheren!“

„Vergessen Sie nicht, daß ganz Deutschland hinter Herrn Blum und seinen Genossen steht, Herr von Sternau“, sagte Doktor Lazare.

Sternau warf einen kurzen Blick auf Lazare; dann trat er an den Tisch.

„Sollen die Beschlüsse von gestern denn noch einmal in Frage gestellt werden?“ fragte er heftig. „Lernen Sie doch endlich einsehen, daß nur der Widerstand bis zum letzten Blutstropfen uns bessere Bedingungen schaffen kann, oder uns wenigstens einen Tod mit Ehren finden lassen wird!“

„Wir wollen sterben, wie wir gelebt haben — als freie Männer!“ rief Becher begeistert.

„Landsleute meinigte werden kehren wieder mit erneuter Kraft, werden totschlagen Kaiserliche alle!“ schrie ein Ungar.

„Halten Sie Ihr Maul!“ brüllte der schwarzbärtige Legionär Deutsch den Hernalser Schuster an, der die Führerschaft der Garden seiner Vorstadt später mit dem Leben bezahlte. „Wenn Ihre ungarischen Verräter Wort gehalten hätten, säßen wir hier jetzt nicht in der Klemme!“

Horvath griff nach dem langen Schleppsäbel an seiner Seite.

„Wollen Sie beschimpfen Nation meinigte?“

Legionär Deutsch wiederholte sein beliebtes Spiel; er ließ den Hahn seines Terzerols knacken. Aber die tiefe Stimme Fröbels gebot dem Schimpfen der Männer und dem Kreischen der beiden anwesenden Weiber Ruhe.

„Sollen sich die Verteidiger der Völkerfreiheit untereinander anfallen wie die Bestien der Wildnis?“ fragte er mahnend.

„Deutsch hat recht!“ rief Zellinek. „Die Ungarn haben uns im Stich gelassen. Wo ist Pulszky? Wo der Graf Batthyany? Sie befinden sich in Sicherheit, und wir sollen für sie bluten!“

„Aus dem Blut allein erwächst die Freiheit!“ klang eine hallende Stimme. „Nieder mit jedem schwarzgelben Verräter, der von Übergabe spricht oder sich furchtsam verkriecht in der Stunde der Gefahr! Ich erspare Windischgrätz den Strick, wenn ich den Feigling Schütte finde!“

„Aber bedenken Sie, Haut!“ bat der Führer des demokratischen Freikorps, „Fenneberg selber sagt, daß längerer Widerstand unmöglich ist!“

„Wer wagt es, meinen Mann, den tapfersten Bürger der Freiheit, zu verleumden?“

Die Frau Fenner von Fenneberg sprang auf einen Stuhl und focht mit den Händen durch die Luft; der Kommandant der Kerntruppe, der wildesten, aber kühnsten Schar, schob den zagenden Chaisés beiseite.

„Jetzt heißt es nicht mehr beraten, sondern handeln! Kampf bis aufs Messer!“

Er riß das Fenster auf und schwenkte sein rotes Taschentuch hinaus.

Ein tausendstimmiges Hurra beantwortete das Zeichen. Männer, die nur darauf gewartet zu haben schienen, zerstreuten sich in die Straßen.

Ein ergrauter Schriftsteller trat an den Tisch der Abgeordneten und schlug mit der Faust auf, daß Gläser und Seidel klirrten.

„Wenn Sie aus Frankfurt hierhergekommen sind, um

in dem Augenblick von Übergabe zu sprechen, da die Freiheit ihren glorreichsten Kampf fechten soll, so hätten Sie bleiben sollen, wo Sie waren! Sie haben gestern dem Beschluß der Verteidigung bis zum letzten Blutstropfen zugestimmt. Er muß aufrechterhalten werden. Wenn wir fallen, wollen wir uns wenigstens eine Brandfackel anzünden, die durch ganz Europa leuchten soll!“

„Sie werden mich nie als Feigling finden, wo noch die geringste Aussicht auf Erfolg ist“, sagte der Leipziger Buchhändler trotzig. „Aber hier fehlt jede! General Bem hat mir noch heute morgen erklärt, daß die Stadt nicht vierundzwanzig Stunden mehr zu halten ist!“

„Zum Henker mit Bem! Er soll sich in ein Mauselloch verkriechen! Will er den Kampf nicht leiten, so brauchen wir ihn nicht! Ich schwöre Ihnen, wenn jeder seine Schuldigkeit tut, haben wir Windischgrätz mit seinen Kroaten wie eine Maus in der Falle! Kein einziger von den Hunden soll aus den engen Straßen entkommen!“

Ein betäubendes Geschrei auf dem Platz übertönte seine Worte. Die Tür wurde aufgerissen. Ein Mann im polnischen Schnürrock stürzte herein.

„Stößl¹ läßt die Geschütze von der Mörker Bastei abfahren!“ schrie er atemlos. „Das Volk hat sich widersetzt.“

„Fluch dem Verräter! — Schnell auf die Wula, Deutsch! Man muß die Geschütze zurückbringen! Nehmen Sie den Hund gefangen! Wagt er Widerstand, schießen Sie ihn nieder!“

Der Legionär eilte davon.

Lazare trat nahe an den Polen heran.

„Sagen Sie, daß Bem sich schlagen wird, oder alles ist verloren“, flüsterte er.

„Wo ist der General?“

„Ich verließ ihn am roten Turmtor. Er ordnet die Verteidigung!“

¹ Der Befehlshaber der Volksgarden-Artillerie.

„Nehmen Sie die vierte Kernkompanie, Zellineß, und sperren Sie den Gemeinderat ein! Wer es noch wagt, ein Gewehr abzuliefern oder eine weiße Fahne auszustrecken, wird auf der Stelle erschossen!“

Mehrere Legionäre und andre Bewaffnete stürmten ins Zimmer.

„Der Gemeinderat und das Oberkommando sind nach dem Landhaus geflüchtet!“

„Messenhauser läßt die Garden zusammentreten!“

„Das Volk zieht mit Pechkränzen zur Burg, man hat auf uns geschossen!“

„Man muß durch den Augustinergang eindringen! Nieder mit allen Verrätern!“

Der wilde Führer der Garden wandte sich an die beiden Abgeordneten.

„Die Stunde der Entscheidung hat geschlagen. Erklärt euch, Brüder, ob ihr mit uns seid oder wider uns!“

Robert Blum stand auf.

Der berühmte Demokrat, der vorhin einen Augenblick geschwankt und die Entschlossenheit der Wiener bezweifelt hatte, ließ sich anstecken von der steigenden Volksbegeisterung.

„Es ist zwölf Uhr vorüber. Die schwarzgelbe Fahne weht nicht vom Stephansturm. Ich nehme jetzt die Worte zurück, die ich im Ausschuß über die Wiener gesagt habe¹. Lassen Sie uns auf den Stephan gehen, Grüner, um zu sehen, wo der Feind steht!“

Hauß umarmte ihn.

„Wir werden siegen! Wir werden siegen! Es lebe die Freiheit! Tod allen Feiglingen!“

Lazare schob sich an einen Blusenmann mit wüstem, blatternarbigem Gesicht.

„Wenn Blum auf dem Stephansturm ist, sorgt, daß die Sturmglocke gezogen wird. Sie muß während des Kampfes ohne Aufhören in Bewegung bleiben!“

¹ Nach den Akten waren das Blums eigene Worte.

Der Blatternarbige nickte und verschwand.

„Laß die Ungarn los, tapferer Horvath — es werden sich doch noch einige Dolmanys und Mützen in deinen Schränken finden. Gräfin Törkyöny ist schwerkrank; ihr müßt euch heut selber helfen.“

Der Schuster nickte schlau.

„Ist sich alles bereit, zehn, zwanzig — zu Pferd und zu Fuß!“

Trommelwirbel über den Platz. Die Menge gab unter Geschrei und Hurra eine Gasse frei. Ein seltsamer Frauenzug nahte; an der Spitze, hoch zu Roß, eine hagere, männlichknöchige Frau — Karoline Perrin, geborene Pasqualati, einen blanken Säbel in der Hand. Der Zug hielt vor dem Haus, und Karoline Perrin hob die Hand. Sofort wurde es still.

„Ich komme im Namen der freien Frauen Wiens, um die Aufstellung der Guillotine zu fordern! Allen Schwarzelben müssen die verräterischen Köpfe abgeschlagen werden!“

Gellendes Geschrei der versammelten bewaffneten Masse antwortete.

Hauß trat ans Fenster.

„Brüder im Leben und im Tod!“ tönte seine tiefe, grollende Stimme. „Der Augenblick ist gekommen, da der Verrat uns zwingt, gegen die Feinde von außen und innen zu kämpfen. Wer jetzt zurückweicht, verdient, ein Knecht zu sein! — Auf die Wälle, Brüder, unsre Freiheit zu verteidigen! — Zwingt die Verräter, mit uns zu kämpfen! Wo ihr einen Mann trifft, der die Hände in den Schoß zu legen wagt in dieser großen Stunde, reißt ihn hervor und stellt ihn den Kugeln der kroatischen Räuber entgegen! Die Volksgarden haben uns verlassen; Messenhauser ist ein Feigling; aber wir stehen zu euch! Laßt Alarm durch die Straßen schlagen, sammelt euch an den bestimmten Plätzen! Die große Stunde der Vernichtung eurer Feinde ist nahe!“

„Es lebe die Freiheit!“

„Es lebe Hauf!“

Die begeisterten Rufe donnerten über den Platz; Trommeln rasselten durch die Straßen.

Aus den Kaffeewirtschaften und Häusern wurden die Männer mit Gewalt herausgeholt und auf die Wälle getrieben. Leidenschaft, Haß und Rachgier befriedigten um die Wette ihre Gelüste in der unglücklichen Stadt.

Haufen um Haufen zogen zur Burg, zum Stadthaus, nach der Kapuzinerkirche, um die Särge der Kaisergruft zu beschimpfen, bedrohten die Paläste der reichen Familien mit Brand und Plünderung.

Im Zeughaus verlangten die Männer die Waffen wieder; Legionäre zogen zur Staatsdruckerei, um das Gebäude anzuzünden, weil der Gemeinderat dort die Bekanntmachungen des Feldmarschalls hatte drucken lassen. In der Aula tagte unter Redl wieder das Studentenkorps. Ins Oberkommando in der Stallburg drang man mit großen Nägeln und Stricken. Man verlangte nach Messenhauser und siebzehn andern Offizieren der bürgerlichen Garden.

„Laßt sie hängen!“

„An die Laterne!“

Männer zu Pferd in ungarischer Tracht sprengten durch die Straßen; andre, als polnische Lanziers gekleidet, mengten sich unter die Haufen.

„Die Ungarn sind da! Die Ungarn kehren zurück!“ schrien sie.

Die Aufregung, der Wirrwarr waren unbeschreiblich. An vielen Stellen gerieten, mißtrauisch infolge der wiederholten Täuschung, die Gemäßigten, die die Übergabe aufrechterhalten wollten, in Streit mit den Radikalen. Nur mit Mühe vermochte die aus der Dienerschaft der Hofburg gebildete Feuerwache, mit Unterstützung einiger Stadtgarden, unter Führung Jablonowskis, die kaiserliche Burg

mit ihren kostbaren Sammlungen vor der Brandstiftung zu retten.

Hauß wandte sich zu dem Mann, der die Nachricht von der Mölker-Bastei gebracht hatte.

„Lassen Sie zwei Geschütze am Stephansplatz so aufstellen, daß sie die Kärntner und Rote-Turm-Straße bestreichen und mit Kartätschen auf die Verräter feuern, wenn sie uns hindern wollen, die Stadt bis auf den letzten Mann zu verteidigen. — Wo finde ich Bemb?“

„Ich habe den General an der griechischen Kirche verlassen. Die polnische Legion ist bei ihm.“

„Ich muß zu ihm! — Lazare! Lassen Sie hier den Eifer nicht abkühlen! Nehmen Sie Ihre Pistolen! Stellen Sie sich an die Aufgangstür des Stephansturms und töten Sie jeden, der es wagt, die schwarzgelbe Fahne hinaufzutragen!“

„Wer gibt hier Befehle gegen die gefaßten Beschlüsse?“
Klang jäh eine heisere Stimme.

Alle wandten sich um. Fenner von Fenneberg, der Oberbefehlshaber, mit dem die Radikalen am Tag zuvor Messenhauser ersetzt hatten, stand im Zimmer.

Sein Gesicht war schlaff und bleich, die glühenden Augen krankhaft hohl.

Er warf sich auf einen Sitz; seine Frau hängte sich besorgt an seinen Hals.

„Es ist alles aus“, sagte er dumpf. „Ich komm’ aus dem Landhaus. Der Gemeinderat hat eine neue Abordnung zum Fürsten Windischgrätz geschickt und das Einrücken der Soldateska verlangt.“

„Fluch den Verrätern! Aber noch steht das Volk zu uns!“

„Für die Freiheit leben ist größer, als tollkühn unsre Zwecke durch uns und mit uns vernichten. Wir haben die Ehre gerettet. Darum ist nichts verloren!“ wiederholte Fenner von Fenneberg den Satz aus dem Aufruf.

„Nur Memmen können so sprechen!“ schrie Hauß. „Die

guten Wälle und die Waffen sind in unsern Händen! Ermanne dich, Fenneberg! Alle Befehle sind schon gegeben! Die Tyrannenknechte werden ihr Grab in Wien finden!“

„Es ist vergebens. Aber ich kann wenigstens mit euch sterben!“

Er umarmte seine Frau.

„Eile nach Haus“, flüsterte er ihr zu. „Halte Arbeiterkleider und Perücken bereit. In einer Viertelstunde bin ich bei dir; es ist kein Augenblick zu verlieren, wenn wir uns retten wollen.“

Lazare hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. Seine Aufmerksamkeit wurde jedoch durch Hauf abgelenkt, der ihm ein Blatt Papier reichte.

„Die Fünfhäuser Volksgarden sind treu. Sie müssen das äußere Burgtor bis zum letzten Mann halten im Fall eines Angriffs. Die Mobilien sollen sie unterstützen. — Schreiben Sie den Befehl an die vierte Abteilung.“

Die Feder flog über das Blatt, rasch und sicher, als schriebe sie nicht den Verrat — in zweideutigen Ausdrücken das Gegenteil von dem, was der Führer der Mobilien soeben befohlen hatte...

Hauf unterzeichnete das Geschriebene, ohne auch nur hinzusehen, indes er rechts und links noch andre Befehle für eine verzweifelte Verteidigung der Stadt erteilte.

Becher kehrte in diesem Augenblick von einem kurzen Gang zurück mit einem Schreiben in der Hand und übergab es Fenneberg. Es kam aus dem Landhaus und bestätigte, daß der Gemeinderat eine neue Abordnung an den Fürsten gesandt habe mit der Bitte, so schnell wie möglich einzurücken. In der Stadt sei kein Mensch mehr seines Lebens sicher vor der bewaffneten und gereizten Menge.

Fenneberg reichte es Hauf.

Zugleich lief Nachricht von der Aula ein: am Stuben- und Roten-Turm-Tor stellten sich Truppenmassen auf dem ‚Glacis‘ und vor der Brücke auf.

Vom Stephan begann in dröhnendem Schwingen die Sturmglocke zu heulen. Auf dem Markt rasselten die Trommeln. Flintenschüsse mischten sich in das tobende Geschrei.

„Die Kroaten greifen die Stadt an!“

„Zu den Waffen!“

Hauß packte den bisherigen Oberbefehlshaber an der Schulter.

„Zum letztenmal, Fenneberg — willst du uns führen?“

„Tut, was ihr wollt — ich geh zum Landhaus!“

Nach einer vertraulichen Unterredung mit seinem Freund Becher verließ er den „Igel“. Man sah ihn nicht wieder. — Im Hauptbüro ließ er sich falsche Pässe geben, schnitt sich mit einer Papierschere den Bart ab und entkam am andern Tag. Er ließ sich in einem Backtrog, in dem Teig über ihn geschlagen war, über die Grenze hinaustragen.

Das große Schankzimmer des „Igels“ war jetzt leer. Draußen auf den Straßen kämpfte Bruder gegen Bruder.

Einen Augenblick stand Doktor Lazare, die Hand auf den Tisch gestützt, auf dem er eben den falschen Befehl geschrieben hatte, und überlegte.

Ein spöttisches Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Es ist zu spät, ihr Toren!“ murmelte er vor sich hin.

„Ich brauche euer Verderben.“

Schnell verließ er das Haus und drängte sich durch die tobende Menge.

In einem Durchgang, in der Nähe des Hofes, kam ihm eine Frau in einer Arbeiterbluse entgegen, den Hut tief herabgeschlagen, eine Flinte auf der Schulter. Er wollte an ihr vorüber. Eine Hand hielt ihn fest.

„Teremtete! — Die Verkleidung muß wirklich gut sein, wenn selbst Freunde mich nicht erkennen!“

„Martha! Das ist ein Glück! Ich suchte dich eben.“

„Nun, da hast du mich! — Wie stehen die Sachen?“

Lazare lachte lautlos.

„Sie laufen wie die tollen Hunde in ihr Verderben. Fenneberg sucht sich zu drücken, aber Hauß, Zellinek, Becher und die Frankfurter bleiben bei dem Plan der Mausefalle. Bemm hält sich zurück; ich weiß nicht, was er tun wird. Darum muß es an der Burg zu einem Zusammenstoß kommen. Ich werde dafür sorgen, daß der Widerstand nicht groß ist. Ein bißchen Mordbrennerei wird nicht schaden, das Verdienst ist dann desto größer.“

„Hab' ich eine Rolle?“

„Du könntest eine übernehmen. In fünfzehn Minuten werden die Garden vom Burgplatz abziehen. Halte dich auf dem Wall und Sorge, daß auf den ersten Unterhändler geschossen wird.“

„Das übernehme ich selber. — Und dann?“

„Sind die Papiere in Sicherheit?“

„Vollkommen!“

„Hast du die weißen Fahnen bereit?“

„Marosch wird sie ausstecken, sobald der erste Soldat in der Stadt ist.“

„Warum nicht du selber, wie wir es verabredet haben?“

„Höre — spiele kein doppeltes Spiel mit mir!“ drohte die Gräfin. „Es könnte dir schlecht bekommen. Du weißt, daß wir beide nicht schlimmer sein können, als wir's einander zutrauen. Ich habe beschlossen, bei dir zu bleiben!“

„Unsinn, Martha! Dich, als Frau unter deinen Dienern, wird niemand beleidigen. Mir aber kann der Schutz der Generale erst morgen nützen, wenn die Truppen die ganze Stadt besetzt haben. Ich bleibe in der geheimen Wohnung im Hinterhaus am Durchgang!“

„Wo du die Kleine versteckt hältst?“

„Ja. Ich habe Kleider dorthin gebracht und werde mich morgen verborgen halten.“

„Wie heißt das Mädel doch?“

„Mandl.“

„Richtig — Mandl. Na, das ist die beste Rache an dem alten Tiroler. Ich kenne diese eingebildeten Burschen! — Ist sie schon zahm, mein Freund?“

Lazare pfiff durch die Zähne.

„Ich denke, der Schrecken heut tut mehr als Gewalt und Überredung!“

Unter dem französisch geführten Gespräch schritten sie über den Kornmarkt nach der Burg. An dem Platz, der diese vom äußeren Burgtor trennt, zauderten sie.

Dort und auf den Wällen lagerte eine starke Abteilung der Fünfhäuser Volksgarden und der Mobilgarden. Sie arbeiteten eifrig daran, das Tor von innen mit Quadersteinen zu verbarrikadieren. Stadtgarden, Hofbediente und Umwohner, Männer, Kinder und Frauen standen erregt herum, besorgt wegen der nächsten Ereignisse. Unaufhörlich kamen Leute aus der Stadt und verbreiteten durch ihre Nachrichten von der Hatz und dem Gemetzel, das an der Donauseite begonnen haben sollte, Furcht und Entsetzen.

Auch die Garden hatten die Ruhe verloren. Sie warteten auf Befehle vom Oberkommando, das Tor zu übergeben oder ihren Kameraden zu Hilfe zu ziehen.

„Es ist Zeit, Martha!“ raunte Lazare. „Ruhe und Besonnenheit! Heut abend spätestens sehen wir uns wieder!“

Sie warf ihm einen kurzen bedeutsamen Blick zu und eilte über den Platz.

Lazare zog sich nach den Gebäuden der Burg zurück. Nach wenigen Schritten hatte er gefunden, was er suchte: einen Mobilen, mit dem er die Depesche an den Führer der Abteilung sandte.

Unter Trommelschlag führte die Abteilung der Mobilgarden den Befehl des bekannten Leiters aus und verließ den Platz. Die Fünfhäuser schlossen sich ihnen an.

Der Platz war kaum geräumt; nur die Torwache verharrte noch, als schon aus der Burg die Platzoffiziere von Heidt und Möser mit mehreren Volksgarden und Burg-

beamten herauseilten und dem Wachtmeister Prohaska halfen, die Steinbarrikade vor dem Tor wegzuräumen.

In diesem Augenblick fiel vom Tor herab ein Schuß. Wildes Geschrei schrillte auf.

Das ist die Gräfin! dachte Lazare. Aber zum Henker — die Schurken werden das Tor öffnen, ehe es noch zum Zusammenstoß kommt!

Er lief dem Kohlmarkt zu.

„Verrat! Verrat! — Die Bürger übergeben das Burgtor!“

Der Ruf ging ihm mit Blitzesschnelle voran. Arbeiter, Garden, Gesindel mit Waffen stürzten unter Fluchen und Geschrei nach der bedrohten Gegend. Die Bürger waren dort schon mit den wenigen zur Bedienung der Geschütze rechts und links auf der Bastei zurückgebliebenen Mobilen handgemein geworden und hatten sie vertrieben oder entwaffnet.

Bei den Augustinern traf Lazare auf eine starke Abteilung der Mobilen. Geführt von einem Legionär, führte sie zwei Kanonen mit sich.

Lazare kannte den Führer; er hatte ihn oft in der Umgebung Blums und der andern Mitglieder der Nationalversammlung gesehen, mit denen er von Frankfurt gekommen war.

Der Führer trug die Kleidung der Legionäre und die Binde und Schärpe eines Offiziers. Im Augarten und an der Landstraßenbrücke hatte er mit Robert Blum unter den Kerntruppen mit großer Kaltblütigkeit gefochten und eine Todesverachtung bewiesen, die fast zum Glauben verleitete, er suche den Tod. Das hatte ihm unter dem Volk, das wirklich kämpfte und sein Blut opferte, hohes Ansehen verschafft.

Diesem eilte Lazare entgegen.

„Hierher, Herr Meißner¹! Zum Burgtor! Man verrät die Stadt!“

Meißner packte ihn am Arm.

¹ Siehe auch die Bände „1848“, „Im Hexenkessel“ und „Der Gang nach Villafranca“.

„Was ist denn geschehn? — Haben Sie Hauptmann Blum gesehen?“

„Die Volksgarden haben durch Verrat ihren Posten am Burgtor verlassen! Die Bürger und Feiglinge tragen die Barrikade ab und wollen den Soldaten die Tore öffnen! Nur Blum mit wenigen Mobilien hält den Posten noch gegen die Übermacht! Wiens Rettung liegt in Ihren Händen! Ich hole Verstärkung!“

Rudolf Meißner schwenkte den Säbel.

„Vorwärts, Kameraden! — Vorwärts, Kanoniere! — Es lebe die Freiheit!“

Von hundert Händen gezogen, rasselten die beiden Geschütze über das Pflaster. Die Schar stürmte voran über die Augustiner-Bastei.

Die Barrikade war schon zerstört. Eben wurde das Tor geöffnet. Zugleich eilten der Platzoffizier Möser und der Volksgardist Löffland, eine weiße Fahne schwenkend, mit etwa zehn Burgwächtern hinaus. Ein tolles Gewühl entstand innerhalb des Tors. Man schrie, man brüllte.

„Es lebe der Kaiser!“

„Nieder mit den Radikalen!“

„Halt! Feuer auf die Verräter!“

Ein Kugelregen pfiff in die Gruppen am Tor. Wie Spreu stoben sie auseinander.

Schon war Meißner mit den Seinen an der Stelle. Einen Augenblick währte der Kampf auf den Treppen; dann waren die Bürger geworfen. Zwanzig Hände schmetterten den schweren Torflügel wieder ins Schloß und hängten die Ketten und Stangen ein. Mit Gedankenschnelle häuften sich aufs neue die Quadern zum steinernen Wall hinter den dicken Planken. Der Verbau war wieder errichtet.

Von den Wällen knallten Flintensalven gegen das Militär. Noch einmal war das grimmige Gespenst des Bürgerkampfes in all seiner Wut heraufbeschworen...

Das letzte Ringen

General Karger mit seinem Stab hielt auf den Laimgruben. Die Artillerie war hinter den kaiserlichen Stallungen und dem Spittelberg aufgefahren; die Truppen standen, Gewehr bei Fuß, vor den Stallungen; zunächst die Grenzregimenter, weiter in der Vorstadt, verdeckt von den Häusern, die unterstützenden Truppen. Zahllose Zuschauer füllten im Hintergrund die nach Mariahilf und Spittelberg führenden Straßen.

Die Offiziere, ungeduldig auf den Befehl zum Angriff oder Einmarsch, standen, die Uhr in der Hand, vor ihren Kompanien.

Der alte Boghitschewitsch tätschelte dem Knaben Otto von Röbel¹, der sich zu ihm hielt, auf den Kopf.

„Schau, kleiner Prussian, werden auf tun sogleich das Tor vor Kaisers Majestät. Wirst du schön goldige Dinge sehen in Kaisers Stadt, wie in der ganzigten Welt nirgends niemals!“

Otto von Röbel hielt seine Flinte im Arm.

„Schade“, sagte er, „daß sie nicht mehr Mut haben! Ich hätte gern noch einmal mitgemacht, eh' mich der Fürst wieder nach Berlin in die Schule schickt! Du besuchst mich doch da, Alter?“

„Werd' ich kommen, wenn ich Krieg' Urlaub. Weiß schon, werden wir uns wiedersehen. Kleiner Finger meinigte hat mir's gesagt. Paß auf, Junker — da reitet einer zum Tor! General befiehlt, daß sie sollen aufmachen.“

Auf der Höhe des Tores wurde jetzt eine weiße Fahne

¹ Vergleiche die Bände „1848“, „Im Hexenkessel“ und „Der Gang nach Villafranca“.

entrollt; von der Laimgrube her jagte, von einem Trompeter gefolgt, ein Husarenoffizier an den Ottochanern vorüber. Der Pelz flog im Wind, als er über die Rieswege des „Glacis“ und das Halbrund des Platzes sprengte. Vor dem Tor zügelte er den schönen Rappen.

„Trompeter, blasen!“

Der Hornruf schmetterte durch die Luft. Er war nicht nötig. Zwanzig Köpfe schauten über die Brustwehr, mit grimmiger Drohung oder mit freudigem Gruß.

„Im Namen Seiner Majestät des Kaisers und auf Befehl Seiner Durchlaucht des Feldmarschalls Fürsten Windischgrätz fordere ich die sofortige Öffnung des Tores zum Einmarsch der kaiserlich-königlichen Truppen nach der Bestimmung der abgeschlossenen Übergabeverhandlungen!“

Die kräftigen Worte des Unterhändlers schallten herüber auf die Bastion. Ein Freudengeschrei erwiderte. Das Tor begann sich in seinen schweren Angeln zu drehen. Ein Offizier der Volksgarde trat heraus, von mehreren Personen begleitet, und schritt, sein Taschentuch schwenkend, auf den Offizier zu — es war Löffland.

„Nimm das zum Andenken an die Wiener!“

• Ein Flintenschuß knallte vom Bollwerk.

„Zu das Tor, Kameraden! — Ein Lump, der von Übergabe spricht, solange wir kämpfen können!“

„Hunde, falschte!“ fluchte der Seressaner. „Haben auf Unterhändler unsrigten geschossen! Wissen nix von Kriegsbrauch! Muß man abschneiden Kopf ihrigten!“

Dem Husarenoffizier hatte die Kugel die Mütze vom Kopf gerissen. Er drohte mit der unbewaffneten Hand gegen das Tor; dann warf er das bäumende Pferd herum und jagte mit seinem Begleiter davon. Flintenschüsse fegten hinter ihm drein, doch ohne ihn zu treffen. Auf dem Tor und den Bastionen drängten sich Gestalten; aus den Reihen der Soldaten brach ein allgemeiner Schrei der Entzückung und empfing die Rückkehrenden.

Die Generale Karger und Hartlieb kamen aus der Laimgrube; der neue Treubruch war offen vor den Augen der Truppen verübt worden. Die Zeit der Unterhandlung, der Gnade war vorüber. Der Wink Lazares in der vergangenen Nacht hatte sich als zuverlässig bestätigt.

Für diesen Fall waren die Befehle des Fürsten Windischgrätz knapp und bestimmt.

Die Adjutanten rasten zurück, noch ehe der Unterhändler die Generale erreichte, nach der Stiftgasse, der Ingenieurschule, dem Spittelberg; wie mit einem Zauberschlag entwickelten sich die Truppen. Mit donnerndem Geprassel flog eine schwere Feldbatterie an den Stallgebäuden vorüber und proßte im Mittelgang des „Glacis“ ab, dem Tor gegenüber. Die Artilleristen sprangen von den Pferden. Die Geschütze waren im Nu gekehrt. Kanoniere mit brennenden Lunten standen daneben.

„Feuer!“

Die Zwölfpfänder, der erste, zweite, dritte, krachten nacheinander. Die Geschosse furrten gegen das Tor. Das Geschütz der Bastionen antwortete; auch vom Kärntner Tor her donnerte jetzt Artilleriefeuer. Ein Bataillon Jäger ging plänkeld vor und bestrich die Wälle; der Offizier, der in der Nacht vorher vom Feldmarschall mit der Ernennung zum Kapitänleutnant belohnt worden, war trotz der Verwundung mitten unter ihnen.

Es war dem aus dem Tor geflüchteten Volksgardisten Löffland gelungen, bis zu General Karger vorzudringen. Er beschwor ihn, das Artilleriefeuer einstellen zu lassen; das Tor werde nur von wenigen Mobilen verteidigt, und die Gutsgefinnten würden diese gewiß bald entwaffnen. General Karger gab nach. Das Feuer schwieg. Ein Bataillon Kaiser-Infanterie, unter Major Rath, und die Ottochaner Grenzer, unter Major Wimmer, traten zur Sturmkolonne an.

„Leb wohl, Kumiä!“ flüsterte Illés, der Liebste des hübschen Seressaner Mädchens.

„Jesus, mein Heiland, schütze dich...!“

Die beiden Mädchen Marina und Rumria wurden von den Offizieren zurückgetrieben. Die Pioniere setzten sich an die Spitze, der Offizier hielt auf Befehl des Generals neben sich den Volksgardisten Löffland.

Zwei Salven der Geschütze rechts und links; im Pulverdampf eilten die Pioniere über den Platz. Ihre Artschläge donnerten gegen das Tor; aber die starken, eisenbeschlagenen Bohlen leisteten Widerstand.

„Geh zurück, Bursch!“ drängte Boghitschewitsch den jungen Röbel. „Ist sich Werk für Männer! Ist Gefahr großigte!“

Die Sereffaner und Jäger machten von der kleinsten Deckung Gebrauch und krochen über das „Glacis“; überall bligten die Flintenschüsse auf gegen die Verteidiger der Wälle. Wenn die Kartätschen von den Bastionen über den Platz fegten, warfen sie sich auf den Boden.

Der junge Röbel hielt sich mitten zwischen den Rotmänteln, immer bei seinem alten Beschützer. Bald schoß er, auf dem Knie hockend, seine Flinte auf den Wall ab, bald lag er am Boden, vorsichtig, wie der älteste Soldat, und lud sie. Die starke Hand des Alten riß ihn nieder.

„Schaust nit, Bub' vermaledeitigter, daß sie feuern die Kanonen hierher?“

Es war die höchste Zeit. Über die am Boden Liegenden rasselte der Kartätschenhagel. Eine Kugel zerriß den roten Mantel des Sereffaners.

„Vorwärts!“

Sie sprangen wohl fünfzig Schritt der Bastion über dem Turm näher, ehe sie wieder Deckung suchten.

„Hab' ich schon lang gesehn den Kerl da“, sagte der Alte und hob bedächtig sein Gewehr. „Ist sich ein rasender Hund, Feind Kaisers unsrigten! Ist sicher der Aul, oder tausend Schock Teufel sollen haben den Leib meinigten! Werd' ich ihn treffen wie den Wolf in dem...!“

Die lange Flinte lag im Anschlag. In diesem Augenblick fiel Ottos Blick durch die Lücke des Pulverdampfes auf den Mann drüben auf der Bastion, den sich der alte Ceresjaner zum Ziel gewählt.

„Barmherziger Gott! Rudolf!“

Otto schlug dem Alten die Flinte nieder.

„Ist sich der Knab' toll? Hatt' ich den Kerl so schön vor Rohr! Hat alte Boghitschewitsch niemals nicht gefehlt!“

„Ich kenne den da — er ist unschuldig! Er hat meinem Vater das Leben gerettet!“ fleuchte Otto bittend. Große Tränen rollten ihm über die Wangen.

„Na, na, mag laufen! Wirst aber werden schlechter Soldat, wenn fragst nach Freund und Verwandt'! Würd' ich schießen immer, wenn er wär' ein Feind vom Kaiser!“

Auf den Rat des Volksgardisten Löffland waren die Pioniere jetzt wieder vom Tor zurückgezogen worden. Ihre Anstrengungen schienen vergeblich. Unter den Schüssen der Belagerten waren schon mehrere gefallen. Die schweren Zwölfpfünder am Eingang des Platzes krachten jetzt aufs neue gegen das Tor, um es zu sprengen.

Der Donner der Geschütze erschütterte die Erde. Granaten, Vollkugeln, Brandraketen regneten ohne Unterlaß und ohne Schonung gegen die Stadt. Kartätschen und Musketenfeuer überschütteten die Verteidiger der Wälle.

Der Kampf dauerte schon anderthalb Stunden. Vom Stephansdom heulte durch das Brüllen der Geschütze und das Toben des Kampfes unaufhörlich die eiserne Zunge der Sturmglocke.

„Feuer! — Feuer!“

Über den Wall hinweg, an zwei, drei Stellen, aus der Kuppel der Hofbücherei gegen das Naturalienkabinett hin, vom Augustinerturm und dem Kolowratschen Palais stiegen Flammensäulen auf und mehrten die Verwirrung und die Not der Bürger. Vergebens versuchten die Bürger-

wachen und die Burgbedienten das Feuer im Kaiserpalast zu bewältigen, die Mobilen selber führten die Kanonen gegen die Burg; Leute in Kalabresern schleuderten Pechfränze auf das Dach der Bücherei. Wie aufopfernd auch die Wachtleute und Bürgergarden unter ihren Führern Untersteiner und Möraus am Löschen arbeiteten, die furchtbare Beschießung verhinderte alles. Auf dem Michaelsplatz wurden die Helfenden von dem aufgeregten Volk, als sie die Spritzen holen wollten, mit Flintenschüssen zurückgetrieben.

Die Generale hielten jetzt hinter den Batterien. Ein Adjutant des Feldmarschalls brachte Befehl: Angriff!

Es war kurz vor fünf Uhr.

„Das Feuer der Rebellen wird schwächer!“ meldete ein Offizier. „Die Zahl der Feinde auf den Bollwerken hat sich seit zehn Minuten bedeutend verringert. Sie scheinen uneinig zu sein und zu flüchten.“

„Sehen Euer Exzellenz dort hinüber — da auf dem Hauptflügel der Burg!“

Der Befehlshaber richtete das Glas dorthin.

„Eine weiße Fahne! Ich sehe sie deutlich!“

Ein Offizier trat vor.

„Meldung, die Bresche des Tors ist gangbar!“

Die Generale berieten kurz.

„Es muß ein Ende gemacht werden!“ befahl General Hartlieb. „Die Truppen, die vorhin zum Sturm befohlen waren, treten wieder an! Die Pioniere mit den Leitern voran!“

„Vom Tor weht eine weiße Fahne!“

In der Tat hatte der Burginspektor Wagner, als letztes Mittel zur Rettung des kaiserlichen Palastes und seiner Kunstschätze, es trotz der furchtbaren Gefahr gewagt, eine weiße Fahne zuerst auf dem Dach und dann, da er fürchtete, daß sie wegen der eintretenden Dämmerung nicht gesehen werden könne, auf dem Tor zu hissen.

Aber rechts und links wurde noch gekämpft und weiter auf die Truppen gefeuert; eine Anzahl entschlossener und verzweifelter Männer, unter der Führung des Berliner Studenten Rudolf Meißner — ihnen allen voran —, hielt noch stand. Mit jedem Augenblick flüchteten aber mehr, und schon die Hälfte der Geschütze konnte nicht mehr bedient werden.

General Karger sprengte vor und hob den Hut.

„Vorwärts! Der Augenblick ist da! Es lebe der Kaiser!“

Trommeln wirbelten im kurzen Sturm Schlag.

„Vorwärts!“

„Zivio! Zivio!“

„Hurra!“

Im Nu war der Platz vor dem Tor durchrannt.

Schwache Schüsse knallten von den Bastionen.

Artschläge donnerten ans Tor.

Es sank.

Mit Händen und Füßen klammerten die Stürmer sich fest und schwärmten von allen Seiten auf die Wälle.

„Zivio! Zivio!“

Wie die Teufel stürzten die braunen Gestalten der Ottochaner in das Tor, über die Holz- und Steintrümmer. Schüsse, Geschrei, wilde Flüche...

Der Widerstand auf Bastion und Tor war nur kurz; pulvergeschwärzt, verwundet, schreiend flohen die Mobilien in die innere Stadt.

Zehn Minuten — das Tor war in den Händen der Kaiserlichen. Unter Trommelschlag rückte durch die vollends gesprengte Pforte Kaiser-Infanterie und besetzte rechts und links die Wälle.

Auf dem innern Platz hielten die Majore Wimmel und Rath, um die Eindringenden zu ordnen. Die Spitze der Ottochaner mit den Seressanern und Jäger verfolgten den Feind im Schein der brennenden Gebäude um die Burg her, nach dem Kohlmarkt und der Fregung.

Lücher wehten aus den Fenstern.

„Es lebe der Kaiser!“

„Willkommen!“

„Hurra!“

„Zivio! Zivio!“

Männer und Frauen stürzten aus den Türen, umarmten die wilden Grenzsoldaten und brachten ihnen Getränke.

Auf einzelnen Plätzen schlug sich noch hin und wieder ein kleiner Haufe, ein vereinzelter, verzweifelter Kämpfer der Freiheit — mutig bis zum Tod.

„Nix Pardon! Nix Pardon!“

„Aula muß lassen Kopf!“

Grauensvolle Auftritte! — Wie der Wilde den Skalp, so forderte der zur viehischen Wut gereizte rohe Krieger der wilden Grenze das Leben, den Kopf seines Feindes für die lange Entbehrung und das harte Leben der Feldlager.

„Halt still, Jüngelchen! Fürcht' dich nit!“

Auf der Steinbank eines Hauses saß ein grimmiger Sereffaner, den Mantel zurückgeschlagen, das lange Messer in der Faust. Neben ihm, unter ihm, von den Flintenkolben und Säbeln seiner Gefährten festgehalten, blutend, verwundet, das Entsetzen des Todes in den bleichen, feuchten Gesichtern, drei Männer: zwei davon im Waffenrock der Aula — Gefangene, die man eben nach wildem Kampf im Flur eines Hauses gemacht.

Der Sereffaner preßte den hilflosen Körper des Jünglings zwischen seinen Knien und zog seinen Kopf an den langen Haaren zurück. Der junge Mensch wehrte sich mit der letzten Kraft der Verzweiflung.

„Erbarmen! Erbarmen! ...“

„Müssen alle sterben! Kaiser muß Aula haben. Tut nix weh!“

„Mutter — Mutter ...“

Der Ruf erstarb unter einem Strom von Blut.

Der Sereffaner hatte ihm die breite Klinge dicht unter dem Ohr hineingestoßen und säbelte ihm langsam nach türkischer Art den Kopf ab, als habe er einen toten Hammel vor sich.

Der Mörder — und doch war er in seinen eigenen Augen nur ein guter und treuer Soldat, dem, nach den Begriffen seiner Heimat, ein Feindesleben nicht die geringste Berechtigung hatte — ließ den Körper fallen und legte den Kopf neben sich.

Dann sah er nach seinen beiden andern Opfern.

Das eine, der Student, die Offiziersbinde der Kerntruppe noch um die Schultern geschlungen, lag am Ende der Bank. Sein bleiches Gesicht war aus einer Wunde am Kopf mit Blut befleckt; die blonden Haare klebten feucht zusammen. Trotz dieser Wunde war seine Verteidigung im Hausflur so wütend, so zäh gewesen, daß ihm die Sieger mit einem Riemen die Arme fest um den Leib gebunden hatten. Er lag da, hilflos, den furchtbaren Tod vor Augen, die Zähne in stummer Erbitterung aufeinandergebissen — Rudolf Meißner.

„Immer mehr Mula! Müssen alle sterben für Undank an Kaiser!“

Der Sereffaner langte nach ihm.

Der dritte Gefangene verstand die Gebärde falsch. Mit einem gewaltigen Ruck schleuderte er die Füße der Rockmäntel von sich, bäumte sich hoch und warf sich, noch halb auf den Knien, wie ein wildes Tier mit Nägeln und Zähnen auf den verrohten Schlächter. Es war ein gedrungener, untersehter Mensch von vielleicht vierzig Jahren, mit rötlichem Bart, seiner Kleidung nach aus dem Arbeiterstand, der gleiche, der die weiße Fahne von der Torbastei gerissen hatte.

Wie ein Knäuel verkrampften sich die Ringenden und wälzten sich auf dem blutenden Leichnam. Viermal erhob sich der Wiener, aus zehn Wunden blutend; denn die

Sereffaner hieben und stießen nach ihm, ohne zu sehen, ob sie sich selber verwundeten. — Mit den Zähnen hatte er sich in seinen Feind verbissen und würgte ihn mit den Händen, bis der grobe Schlag eines Säbelgriffs ihm die Hirnschale zerschmetterte.

„Kroatenhunde, Tyrannenknechte, Fluch! Die Freiheit, die Frei...“

Der Blutstrom aus seinem Mund zerschnitt das Wort, für das er gestorben; ein Stöhnen, ein Zucken der zerfleischten Glieder, starr und grauig, als drohten sie noch im Tod dem Feinde Rache, klappten die Augen.

„Entsetzlich! — Macht ein Ende, Henkersknechte! Mordet auch mich!“ stöhnte Meißner.

Einige Augenblicke, schnaufend von der Blutarbeit, standen die wilden Kerle und stützten sich auf die triefenden Waffen, die Augen in funkelndem Triumph auf die beiden Leichen gerichtet.

Meißner hob noch einmal den blutenden Kopf.

„Mörder!“

Die blutdürstigen Augen der Sereffaner richteten sich auf das dritte Opfer. Jene furchtbare Lust und Gier, die das vergossene Blut erweckt, erwachte von neuem zu unwiderstehlicher Gewalt.

„Hund von Aul! Muß Kopf ab!“

Zwei der Sereffaner faßten ihn und rissen ihn auf. Der blutige Henker, gereizt vom eignen Blut, hob das Schlachtmesser...

„Die Freiheit!“

Ein Schlag auf den Arm des Sereffaners schleuderte das Messer aus der Hand. Ein Knabe stand drohend vor dem vertierten Grenzer. Otto von Köbel war mit Boghitschewitsch und einer neuen Schar die Straße heraufgekommen und warf sich nun vor den bedrohten Freund.

„Zurück! Rührt ihn nicht an! — Ich töte jeden, der ihm naht!“

Die Flinte, die er seit dem Erkennen des Jugendfreundes unter den Kämpfenden der Bastion nicht wieder abgefeuert hatte, lag im Anschlag. Der Knabe hatte dem alten Boghitschewitsch von dem Landsmann erzählt: daß er ein Freund seiner Familie sei — daß er Eltern und Schwester aus den Händen der Aufständischen in Frankfurt gerettet habe. Und er gewann ihn mit der Erklärung, daß Meißner nur durch Zufall nach Wien und unter die Feinde des Kaisers geraten sein könne.

„Is kein Hund falschigter — is Freund von Freund meinigtem!“

Dann befahl er den Seressanern auf Kroatisch, von Meißner abzulassen. Sein Ansehen war groß; trotz der Mordgier gaben die wilden Kerle ihn frei.

Trommelwirbel...

Ein Bataillon der Ottochaner kam im Geschwindmarsch in geschlossener Reihe vom Tor herauf. In den Straßen plänkelten noch einzelne Schützen, um das Kriegsgebäude und den Stephansplatz zu besetzen. Kanonen rasselten hinterdrein. Aus den Fenstern ließen Frauen, Männer und Kinder weiße Tücher und Fahnen wehen. Ein Hoch über das andre erschallte für den Kaiser und seine Truppen.

Lichter an allen Fenstern, Fackeln auf den Straßen und Plätzen! Wie mit einem Zauberschlag schien die Stimmung geändert. Manchem, dem noch vor wenig Tagen alles schlecht galt, was mit der frühern Ordnung der Dinge in Verbindung stand, der vom Heer nur wie von Feinden gesprochen, die kamen, die junge Freiheit zu unterdrücken, manchem galt jetzt selbst die blutigste Wiedervergeltung in der im Sturm genommenen Stadt als Heldentat.

An der Burg half Kaiser-Infanterie, vom Hauptmann Janda beordert, dem Hofpersonal beim Löschen des Brandes.

„Die Kroaten sind in der Stadt!“ Der Ruf verbreitete sich mit Blitzesschnelle; nur an einzelnen Punkten wurde

noch haltloser Widerstand geleistet. Legionäre und Mobile warfen die Waffen in den Straßen fort und suchten ein Versteck; in den Durchgängen und den Straßenwinkeln rissen sie ihre Abzeichen ab, kamen als ruhige Bürger oder als schaulustige Stutzer wieder zum Vorschein und mischten sich harmlos in die Menge.

Der alte Boghitschewitsch hielt den vom Blutverlust taumelnden Meißner fest. Röbel riß ihm Flug und rasch die Zeichen der Führerschaft vom Rock und löste die Riemen, die seine Arme noch gefesselt hielten.

So zogen sie ihn als Gefangenen in die Reihen des Bataillons, das unaufhaltsam dem Platz am Hof zumarschierte.

Von allen Seiten wurden Gefangene, mit den Waffen in der Hand, ergriffen, herbeigeschleppt und in die Reihen der Soldaten gestoßen, um dem Henker und dem Zuchthaus zu verfallen.

Die Geschütze sprühten schon ihren eisernen Hagel auf die der Vergeltung verfallene Stadt, als Doktor Lazare die Tür des hintern Treppenaufgangs eines Gebäudes aufschloß, das an das Haus der Gräfin Martha Lörkhöny stieß.

Er hatte die Abzeichen der akademischen Legion abgelegt. Sein Gesicht zeigte die gewöhnliche blasser Farbe und den Ausdruck der kühlen Überlegenheit. Um den schmalen Mund lag ein spöttisches Lächeln, wie nach einer gelungenen Rache oder vor einem nahen Sieg.

Lazare warf noch einen Blick durch die Straße; aber nur hastig Vorübereilende, ängstliche Gesichter in den Fenstern, Gruppen, die nur nach dem Lärm des begonnenen Kampfes lauschten. Er schlüpfte in die Tür und verschloß sie sorgfältig hinter sich.

Er war kaum verschwunden, als um die Straßenecke ein großer alter Mann trat, eine Bunda um die Schultern,

einen alten breitkrempigen Hut auf dem ergrauten Haar — Nazi Haspinger. So seltsam auch die Kleidung des Alten zusammengesetzt und so auffallend sonst seine Erscheinung war, erregte sie doch jetzt nirgend Aufmerksamkeit; denn abgesehen von der Ungebundenheit und Verschiedenheit der abenteuerlichen Trachten in den Straßen, hatte jeder vollkommen genug mit sich selber zu tun.

Die scharfen Augen des Tirolers, der dem Doktor Lazare nachspürte wie ein Indianer dem Feind, betrachteten den Ort, wo der Legionär verschwand. Nach kurzem Zögern nahte er sich der Tür und versuchte vergeblich, sie zu öffnen.

Dann umschlich Haspinger das Haus und trat in den engen Hofraum. Er sah sich überall um, ohne jedoch eine Spur von dem, was er suchte, finden zu können.

Nachdem er sich überzeugt, daß das Haus nur diesen Ausgang besaß, stellte er sich gegenüber an der nächsten Ecke auf die Lauer.

Lazare stieg indes eilig die schmale Treppe hinauf.

Das Haus schien unbewohnt — die Eigentümer waren beim Beginn der Belagerung aufs Land geflüchtet. Nur im Erdgeschoß des Hofes hatten sich Leute aus den Vorstädten einquartiert. Die Wohnung im zweiten Stock blieb unberührt.

Auf dem zweiten Absatz der Treppe horchte er an einer Tür und öffnete dann eine zweite nebenliegende, die in ein großes Zimmer führte.

Die Einrichtung spiegelte den Charakter des Bewohners wider. Ein breites italienisches Bett stand an der Seite, mit Seidengardinen überdacht, die auf der Mitte der Wand einen breiten, halb geneigten Spiegel durchschimmern ließen. Allerlei Waffen an den Wänden; ein paar spanische Degen neben dem türkschen Schlafrock an der Wand; orientalisches Rauchzeug, an der Seite auf einem Wandtisch philosophische Werke und eine mit Kupfern verzierte Ausgabe Casanovas, Schriften und Zeitungsblätter auf

einem Tisch vor einem breiten Lederdiwan. Zwischen den beiden Fenstern auf einem Nachttisch eine silberne Wäschschale, daneben eine Unzahl von Büchsen und Fläschchen mit Salben und Duftwassern. An der Seitenwand ein großer, jetzt geschlossener Schreischrank, mit allerhand kostbaren Kleinigkeiten bedeckt. Überall an den Wänden Bilder, die sich mit lockeren Szenen befaßten.

Lazare zog einen Revolver aus der Tasche, untersuchte ihn und legte ihn auf den Tisch. Dann warf er den Rock ab, zog neben dem Bett einen Vorhang zurück, hinter dem mehrere Kleidungsstücke hingen, und kleidete sich um. Dabei schloß er eine Tapetentür auf, horchte in einen dunklen Raum hinaus und verschloß sie dann wieder.

Dann öffnete er eine zweite gegenüberliegende Tapetentür, trat in einen kurzen Gang und von diesem in ein anstoßendes Zimmer. Dieses wies fast nur die nackten Wände. Ein einfaches Bett stand an einer Seite, Wasch- und Kochgeschirr an der andern. Zwei schlechte Stühle und ein alter Tisch bildeten die einzigen Möbel. Das Fenster war mit starken Eisenstäben fest und eng vergittert. Eine zweite Tür führte von dieser abgelegenen Bodenkammer in eine Stube — dort wohnte Franzl, die Braut des Grenadiers Ignaz, die frühere Schließerin im Kriegsgebäude.

Auf einem der Stühle saß Mandl.

Angstvoll hielt sie die Hände gefaltet und starrte durch das vergitterte Fenster hinaus. Der Donner der Kanonen und das Geschrei des Volkes auf den Straßen drang mit erschreckender Deutlichkeit zu ihr herauf.

Das blühende Mädchen war in den wenigen Wochen durch Angst und Leiden abgemagert und verhärtet; auf dem lieblichen Gesicht lag jedoch noch immer ein Ausdruck von Entschlossenheit und Kraft.

Aber aus den dunkelblauen Augen war die kindliche Zutraulichkeit, das Vertrauen der Unschuld gewichen, das wie Schmelz früher auf ihrem Antlitz gelegen. Das harmlose

Mädchen hatte die Gefahr erkennen lernen, in der es schwebte.

Mandl schauerte zusammen, als sie bei dem Geräusch aufblickte und Lazares graue Augen auf sich gerichtet sah.

Er ging auf sie zu und wollte sie umarmen.

„Lassen's mi gehn, Herr! Remmen's mir nit zu nah.“

Mandl flüchtete sich in eine Ecke und streckte die Hände abwehrend aus.

„Ist das der Dank, mit dem du meinen Schutz vergiltst?“

Sie fiel auf die Knie.

„Gott der Herr und die heil'ge Jungfrau mögen mir's vergeben, wenn i Unrecht tu', daß i Enk verschörg! Aber i kann halt nit anders! Lassen's mi gehn, Herr, daß i am Grab von meinem Nönl mi ausrehren¹ kann! I will zu Fuß nach Spruck² gehn und von da in mei Hoamat, und die Heiligen werden mir beistehn.“

„Und Franz, dein Better? Die Kanonen, die du brüllen hörst, bedeuten ihm den sichern Tod, wenn ich ihm meinen Schutz entziehe! Du weißt, was er begangen hat! Es gibt keine Gnade für ihn, wenn die Soldaten ihn fangen!“

Sie zuckte zusammen.

„Oh, Herr, sein's barmherzig! Der Franz hat gfeht, er is unglücklich g'nug, denn Nönl's Fluch liegt auf ihm. Aber wir wollen beten, bis er's wieder gutg'macht hat mit sein Blut und Leben. Nur tun's dem Nönl die Schand' im Grab nit an, den Franz zu verraten!“

Weinend sank sie vor ihm auf die Knie.

„Ihr sollt beide frei von Wien gehen und Reisegeld bis in eure Heimat haben. Aber nicht, wenn du so widerspenstig bleibst! — Komm, sträub dich nicht länger und...“

In diesem Augenblick flammte der alte, entschlossene Geist in Mandl wieder auf.

¹ Ausweinen.

² Innsbruck.

„Rühr' mich nit an!“ rief sie laut. „Gott im Himmel wird dich strafen, du siriger Bub'! Glaubst, i durchschau nit dei böses Herz? Und die Franzl, die du a unglücklich gemacht hast, daß sie wie z'nicht is?“

„Die Franzl?“

„Sie hat mir's gesagt, wie du den Ignaz verführt hast! Du hast sie zu all dem Bösen gezwungen, was sie mir antan. — Hat sie mich nit hergeloct mit der hälen Kunst, daß der Franz Stockhammer im Sterben läg'? Hat sie mich nit seitdem hier festhalten müssen, sie mocht' wollen oder nit? — Gott im Himmel woß, ob's wahr is, daß der Nönl gestorben is!“

„Er ist tot, ich schwör's dir!“

„Nachher wird er mich im Himmel schützen!“

„Dummes Frauenzimmer!“

Er packte sie mit gemeinen Händen; er zerriß ihr die Kleidung.

Nandl wehrte sich verzweifelt. Die Gefangenschaft und der Mangel an Nahrung hatten sie geschwächt; dennoch war die Kraft des Naturkinds immer noch bedeutend. Lazare mühte sich vergeblich, sie zu überwältigen. Mit Fäusten, Zähnen und Nägeln wehrte sie sich gegen ihn und drängte ihn von sich fort, riß sich stets aufs neue von ihm los und flüchtete vom Bett zurück.

Der unerwartet starke Widerstand reizte den sonst so Gelassenen bis zum Wahnsinn; der stumme Ringkampf steigerte seine Gier ins Tierische.

Ein Faustschlag traf die Stirn Nandls. Jäh sank sie hintenüber.

Sie war hinübergeglitten in wohlthätige Ohnmacht...

Draußen, an der gegenüberliegenden Ecke, mitten in Blut und Sterben, stand der greise Haspinger und wartete.

Die Rache des Wahnsinnigen

Maschka, die alte Amme, half der Gräfin Martha Lörhöny beim Umkleiden, indes die Kanonen die Erde Wiens erbeben ließen.

Am Boden lagen Bluse und Schärpe, die sie getragen hatte. Ein schweres Seidenkleid rauschte um ihre feinen Glieder. Schmuck lag auf dem Tisch, eine große schwarzgelbe Bandschleife daneben. Sie zog die Demokratie aus, um wieder die vornehme Dame zu sein.

Maschka zuckte zusammen bei jedem dröhnenden Kanonenschlag. Ihre Finger zitterten.

„Es sich grausig zu hören“, stammelte sie. „Gott im Himmel deinigten, wenn ich denk“, daß du draußen gewesen bist mitten unter all dem Geschieß.“

Gräfin Martha dehnte die Arme.

„Du bist dumm! — Das Leben ist zu schön, als daß man es unnütz gefährden sollte. Als der Lärm losging, war ich in Sicherheit. Es kann dem Gesindel nichts schaden, wenn ihm noch etwas Blut abgezapft wird. Die Kanaille wurde zu übermütig!“

Sie steckte ihre Hände in ein Becken und wusch sie mit kölnischem Wasser.

„Mit Hökerinnen und Fischweibern Revolution zu spielen, ist widrig genug. Pfui Teufel, ich kann den Geruch nicht los werden! Ich bin froh, daß es endlich mit der Pöbelherrschaft zu Ende geht! Sie wird langweilig und unangenehm.“

„Aber Liebling — Kanonen ihrigte werden kehren sich jetzt gegen Ungarland?“

„Was kümmert's mich? Laß sie sich schlagen. Die Kugeln und der Galgen werden unter der würdigen Verwandtschaft hoffentlich etwas aufräumen. Wie die Sache auch ausgeht, ich rechne auf Erbschaft. Graf Stephan Batthyany, mein ehrenwerther Vetter, der Narr, wird Wunder erzählen von meiner Begeisterung für die ungarische Sache — und hier hab' ich für die andre Seite gesorgt. — Lazare ist ein schlauer Teufel, das muß man ihm zugestehen!“

Maschka seufzte. Das Herz des alten Weibes hing trotz seiner Verderbtheit wirklich am Vaterland.

„Aber Goldkind, er betrügt dich! Weiß ich doch sicher, daß er da drüben in dem Haus noch immer hat die Weibsbilder zwei.“

Martha lachte laut auf.

„Ich weiß! — Er ist gerade bei ihnen und verbirgt sich vor dem Kanonenlärm wahrscheinlich unter ihren Röcken!“

„Schande, Schande! Daß er sich abgibt mit Volk gemeinem!“

„Im Liebespiel ist alles gleich, alte Maschka! Eine ist erschaffen wie die andre; und um sich den Kuchen schmecken zu lassen, muß man zuweilen auch grobes Brot essen. Du bist auch jung gewesen, Maschka, und hast mir genug erzählt!“

„Oh, Goldkind, Zuckerherz, will ich doch helfen alles, was Vergnügen macht deinigtes! Sind nur die Männer so schlecht, weil sie können verlassen und betrügen dich!“

„Unsinn! Ich kann mich nicht im Blut hübscher Jungfern waschen, um jung zu bleiben, wie meine würdige Ahnherrin auf ihrer Felsenfeste Lörkhöna. Die Zeiten sind vorüber. Da ich aber nicht wie die Kaiserin Katharina ein Heer und einen Hofstaat zur Auswahl für meine kleinen Belustigungen habe, muß ich es machen wie ihr Günstling Potemkin.“

Die Amme sah sie mit offenem Mund an.

„Weiß ich nicht, wer ist dieser Kerl und was er hat ge-

macht. Mein Goldkind ist gelehrt, aber die alte Amme ist nur ein Weib dummes."

„Er führte seiner alten Geliebten selber die neuen zu und war niemals eifersüchtig, meine gute Maschka. Aber wahrhaftig, weißt du, was verlockend sein muß, Amme?"

„Sag' mir's, Goldkind!"

Martha schloß die Augen und dämpfte die Stimme.

„Unter dem Donner der Kanonen, und während in den Straßen die Kanaille sich schlägt und die Tore sich mit Kugel und Bajonett zerfleischen — hier oben in süßer Ruh' in den Armen eines Liebsten zu liegen! Ich beneide fast die Tiroler Dirne und den Spitzbuben Lazare! Sind Offiziere im Haus?"

„Keine Seel'! Marosch hält Wache, daß keiner von dem Volk wienerisch hereinkommt, wie du's befohlen heut morgen."

Martha warf sich lang hin auf den Diwan und zog das Knie in die Höhe.

Draußen krachte Schuß auf Schuß. Die Angst des Volkes heulte über den Platz. Das Mordio der rasenden Sieger steigerte sich immer mehr.

Die Amme zog die schwere Gardine des Fensters zurück und starrte auf den Platz. Schüsse knallten von der Wache her am Kriegsgebäude.

Ein Offizier der Volksgarde sprengte vom Salzgries und rief den Leuten zu, die Waffen niederzulegen.

„Gott, barmherziger! Sie schießen ihn tot!" schrie Maschka.

„Wen?"

Martha hob gelangweilt den Arm über den Kopf.

„Den Reiter — ein Offizier! — Gott, er stürzt! — Die Teufel!"

Wüstes Geschrei grölte herauf.

„War er jung und hübsch?" fragte die Gräfin.

„Der schmucke Herr, der vorgestern mit Graf Stephan gewesen hier!"

„Der Narr! Er hätte sich hier oben besser unterhalten! Schade, daß der Franz Stockhammer verrückt geworden ist!“

„Nimm dich in acht vor ihm, Goldkind; hat er geführt Reden schlimme, als ihn gestern der Marosch mit Gewalt aus der Tür stieß. Sieht aus wie ein Betsyar, wie ein Räuber, der begehen will Mord!“

„Dummchen! — Ein Wort von mir würde ihn wieder zum Lamm machen!“

Das Wort war noch nicht verklungen, als mitten in dem Lärm der Straße und dem Donner der Geschütze ein heiserer, grimmiger Schrei im Haus aufschallte, ein wilder Fluch in ungarischer Sprache folgte; dann das Geräusch eines heftigen Kampfes, ein schwerer Fall im Flur.

„Was ist los?“

Die Tür flog auf unter einem gewaltigen Fußtritt; am Boden draußen wälzte sich der alte Marosch. Auf der Schwelle, als hätte der Übermut der Gräfin ihn heraufbeschworen, stand der Tiroler Feldwebel, Franz Stockhammer — der Verlobte Mandls, der Verwandte des alten Haspinger.

Wer ihn in seiner gesunden Kraft gekannt hatte, ihn, den Sohn der Berge — alle Schönheit der frischen, unverdorbenen Männlichkeit auf dem bräunlichen Antlitz — er hätte ihn nicht wiedergefunden in dieser dünnen Gestalt, das Gesicht hohlwangig, Wahnwitz in den tiefliegenden Augen.

Der Waffenrock schlotterte in Lumpen um seine Glieder. Überall Schmutz und Vernachlässigung. Das sonst lockige Haar hing in feuchten Strähnen zu dem seit Wochen verwilderten Bart nieder.

Von Zeit zu Zeit flog ein Schauer, ein jähes Zucken, wie von heftigem Schmerz, über ihn hin — dieser Krampf schien von seinem linken Arm zu kommen, der in einem schmutzigen Tuch hing.

Die Gräfin richtete sich auf dem Diwan auf. Ihre eine Hand stützte sich auf die Kissen, die andre faßte nach dem

edelfsteinbesetzten Griff des Dolches, der mit den Terzerolen auf dem Tisch vor ihr lag.

Sie starrte den Mann an, dem sie Frieden, Ehre, Glück geraubt.

„Was soll das heißen? — Wie können Sie es wagen, hier einzudringen?“

Franz Stockhammer lachte grell auf.

„Hochzeit — Hochzeit! Hörst du nit die Böllerschüß von den Bergen? Der Franz hat für dich die Scheib' geschlagen¹, auf dem Kaiser sei Burg geht a blau's Räuchl auf! I kimm' heimzuholen mei Diandl, zum Pfarrer, der uns traun soll!“

„Unsinn! — Was soll das?“

Franz trat ein. Zitternd und zagend stand die Amme im Winkel. Er fuhr sich ein paarmal mit der Rechten über die Stirn und schüttelte sich.

„I fühl', daß i z'nicht bin — da — da sitzt's! Was wollt' i doch gleich bei der herrischen² Gräfin? Richtig — jetzt hab' i's wieder. Da, da donnert's ... und jeder Donner schlägt den Franz Stockhammer, den Verräter, tausend Meilen tief in den Abgrund seiner Schand'! 's ist aus mit mir! Sie kommen, mi z' holen! Aber zuerst will i den Hosennagler tanzen zur Hochzeit mit mein Weib, der herrischen Gräfin! Ei kimm! Hussa! Hoi — ho — juh!“

Er schnalzte nach Tiroler Art mit den Fingern und stürzte auf die Gräfin zu.

„Sie sind wahnsinnig! — Zurück, oder ich schieße!“

Martha hob das Terzerol.

„Schießen? Schau, Bräutl, 's ist nit mehr nötig! Der Ruech, der Lazare, dein zwoater Mann, hat's schon tan.“

Er schüttelte den verwundeten Arm gegen sie, daß die Lumpen sich lösten und zum Teil herabfielen.

¹ Eine Tiroler Sitte.

² Vornehmen.

Ein entsetzlicher Anblick zeigte sich.

Dem Unglücklichen hatte der Pistolenschuß Lazares, der ihn auf der Barrikade traf, als er sich zwischen ihn und seine flüchtenden Verwandten, den alten Haspinger und Mandl, warf, die linke Hand zerschmettert, und man hatte sie abnehmen müssen. Das war aber wahrscheinlich von einem Pfuscher ausgeführt worden, oder die Pflege im Lazarett war schlecht gewesen: jedenfalls, die Wunde befand sich in grauenenerregendem Zustand. Nur die selbst von dem überstandenen Elend nicht gebrochene Riesenkraft des Alpensohnes hatte der Verheerung der Krankheit zu widerstehen vermocht, und im Tumult der letzten Tage war er aus dem Lazarett geflüchtet.

„Zurück!“ drohte Gräfin Martha noch einmal.

„Mit ohne dich! Der Franz muß sei Hochzeitsnacht halten!“

Er stürzte zu ihr hin. Ein Blitz, ein Knall. Ein Schrei gelgte auf.

Die Kugel war unter dem Arm des Tirolers hindurchgeflogen. Sie traf den alten ungarischen Diener Marosch, der sich aufgerafft hatte, um zu Hilfe zu eilen, in den Hals.

Er taumelte an der Wand des Vorzimmers nieder.

Heulend warf sich die alte Maschka über ihn.

„Fuchhei! — Rote Hochzeit! Rote Hochzeit!“

Feldwebel Stockhammer riß in seiner an Wahnsinn grenzenden Erregung der Gräfin mit der gesunden Faust das Stilett aus der Hand, das sie für das nutzlose Terzerol ergriff. Er schleuderte es weit fort.

„Lustig, lustig! — Der Franz ist nit mehr der blöde Bua! Sollst dei Freud' und dei Lust an ihm haben!“

Er schleuderte die sich Behrende zurück auf das Sofa. Ihr Hilferuf, ihr Geschrei verhallten ungehört im Lärm der Straßen, im Donner der Schlacht.

„Laß mich! Laß mich los! Fort von mir —“ keuchte sie.

Seine Wunde brach auf, und Blut floß bei dem tollen Ringen über ihr Gesicht, ihre Arme, ihren Leib.

„Rote Hochzeit! Rote Hochzeit! — Mei Weib, mei Herrische, hussa!“

Er hielt sie mit seinem rechten Arm umschlungen, daß ihr der Atem versagte. Mit den Zähnen riß er gleich einem Raubtier seinem Opfer die Kleider zu Fetzen.

„Hussa — hussa!“

In seiner Umschlingung zerbrach auch ihr letzter Widerstand. Mit einem Hilferuf, der wie ein Röcheln verklang, sank sie zurück.

Draußen, an der gegenüberliegenden Ecke, mitten in Blut und Sterben, stand der greise Haspinger und wartete.

Neben dem sterbenden Marosch kniete die jammernde Amme Maschka. Sie waren beide zusammen jung gewesen, die Leibeigenen, die Sklaven des Vaters der Gräfin Lörthöny, der sie in bösen und guten Tagen als willenlose Geschöpfe ihr ewiges und irdisches Teil in hündischer Treue geopfert; sie hatten beide, als sie jung waren, einander geliebt, bis der starre Wille oder die Laune ihres Herrn sie voneinander riß und das Mädchen einem andern gab. Den schlanken Burschen nahm er mit in den Franzosenkrieg und dann in das wüste Leben der Hauptstädte Europas.

Sie waren zusammen alt und grau geworden im Dienst der verlorenen Tochter ihres Herrn, der einst das geringe Glück zertrat, das ihnen bescheiden aufgeblüht war im Leben. Und zum erstenmal beachtete das knechtische Werkzeug, die Helferin ihrer Laster, den Ruf der Herrin nicht — in dem Bemühen, dem Gefährten ihrer Jugend die letzte Liebe zu erweisen.

Die alte Frau nahm den Kopf des Sterbenden in den Schoß und versuchte vergeblich, den Blutstrom der Wunde zu hemmen. Sie murmelte Gebete, die sie im Dienst der Gräfin halb vergessen hatte.

„Stirb nicht, Marosch! Heiliger Stephan, hilf ihm! Martha hat nicht gewollt deinen Tod! Ist sich nir als ein kleines Loch! Wird werden gut, wenn Doktor kommt! Wird sich geben dir blanke Gulden für den Schmerz, den sie dir gemacht ohne Willen!“

„Der Teufel hole die Gräfin und dich!“ gurgelte der Sterbende. „Ist sich Loch noch so klein, fährt doch Seel' heraus! Was schießt sie auf Ungarmann und nicht auf den Kerl?“

„Hast gehalten so oft Dukaten zwischen Fingern deinen zum Spaß, wenn Goldkind geschossen ihn fort. Wird nicht schlimm sein auch diesmal, wenn du nur betest zu Heiligen im Himmel!“

„Im Himmel!“ Der Blutende richtete sich halb auf. „Maschka, Himmel und Heiligen sind für die Magnaten und reichen Herrn, nir für die Armen. Aber hast recht, Maschka, wie immer. Ein Ungarmann ist treu wie Hund und soll sterben wie Hund!“

Er versuchte, sich an der Alten aufzuraffen; aber Blut stürzte aus seinem Mund. Er fiel röchelnd zurück.

„Jesus Maria! Der Marosch stirbt!“

Endlich lockerte sich die tödliche Umklammerung. Langsam, wie zerbrochen, löste sich Gräfin Martha. Das Haar hing ihr wirr um das Gesicht. Keuchend stolperte sie zum Ausgang.

Franz Stockhammer richtete sich auf vom Diwan; seine Augen waren matt, glanzlos. Fahle Blässe überzog das vorhin fiebergerötete Gesicht. Er preßte die gesunde Hand vor die Stirn, als wolle er einen drückenden Traum bannen. Die tiefe Abspannung brachte nach Wochen vielleicht wieder das erste klare Bewußtsein in seine umnachtete Seele.

„Wo bin i? — Mir is so z'nicht im Kopf! Was hab' i tan?“ stammelte er.

„Du sollst es büßen!“ knirschte Gräfin Martha.

„Hole Leute herbei, Maschka! Er darf das Haus nicht verlassen!“

„Jesus Maria! — Der Marosch — er stirbt!“

„Was kümmert mich der Marosch!“ Sie stampfte mit dem Fuß auf. „Gehorche!“

Ehe die Alte dem hartherzigen Befehl folgen konnte, wurde die Seitentür nach den hinteren Gemächern aufgerissen.

Lazare stürzte herein.

Zugleich donnerte an die Tür draußen, die er verriegelt hatte, ein Beilschlag, der das Schloß erzittern machte.

Lazare schloß hastig hinter sich und drehte den Schlüssel um. Dann warf er einen furchtsamen Blick um sich.

„Möge der Teufel den alten Schurken holen! Fort! Es geht uns ans Leben!“

Martha rang die Hände.

„Was ist?“

„Der Satan ist hinter mir — die nichtswürdige Franzl und der alte Tiroler! Er schlägt die Türen ein! Er ist rasend! — Er hat die Kraft eines Bären!“

Die Gräfin erschrak. Ihre Fäuste ballten sich.

„Ist denn die Hölle los? Bist du ein Mann, daß du dich vor einem Greis fürchtest? — Hilf mir lieber den Buben dort züchtigen! Er hat den Marosch erschlagen und Hand an mich gelegt!“

Doktor Lazare warf einen entsetzten Blick auf den Wahnsinnigen und auf den Sterbenden zu seinen Füßen.

Da hörte man die Tür im Nebenzimmer unter den Beilschlägen des Verfolgers einstürzen. Von der Straße herauf klangen, noch entfernt, die herausfordernden, kecken Töne der Militärmusik — der Prager Marsch.

„Hurra!“

„Zivio! Zivio!“

„Es lebe der Kaiser!“ hallte es laut.

„Jetzt ist keine Zeit zu Erörterungen“, sagte Lazare plötz-

lich Kaltblütig und entschlossen. „Wenn der Rasende uns erreicht, sind wir beide verloren! Das Militär allein kann uns schützen!“

Ein Schlag donnerte gegen die Zimmertür.

„Oh, Goldkind, der Marosch...“

„Zur Hölle mit ihm! — Fort!“

Lazare schritt über den Leichnam und zog die Gräfin mit Gewalt hinterdrein.

„Bist hin, Kamerad?“ Der Feldwebel Stockhammer wankte zu Marosch und kniete in der Blutlache neben ihm. „Schau, der Tod is a Kräutl für alles Leid. Ist der beste Freund! Mehr¹ nit, Weib — hörst nit, wie der Herrgott redt im Donnern, und die Lawine begrabt die Menschheit im Tal?“

Seine Hand schlug das Kreuz über Stirn und Brust.

So erblickte ihn Nazi Haspinger über die stürzende Tür hinweg.

Er prallte zurück.

„Franz! Da bist? — Da?“

„Water Haspinger! Jesus Maria! Und die Mandl!“

Totenblaß taumelte Franz Stockhammer auf.

„Rühr' sie nit an! Sie is ka ehrliche Dirn mehr! Der Franz a Verräter — und das Diandl — Gott im Himmel, womit hat der Haspinger die Schand' verdient?“

In jäher Schwäche sank die erhobene Faust mit dem Beil. Hinter ihm tauchte Franzl auf.

Aber selbst in diesem tiefentwürdigten Weib lebte der Götterfunke der Liebe und Aufopferung. Lazare hatte Franzl zur Wächterin und Gefährtin der von ihm entführten Mandl gemacht; er hatte geglaubt, eine Helferin in ihr zu finden und durch sie den Widerstand der Tirolerin leichter zu besiegen. Aber wenn auch die Dirne nicht wagte, die Gefangene zu befreien, so duldete sie oft selber rohe Miß-

¹ Weine nicht.

handlungen für sie. Vergebens versuchte Lazare, sie aus der Wohnung in dem Hintergebäude zu vertreiben, als er ihren Widerstand merkte; Franzl weigerte sich trotzig und drohte, die Tirolerin mit sich zu nehmen. Ihr Einfluß unter ihresgleichen war durch ihren fecken, bald alle Schranken überspringenden Charakter groß geworden, und Lazare hatte sie selber zu so vielen geheimen Zwecken benutzt, daß er sich scheute, unnützen Lärm zu erheben. Wie bei allem, was er tat, zählte er auf eine günstige Gelegenheit; er wußte, daß es ihm ein Leichtes sein werde, sie sich später vom Hals zu schaffen, wenn die belagerte Stadt fiel.

Franzl stand jetzt mit erhitztem Gesicht hinter dem Tiroler. Ihr Äußeres zeigte die Spuren eines Handgemenges — sie hatte sich nicht gescheut, Lazare anzugreifen, als sie auf der Flucht vor den eindringenden Soldaten heimflüchtete und die ohnmächtige Mandl in seinen Armen fand.

Freilich wäre sie ihm wohl bald unterlegen gewesen, wenn ihr nicht unerwarteter Beistand gekommen wäre.

Der draußen beobachtende Haspinger benutzte ihre Heimkehr; er eilte ihr, da Lazare nicht zurückkam, durch die offene Tür nach.

Ein Blick ließ den alten Tiroler alles erkennen; mit einem stöhnenden Wehlaut befreite er Mandl.

Diesen Augenblick benutzte Lazare zur Flucht. Er fand kaum Zeit, den Revolver zu ergreifen und die Flurtür zu öffnen; da brach die andere schon unter dem Fußstoß des alten Tirolers zusammen.

Der Flüchtende schoß zwei Kugeln hinter sich ab; sie verfehlten ihr Ziel. So ging die Jagd durch den Flur und mehrere Räume dem Borderhaus zu. Nur die Ortskenntnis ermöglichte Lazare, dem ergrimmtten Verfolger einen Vorsprung abzugewinnen und ihn durch Verschließen der Türen aufzuhalten.

Franzl zog Nandl hinter sich her. Das Gesicht der Tirolerin war noch entstellt von den Faustschlägen, mit denen Lazare sie betäubt hatte.

Als Nandl ihren einstigen Verlobten sah, zuckte sie heftig zusammen. Dann breitete sie ihm flehend die Arme entgegen. Ein Tränenstrom erleichterte ihre Verzweiflung.

„O Franz! Franz!“

Als schüttelte der Feldwebel bei ihrem Ruf gewaltsam die letzten Wolken ab, die seinen Geist umnachteten, so sprang er aus der Blutlache auf.

„Herr im Himmel! Was is mit mir g'schehn? — Bei meiner Mutter selig! Sprich nit aus, Nönl, was dir auf der Lipp'n schwebt!“

„Der Franz Stockhammer ist tot für mich!“ sagte Haspinger dumpf und fest. — „Wo ist er außi?“

„Wer?“

„Der rueche Bua! Er hat dem Diandl Gewalt antan! — Er muß sterben!“

„Ich woaß nit, was d' red'st, Nönl! Was ist g'schehn?“

Der schwere Schlag der Haustür dröhnte herauf.

„Dort außi — sie sein aus dem Haus gflohn!“ schrie Franzl.

Der Greis stieß die heulende Amme zur Seite.

„Wenn du von Haspingers Blut bist, kimm!“ bligten seine Augen den Feldwebel an.

Mit der Kraft eines Jünglings flog der alte Mann den Gang entlang, über die breite Stiege hinab und durch den Flur des Hauses, den er vor wenigen Wochen erst an der Hand Nandls zu seinem und ihrem Unglück betreten hatte.

Franz Stockhammer wickelte stumm die blutigen Binden um den Armstumpf und winkte den beiden Mädchen.

„Kemmt! I fühl's ... der Tag des Gerichts is da!“

Er folgte Haspinger mit schweren Schritten. Die beiden Mädchen eilten ihm nach. Die alte Maschka hezte bald Flüche, bald Gebete hinter ihnen drein.

Der Platz am Hof bot ein wildes, stürmisch belebtes Bild.

Vom Kohlmarkt und der Freitung drangen die Seressaner herauf; die Plänkler der Ottochaner trieben die letzten Haufen der Mobilien und Legionäre vor sich her. Auf dem Platz entspann sich vor dem Kriegsgebäude ein kurzes, hitziges Gefecht, indes die Feldmusik des im Geschwindigkeit anrückenden Bataillons näher und näher ertönte.

Die Stadtgarden an der Hauptwache standen Gewehr bei Fuß. Sie erwarteten die Ankunft und die Ablösung der Truppen und wiesen jeden Versuch der Mobilien, sich in die Höfe des Gebäudes zu werfen, zurück. Einzeln und gruppenweise schossen und stachen sich die flüchtenden Mobilien und Legionäre mit den plänkeldnden Jägern und Grenzern herum, in letzter Verzweiflung und Wuth; aber mit jedem Augenblick verminderte Flucht und Tod ihre Zahl.

Als Lazare mit der Gräfin Martha aus dem Haus trat, erschien die Spitze des Zuges auf dem Platz und marschierte, unbekümmert um das Scharmügel, gegen den Eingang des Kriegsgebäudes.

Lazare erkannte, obgleich die Dämmerung schon eingetreten war, mit raschem Blick die Sachlage. Er riß die Gräfin mit sich fort, schwenkte mit der andern Hand sein Tuch und eilte auf den kommandierenden Hauptmann zu.

„Es lebe der Kaiser! — Zu Hilfe, zu Hilfe!“

„Was will der Mann?“

„Im Namen des Fürsten Windischgrätz, Herr, verlange ich Ihren Schutz für mich und diese Dame! Man verfolgt uns, weil ich kaiserlich gesinnt bin. Lassen Sie jenes Haus dort besetzen! Es stecken dort noch Führer der Rebellen und Feinde der guten Sache!“

Der Hauptmann hielt einen Augenblick an.

„Wer sind Sie?“

Die scharfen Augen Lazares hatten ihn erkannt.

„Ich stehe unterm Schutz des Fürsten; Sie sahen mich

bei ihm diese Nacht im Schwarzenbergischen Garten! — Zum Teufel! Dort kommen sie! — Ihren Schutz, Herr!”

Er drängte sich und die Gräfin zwischen die Reihen der Soldaten, die sich um sie wie eine eiserne Mauer schlossen.

Über den Platz raste in langen Sprüngen der alte Tiroler; er schwang das Beil. Dicht hinter ihm verließ der Feldwebel Stockhammer mit den beiden Mädchen das Haus.

Die beginnende Dunkelheit hatte Haspinger die Spur seines Opfers verlieren lassen.

In diesem Augenblick warf sich das letzte Häuflein der Barrikadenkämpfer, durch die Plänkler abgeschnitten, zwischen ihn und den Feldwebel mit den Mädchen, und wurde trotz verzweifelter Widerstand gegen die Truppen getrieben.

Es waren sechs oder acht, darunter ein Soldat im Waffenrock des Bataillons Richter. Er wehrte sich wütend mit Kolben und Bajonett.

Mandl riß sich von ihrer Gefährtin los, als sie Haspinger erblickte, und floh zu ihm hinüber.

„Um Jesu Lieb willen, rette den Franz, Könl! Rette den Franz oder sie schießen ihn tot!”

„Gott geb' es!” stieß der Alte hervor. „Besser da als auf 'n Anger!”

„Ignaz!”

Der Grenadier des Bataillons Richter hielt einen Augenblick inne. An seine Brust flog Franzl und umschlang ihn; es war der Soldat, für den sie damals dem Verführer Lazare in der Kneipe der Wieden den Kuß gegeben hatte.

„Ignaz, bitt' um Gnade! Tu's um meinetwillen.”

„Falsche Here — hast mich verraten!” knirschte der Soldat. „Sterben muß ich, so oder so!”

Er versuchte sie von sich zu stoßen, aber sie klammerte sich an ihn.

Gräfin Martha griff nach dem Arm des Offiziers.

„Sehen Sie den Mann dort in der zerrissenen Uniform — zwischen den drei andern?” fragte sie.

„Was ist mit ihm?“

„Er ist ein Soldat, ein Überläufer — schuld an dem Unglück vom Sechsten!“

„Erste Sektion Front! — Fällt das Gewehr! — Vorwärts! Fangt die Schurken lebendig!“

Drei der Mobilien schlugen sich noch — alles Männer von den Truppenteilen, die sich am 6. Oktober mit den Wiener Aufständischen verbrüdet hatten und zu ihnen übergegangen waren. In ihrer Mitte stand der Feldwebel Franz Stockhammer, die Arme gekreuzt, unbeweglich.

Die drei Männer wußten, daß sie dem Tod verfallen waren. Sie schlugen sich, aus vielen Wunden blutend, um wenigstens im Kampf einen ehrlichen Soldatentod zu sterben. Der Kreis der Bajonette verengte sich um sie.

„Halt! Gewehr ab!“

Das erste Wort, das der Feldwebel zu den ehemaligen Kameraden sprach, klang so mächtig und gebietend, daß zwei der Soldaten die kurzen Säbel sinken ließen. Nur der dritte, Franzls Geliebter, hob die Muskete.

„Nimm Gnade, Ignaz, nimm Gnade!“

„Niemals!“

Sein Kolben schmetterte gegen die Bajonette. Zehn Eisen zuckten nach seiner Brust — das Mädchen warf sich vor ihn — und die Eisen durchbohrten die beiden Leiber, im Tod vereint.

Die andern und Feldwebel Stockhammer waren im Nu entwaffnet und gebunden.

Ruhig und sicher stand Lazare mit der Gräfin Martha zwischen den starrenden Bajonetten. Der Wall der Soldaten schützte sie gegen die Rache derer, deren Glück sie zerstört.

Der alte Haspinger hielt die weinende Mandl im Arm und suchte sie mit Liebesworten zu beruhigen. Seine Kraft war gebrochen, als sein Auge auf Franz Stockhammer fiel. Die Arme auf den Rücken gebunden, stießen die Sol-

daten ihn mit den beiden andern Gefangenen in den Kreis der Offiziere.

Die Zahl der anmarschierenden Truppen wuchs von Minute zu Minute. General Karger hielt mit seinem Gefolge schon auf dem Platz. Nach allen Seiten entfernten sich Abteilungen, um die wichtigsten Punkte zu besetzen.

Die Wache der Volksgarde am Kriegsgebäude war schon entwaffnet, das Gebäude besetzt. Auf dem Platz schickten sich die Ottochaner und die Jäger an, zu bivakieren. Vom Roten-Turm- und Kärntner Tor her kam die Nachricht, daß die Truppen einmarschierten; Feldartillerie proßte auf dem Platz ab und lehrte die Mündungen drohend gegen die inneren Straßen. Aber jeder Widerstand hatte aufgehört; die Stadt war in der Gewalt des Kaisers.

Lichter in den Fenstern, Fackeln auf den Straßen erhellten den Platz.

General Karger betrachtete mit finstern Blick die Stelle, an der Graf Latour, der Kriegsminister, geendet hatte. Fortwährend führte man ihm neue Gefangene vor oder überbrachte Meldungen.

In dem Augenblick, als er mit Lazare und der Gräfin Lörkhöny einige Worte wechselte und auf das Drängen des Doktors, der sich auf seine Unterredung mit dem Feldmarschall berief, eine Wache für die Wohnung der Gräfin bewilligt hatte, führten die Grenzer die drei gefangenen Soldaten heran. Zugleich brachten andre den alten Haspinger, den sie mit dem Beil in der Hand ergriffen hatten.

„Schändlich!“ rief General Karger. „Kaiserliche Soldaten unter den Rebellen? Ein Deutschmeister¹! Dein Name, Schurke?“

„Stefan Winger!“

„Und du?“

Der zweite Mann schwieg trotzig und warf nur einen

¹ Regiment Deutschmeister.

tückischen Blick unter den buschigen Brauen auf die Sieger. Aus einer Kopfwunde perlte das Blut dunkel über sein böhmisches Gesicht. Aber die alte Jägeruniform verriet ihn.

„Hier ist das Zeichen des zwölften Bataillons!“ sagte eine Stimme aus der Umgebung.

„Der Strick ist zu gut für den Buben! Fort mit ihnen, bis Standgericht über sie gehalten wird. — Wer ist dieser?“

„Er hat sich ohne Widerstand ergeben und war unbewaffnet“, berichtete ein Offizier.

„Ein Fahnenflüchtiger! Feldwebel Stockhammer vom Bataillon Richter!“ rief eine Frauenstimme.

Alle Blicke wandten sich zur Gräfin Lörkhöny um. Ruhig und kalt wiederholte sie ihre Worte.

„Von Richter? — Der Halunke! Es waren die ersten! Hierher, Herr Major, wenn's beliebt!“

Ein Stabsoffizier ritt heran.

„Was befehlen Erzellenz?“

„Kennen Sie diesen Gefangenen? Er soll ein Überläufer von Ihren Grenadieren sein?“

Der Major ritt einen Schritt vor. Anfangs erkannte er den von Leiden und Krankheit Entstellten nicht. Dann schrak er fast auf.

„Um Gott! Feldwebel Stockhammer! Wie kommen Sie hierher? Euer Erzellenz erinnern sich, daß die Depeschen zum Ausmarsch der Truppen und wichtige Papiere am 6. Oktober verloren gingen — das ist der Mann, dem sie übergeben waren!“

„Also ein doppelter Verräter! Halt, der Mann ist verwundet. Er wurde vielleicht bei Verteidigung der Depeschen angefallen — vielleicht sind sie ihm mit Gewalt abgenommen worden! — War er ein tüchtiger Soldat?“

„Der beste im Bataillon!“

„Die Papiere sind ihm nicht abgenommen worden! Er hat sie als Verräter den Führern der Revolution überliefert!“ rief die Gräfin. „Ich kann es bezeugen, denn es

geschah in meiner Gegenwart — und dort steht sein Genosse!“

Sie wies nach dem alten Haspinger. Entsetzt über die freche lügnerische Anklage starrte er sie an.

„Halt“, sagte der Major. „Das ist ein Irrtum. Ich erinnere mich, diesen Mann gesehen zu haben. Er selber brachte die Papiere zurück, die der dort unterschlagen hatte; aber es war zu spät.“

„Euer Exzellenz halten zu Gnaden, der Greis ist unschuldig“, sagte vortretend der Kapitän Odelga. „Er war diese Nacht bei den Truppen im Belvedere und kann erst mit uns in die Stadt gekommen sein.“

„Wir haben keine Zeit, das zu untersuchen“, entschied der General. „Lassen Sie den Schurken Fesseln anlegen. Bringen Sie den Alten dort mit den andern Gefangenen zur Wache, bis er sich ausweist. — Major Kaiser! Lassen Sie den Stephansplatz besetzen und eine halbe Batterie vor dem Turm auffahren. Ihr Bataillon bivouakiert auf dem Platz und in der Kirche. — Wie steht es mit dem Brand?“

Ein Adjutant berichtete, daß man des Feuers in der Hofburg Herr geworden sei.

„Lassen Sie alle zehn Minuten Kavalleriestreifen durch die Straßen ziehn. Beim geringsten Widerstand geben die Posten Feuer. Jetzt, meine Herren, zum Kriegsgebäude — denn — Wien gehört wieder dem Kaiser!“

Er hob die Hand.

Tausendstimmiger Soldatenruf über den ganzen Platz hinweg erschütterte die Luft.

„Zivio! Zivio!“

„Es lebe der Kaiser!“

*

Inhalt

	Seite
Zwei arme Liebende	7
Die Hörigen	26
„Den Tod austreiben...“	43
Kossuth	57
Raubtier Mensch	68
Vor dem Sturm	88
Der Mann mit dem grauen Rock	93
Ein Kämpfe Andreas Hofers	105
Das rote Zimmer	125
Der geheime Führer	150
Um das Bataillon Richter	170
Latour	192
Achtzehnhundertzehn	225
Um ein Kind	239
Verschwunden!	269
Der Ring um Wien	278
Die Truppen des Kaisers	285
Hinter den Mauern	334
Das letzte Ringen	349
Die Rache des Wahnsinnigen	365

Sir John Metcliffe's Werke

=====

In der Meister-Ausgabe von Barthel-Winkler

Bisher erschienen:

- | | | | |
|----------------------|---|-------|---------------------------------|
| Nena Sahib | { | Bd. 1 | Volk in Folter |
| | | " 2 | Maharani Margarethe |
| | | " 3 | Ram Ram Mahadeo |
| Früher Puebla | { | " 4 | Die Abenteurer der Sonora |
| | | " 5 | Zu den Quellen des Buenaventura |
| | | " 6 | Goldfieber |
- Bd. 7 Die Wölfin von Skadar
 - " 8 Das Testament Peters des Großen
 - " 9 Um das Schwarze Meer
 - " 10 Sewastopol
 - " 11 Udda und Edda
 - " 12 Auf heißer Erde
 - " 13 Die Eisprinzessin
 - " 14 Die Affassinen
 - " 15 Garibaldi
 - " 16 Die Venus von Rom
 - " 17 Magenta und Solferino
 - " 18 Capitana Maria
 - " 19 Die Donner von Gaëta
 - " 20 Das Kreuz von Savoyen
 - " 21 Der Totengräber von Paris
 - " 22 Bomben vor der Oper
 - " 23 Stirb, Dräfini!
 - " 24 „1848“
 - " 25 Im Hexenkessel
 - " 26 Barrikaden in Wien
 - " 27 Zigeuner und Pandur
 - " 28 Der Gang nach Villafranca
 - " 29 Flammen im Osten
 - " 30 Das Geheimnis des Weißen Adlers

Gebunden in Ganzleinen je M. 4.80, in Halbleinen je M. 4.—

=====

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Man verlange ausführliche Preisliste

64654053

